This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Vet. Ger. III B. 385

Vet. Ger. III B. 385

Erzählungen

von

Thereſe Huber.

V.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Gesammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In sechs Theilen.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.

Erzählungen

von

Therese Huber.

Gesammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

In sechs Theilen.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 FEB 1965
OF OXFORD
LIBRARY

I.

Familienzwist.

An einem schönen Sommerabend war Frank bis Hayn, einem Dorfe auf dem Wege nach N. gekommen, als seine Chaise in den tiefen Gleisen brach und er zu seinem großen Verdruß vernahm, daß er erst am folgengen Morgen weiter kommen könnte. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine Postchaise aus M. kommen zu lassen, ja der rüstige Sechziger hätte den Rest des Wegs zu Fuß fortsetzen können; aber das reinliche Dorfwirthshaus gefiel ihm, oder er hatte überhaupt nicht zu eilen, genug, er befahl seinem Diener, ihm ein Schlafzimmer zu bestellen, und machte sich zu einer Wanderung in der Umgegend des Dorfs auf dem Weg. Der Mann war vor mehr als dreißig Jahren nach Amerika ausgewandert, hatte alle Verhältnisse mit seinem Vaterlande abgebrochen und kam nun in die Nähe seiner Geburtsstadt, in welcher zwar keiner der Seinigen mehr lebte, wo aber doch tausend Andenken ihn bewegten. Er war in einem holländischen Hafen ans Land gestiegen, in den Niederlanden suchte er keine Ähnlichkeit mit Franken auf, von der deutschen Grenze an war er im schlechtester Wetter Tag und Nacht gereist, nun war er fast

am Ziel, und der schönste Abend wollte ihm die väterlichen Fluren recht vortheilhaft zeigen. Er erinnerte sich wohl, in seiner Jugend dieses Dorf besucht zu haben, aber Alles war ihm jetzt fremd. Die Menschen, die Wohnungen, der Anbau des Landes, die Natur selbst schien ihm den Charakter von Beengung und Nothbehelf zu tragen. Der gewaltige Strom seines neuen Vaterlandes, die reifen Bäume, zwischen denen man den duftenden Stauden Raum ließ, ihre breiten Blätter zu entwickeln, die Weideplätze zwischen den üppig wachsenden Mais-, Taback- und Indigofeldern, die weit um die bequemen Wohnungen verbreitet lagen, aus denen festgerollte Wege, mit Bäumen bepflanzt, zu den Nachbargütern führten, hatten sein Auge an einen Maßstab gewöhnt, bei dem das Gemälde, das diese Hügel einschloß, zur Miniatur wurde. Das Dorf mit seinen kleinen Häuserchen, nach Landesverordnung unlängst mit Ziegeldächern versehen, mit seinen kleinen Gärtchen, lag wie eine Christbescherung vor ihm, und der alte Mann fand, daß sein Vaterland ihm so fremd geworden war, wie die Freude jenes Kinderfestes seinem trüben Sinne. Grübelnd schritt er längs eines Waldsaums hin, der in der halben Höhe einer Hügelreihe die Saatfelder begrenzte; jetzt bog er um eine tief ins Thal reichende Ecke des Waldes, von der nicht weit entfernt er den Gottesacker erblickte, und zugleich in dem Schatten der äußersten Bäume einige Kinder, die mit Kränzeflechten beschäftigt waren. Es war die Jahrszeit der Wiesenblumen; zwei kleine Mädchen verbrauchten einen vor ihnen liegenden Haufen derselben zu ih-

rem kindlichen Spiel, ein schöner neunjähriger Knabe kletterte eben von einem Baume, wo er kleine Eichenbüsche gepflückt, aus welchen das älteste Mädchen mit besonderer Sorgfalt, einzig Vergißmeinnicht dazwischenmischend, einen Kranz wand. Frank blieb, durch Gebüsch ihren Augen entzogen, sie zu beobachten, stehen. Frank hatte seit langen Jahren seine Muttersprache nicht von Kindern gehört. „Der ist für Großvater," rief das Mädchen fröhlich, als sie fertig war, und hielt den Kranz in die Höhe. — „Und der für Großmutter, der für Tante Claire, der für Oheim Karl, und ich habe den für Vater und Mutter, und Ihr müßt die übrigen Blumen in Eure Schürzen fassen, um den Boden zu bestreuen," rief der Knabe, zwei Kränze vom Boden aufnehmend, und alle Drei gingen Hand in Hand auf den Kirchhof zu. Frank war sehr angenehm von dem Anblick überrascht; er vermuthete ein Familienfest und schritt den Kindern nach. Bald waren sie ihm in dem längs des Kirchhofs herführenden Hohlweg aus den Augen. Jetzt sah er unten ein Monument über die Mauer ragen und stieg den Hohlweg hinauf, um dieses zu betrachten. Er mußte einige Steine zusammentragen, um über die Mauer sehen zu können, und auch dann konnte er die Namen der Todten nicht lesen, er stand auf der ihm entgegengesetzten Seite, und auch die Inschrift ward ihm durch die zarten Zweige von ein paar Thränenweiden unleserlich gemacht. Doch wie wunderte er sich, als er die drei Kinder innerhalb des Kirchhofs daherkommen sah; sie naheten sich ernst und schweigend dem Monument, das älteste Mädchen legte

ihren Eichenkranz, wie Frank aus der Handlung der Übrigen verstand, an der Vorderseite der Pyramide nieder, denn diese ordneten die ihren rings um dieselbe auf die Rasenstufe, die sie umgab. Nun gaben sich die Kinder die Hände und sangen sehr leise, aber mit zunehmendem Gefühl das ewig schöne Lied:

Wie sie so sanft ruhen, alle die Seligen u. s. w.

Doch sie brachten ihren Gesang nicht bis zum letzten Vers, sondern wendeten sich schluchzend von einander ab, der Knabe besonders ging eine Strecke fort und suchte seine Weichheit durch Lesen von Leichensteininschriften zu zerstreuen, die Mädchen setzten sich nach einer Weile neben einander auf das nächste Grab, und die Älteste sagte noch weinend: Daß Großvater hier liegt, macht mich nicht so weinen; das thut er ja schon so lange, daß ich mich gar nicht recht erinnere, wann wir zum ersten Mal sein Grab bekränzt; aber daß Onkel und Tante nicht gekommen sind, und die Mutter so krank ist — und daß sie heute sagte — ich legte an der offen stehenden Thür Wäsche zusammen —: wenn sie sich vor meinem Tod noch mit dir versöhnten! — Hier weinte das Kind so heftig, daß der Knabe herbeikam und recht gebietend rief: Nicht doch, Marie, wie kannst Du so laut weinen, wo der Großvater schläft? Kommt nach Haüse! — und die Mädchen folgten ihm.

Frank ging schnell um den Kirchhof herum, um sie beim Ausgang zu empfangen, denn der vorgefallene Auftritt hatte ihn tief erschüttert. Die guten Kleinen kamen getröstet aus der Pforte und lenkten zum Dorf hin. Guten Abend, Kinderchen, rief er ihnen zu; Ihr

habt ja einen betrübten Spaziergang gemacht. — Sie grüßten freundlich, antworteten aber nicht. — Ihr habt wol noch keinen nahen Verwandten auf dem Kirchhof, sonst würdet Ihr nicht so fröhlich dahin spazieren, fing Frank wieder an. — Wir haben einen lieben Großvater dort schlafen, antwortete der Knabe fast trotzig und zog die Schwestern schneller fort. — Nun, nur nicht so rasch, Du lieber Trotzkopf, sagte der Fremde, indem er ihm fast den Weg vertrat; ich weiß das aus Euern Kränzen und Euerm frommen Gesang und wollte Euch nur anreden, um Euch meine Freude darüber zu bezeigen. Gott wird Euch segnen für Euern frommen Sinn. — Diese Worte sprechend, legte er seine Hand auf Emils lockigen Scheitel, der nun beschämt die Augen niederschlug und ehrerbietig des Greises Hand küßte. Nun ging Frank neben den Kindern her und hörte, daß heute des Großvaters Todestag sei, den sie jedes Jahr also feierten, aber mit Vater und Mutter; heute sei die Mutter unpäßlich, der Vater aber bei ihr geblieben, weil alles Gesinde einer nothwendigen Feldarbeit wegen vom Hause entfernt sei. Der Vater war Gutsbesitzer, zugleich aber auch Gerichtsobrigkeit in dem ansehnlichen Dorfe. Jetzt war die kleine Karavane an eine Gartenanlage gekommen, durch deren leichte Umzäunung durchblickend, Marie freudig rief: O da ist Mutter im Garten und der Vater auch! Und nun eilten die Mädchen fort, ohne weiter auf den Fremden zu achten, und Emil regelte seinen Schritt nach dem seinigen, sodaß sie zusammen an einer Seitenpforte anlangten, in welche die Schwestern hineingeschlüpft waren. In demselben Au-

genblick trat der Vater heraus, begrüßte Frank höflich und bat ihn, lieber in seinem Garten als in dem einsamen Gasthof die Nacht zu erwarten. Frank sah sich unvermerkt aus seiner Persönlichkeit, in die er sich die lange Seefahrt über und während der einsamen Reise über das Festland nach mehr eingewiegt hatte, wie es Greisen ohnehin eigen ist, durch sein kleines Abenteuer herausgehoben. Er hatte nur an sich und sein Schicksal gedacht: diesem aus dem Weg zu gehen, war er vor vierzig Jahren über den Ocean geflohen; jetzt trieb es ihn wieder zurück, ohne daß er bestimmt einen Zweck kannte — er wollte ihn in der alten Heimath finden, und wie sein Wagen ihn hier zu verweilen nöthigte, hatte er diese Stunden als bestimmt dafür gehalten, um einen Plan für sein nächstes Leben zu entwerfen.

Sein Spaziergang hatte ihn dazu nicht kommen lassen, und nun sah er sich plötzlich in einen Kreis versetzt, in dem er gar kein Fremder, kein lange Verbannter, kein Vereinzelter mehr schien. Vorzüglich zog ihn Willmer's Gattin an, die liebe, eingebildete Kranke. Denn wie Frank, den seine frühern Studien zum Arzt gebildet hatten, der Worte wohl eingedenk, die aus der Mutter Mund Marien so betrübt hatten, sich von ihrem Gesundheitszustand unterrichtete, überzeugte er sich, daß sie ihr Uebel ganz irrig für Brustschwächung hielt, da es allgemeine und durch Ruhe und Zeit unfehlbar zu heilende Ermattung war. Frank begriff selbst nicht die Hinneigung, welche ihn an diese Frau zog, und wie er nachsinnend immer wieder in der Vergangenheit ein Bild suchte, an das ihn ihre Züge erinnerten. Er fand

keines; aber immer zahlreicher stiegen bei ihrem Anschauen, bei dem heitern Treiben der Kinder, dem milden, herzlichen Ernst des Vaters, Erinnerungen an den Freund in ihm auf, den er allein wiederzufinden gewünscht hätte, dessen Aufenthalt aber, wenn er noch leben sollte, noch von hier fern war. Die Kinder wurden nach einem früh genossenen, einfachen Abendbrot zu Bett geschickt, und von ihrem Abschied, der fromme Liebe und kindlichen Gehorsam so deutlich aussprach, von neuem ergriffen, brach Frank in die Worte aus: „O erhalten Sie diesen Geist des Gehorsams und der Liebe! Es ist der einzige, welcher die Segensverheißung der Schrift an den Kindern in Erfüllung bringt.“ Frau Willmer sah ihren Gatten mit ausdrucksvollem Lächeln an, reichte ihm ihre Hand und sagte: So haben wir's erfahren und hoffen auf unsere Kinder die Frucht dieser Erfahrung fortzupflanzen. Jetzt fiel Frank die Äußerung der Frau Willmer ein, welche auf einen Zwist mit Verwandten gedeutet hatte; besorgt, ihre durch die Wendung des Gesprächs veranlaßte Rührung möchte sie zu sehr angreifen, und durch die Gedanken, die seine Seele füllten, dennoch hingerissen, sah sich der fremde Greis gar bald in der Erzählung seiner Geschichte begriffen. Frank war der Sohn eines angesehenen Mannes aus M., in dessen Nähe er sich jetzt befand. Seines Vaters Beruf erlaubte ihm nur eine allgemeine Uebersicht bei seiner Erziehung, eine Vorschrift seiner Studien, ohne Aufsicht und Prüfung. Seine Mutter verzog den einzigen talentvollen, wohlgebildeten Sohn. In dem Alter, wo ein Jüngling sich irgend einer Wissenschaft

genblick trat der Vater heraus, begrüßte Frank höflich und bat ihn, lieber in seinem Garten als in dem einsamen Gasthof die Nacht zu erwarten. Frank sah sich unvermerkt aus seiner Persönlichkeit, in die er sich die lange Seefahrt über und während der einsamen Reise über das Festland noch mehr eingewiegt hatte, wie es Greisen ohnehin eigen ist, durch sein kleines Abenteuer herausgehoben. Er hatte nur an sich und sein Schicksal gedacht: diesem aus dem Weg zu gehen, war er vor vierzig Jahren über den Ocean geflohen; jetzt trieb es ihn wieder zurück, ohne daß er bestimmt einen Zweck kannte — er wollte ihn in der alten Heimath finden, und wie sein Wagen ihn hier zu verweilen nöthigte, hatte er diese Stunden als bestimmt dafür gehalten, um einen Plan für sein nächstes Leben zu entwerfen.

Sein Spaziergang hatte ihn dazu nicht kommen lassen, und nun sah er sich plötzlich in einen Kreis versetzt, in dem er gar kein Fremder, kein lange Verbannter, kein Vereinzelter mehr schien. Vorzüglich zog ihn Willmer's Gattin an, die liebe, eingebildete Kranke. Denn wie Frank, den seine frühern Studien zum Arzt gebildet hatten, der Worte wohl eingedenk, die aus der Mutter Mund Marien so betrübt hatten, sich von ihrem Gesundheitszustand unterrichtete, überzeugte er sich, daß sie ihr Uebel ganz irrig für Brustschwächung hielt, da es allgemeine und durch Ruhe und Zeit unfehlbar zu heilende Ermattung war. Frank begriff selbst nicht die Hinneigung, welche ihn an diese Frau zog, und wie er nachsinnend immer wieder in der Vergangenheit ein Bild suchte, an das ihn ihre Züge erinnerten. Er fand

keines; aber immer zahlreicher stiegen bei ihrem Anschauen, bei dem heitern Treiben der Kinder, dem milden, herzlichen Ernst des Vaters, Erinnerungen an den Freund in ihm auf, den er allein wiederzufinden gewünscht hätte, dessen Aufenthalt aber, wenn er noch leben sollte, noch von hier fern war. Die Kinder wurden nach einem früh genossenen, einfachen Abendbrot zu Bett geschickt, und von ihrem Abschied, der fromme Liebe und kindlichen Gehorsam so deutlich aussprach, von neuem ergriffen, brach Frank in die Worte aus: „O erhalten Sie diesen Geist des Gehorsams und der Liebe! Es ist der einzige, welcher die Segensverheißung der Schrift an den Kindern in Erfüllung bringt.“ Frau Willmer sah ihren Gatten mit ausdrucksvollem Lächeln an, reichte ihm ihre Hand und sagte: So haben wir's erfahren und hoffen auf unsere Kinder die Frucht dieser Erfahrung fortzupflanzen. Jetzt fiel Frank die Äußerung der Frau Willmer ein, welche auf einen Zwist mit Verwandten gedeutet hatte; besorgt, ihre durch die Wendung des Gesprächs veranlaßte Rührung möchte sie zu sehr angreifen, und durch die Gedanken, die seine Seele füllten, dennoch hingerissen, sah sich der fremde Greis gar bald in der Erzählung seiner Geschichte begriffen. Frank war der Sohn eines angesehenen Mannes aus M., in dessen Nähe er sich jetzt befand. Seines Vaters Beruf erlaubte ihm nur eine allgemeine Uebersicht bei seiner Erziehung, eine Vorschrift seiner Studien, ohne Aufsicht und Prüfung. Seine Mutter verzog den einzigen talentvollen, wohlgebildeten Sohn. In dem Alter, wo ein Jüngling sich irgend einer Wissenschaft

bestimmt widmen soll, und sein Vater seinem Zuschnitt nach erwartete, daß sich sein Sohn dem administrativen Fache widmen solle, zeigte sich, daß Heinrich ein entschiedenes Misfallen an diesen Studien empfand, und Sprachen, Dichtkunst und Geschichte zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte. Sehr entrüstet bewies ihm der Vater, daß sein Vermögen nicht ausreiche, um ihm eine poetische Muße zu verschaffen, sondern daß ihm das Studium der schönen Wissenschaften nur dann erlaubt sein könnte, wenn er sich einem Lehrstuhl in diesem Fache zu widmen gedächte. Heinrich versprach dieses; als aber die Hälfte seiner Universitätsjahre verflossen war, bat er den Vater, ihn seines Versprechens zu entlassen, indem er sich mit Unrecht eine hinlängliche Beharrlichkeit im Sprachstudium zugetraut habe, er glaube, seine ganze Anlage berufe ihn zur Naturgeschichte und vielleicht auch zur praktischen Arzneikunde.

Heinrichs Vater war jetzt alt, er hatte einst ein schönes poetisches Talent der Pflicht, einer betagten Mutter Unterstützung zu verschaffen, aufgeopfert, hatte früh als Advocat gearbeitet, der Mutter zu Liebe spät geheirathet, und noch jetzt bei grauem Haar erwärmte sich sein Herz bei dem Gesange der Musen. Darum hatte er Heinrichs Wünschen nachgegeben: er wußte, wie weh das Opfer einer Geistesneigung thut; doch jetzt entbrannte sein Unwille, er machte seinem Sohne die Bedingung, innerhalb drei Jahren sich als Arzt den Doctorhut zu erwerben, im entgegengesetzten Falle würde er ihm nach deren Verfluß seine finanzielle Unterstützung entziehen. Die Mutter weinte und sammelte heimlich

Mittel, um den Sohn in diesem traurigen Falle zu unterstützen; der alte Vater sammelte Muth, um seinem von der Vernunft vorgeschriebenen Entschluß getreu zu bleiben. Heinrich hatte einen Universitätsfreund, Konrad Erb, er hatte sich, armer Ältern Sohn, einzig durch eignen Fleiß zu einem vortrefflichen Schüler gebildet, war aber dadurch verspätet und drei Jahre älter als Heinrich, wie er mit diesem zugleich nach der Doctorwürde strebte. Konrad fand bei angestrengtem Fleiß Nebenstunden, wo er sich an den classischen Dichtern mehrerer Völker und Zeitalter erquickte, und seine Phantasie, weich wie sein Herz, veredelte seine, oft an die Herabwürdigung der Menschen erinnernde Wissenschaft; denn Konrads Lage nöthigte ihn, vor Allem nach Praxis zu streben. Geschmack an Dichtkunst und gleiches Brotstudium brachte die beiden Jünglinge zusammen, das Beste eines Jeden verband ihn mit dem Andern, aber Heinrich empfing, Konrad gab mehr in diesem Bunde, Beispiel, Rath, die herzlichste Bemühung, Heinrich zu ernstlichen Anstrengungen in dem selbst gewählten Fache zu vermögen. Es war umsonst. Heinrich lernte vielerlei, aber nie das Zweckmäßige, im Gegentheil ekelte dieses ihn als solches an, wenn er es vielleicht ein Jahr vorher als Zeitvertreib geübt hatte. Auf diesem Wege kam er dahin, nach drei Jahren seinem Vater redlich zu gestehen, daß er zu einem Examen, wie sein Ehrgeiz es verlange, unfähig sei; daß er wohl eingestehe, seinen Zorn zu verdienen, daher er auch freiwillig auf seine fernere Unterstützung verzichte. Er theilte Konrad seinen Entschluß zu diesem Geständniß

mit. Alles, was gewissenhafte Einsicht der Pflicht, was Mitleid mit dem Gram eines Vaterherzens eingeben kann, wendete Konrad an, seinen Freund zu einer neuen Anstrengung zu vermögen. — Umsonst! Heinrich beharrte starrsinnig, sich nun als einen verlorenen Sohn zu betrachten. Nur um Aufschub bat jetzt der treue Freund; und um ihn von den ihn verfolgenden Gedanken zu zerstreuen, führte er ihn in einen Garten, wo sie eine englische Familie trafen, die auf einer Reise auf dem Festland begriffen war. Die jüngste ihrer Töchter war im Gasthofe plötzlich von convulsivischen Zufällen überrascht worden; Konrad befand sich eben daselbst am Mittagstisch, man rief ihn zu Hülfe, und sein Betragen als Arzt und Mensch hatte ihm das Vertrauen und die Achtung der ganzen Familie erworben. Heinrich, der glänzende Eigenschaften hatte und durch seine jetzige Lage ernster als gewöhnlich gestimmt war, gefiel den britischen Leuten, die außerdem selten Menschen finden, die sich der Mühseligkeit, ihre Sprache zu welschen, aussetzen mögen, sodaß der Besuch lang und angenehm ward. Den folgenden Abend kam Konrad mit ängstlicher Hast und dennoch durchschimmernder Freude zu Heinrich, der den schicksalsvollen Brief an seinen armen Vater eben beendigt hatte und kaum über sich vermochte, denselben, seinem Konrad gethanen Versprechen gemäß, erst morgen abgehen zu lassen. Frank, fing der eintretende Freund an, ich biete Dir ein Mittel an, Deinen Entschluß auszuführen und den Kummer deines Vaters weniger drückend zu machen. Burtons (so hieß die englische Familie) fühlten das Hinderniß, ohne Kennt-

niß der Sprache in irgend einem der Länder, in denen sie reisen wollen, ihren Weg fortzusetzen; der kleinen Liddy Zustand fordert ärztliche Aufsicht; Mr. Ned merkt, daß er mit einem unterrichteten Gesellschafter sehr viel nützlicher reisen wird — kurzum, sie bitten Dich, sie zu begleiten, und erbieten sich, Dir auf drei Jahre einen Gehalt festzusetzen, selbst wenn Du nach sechs Monaten Dich bewogen fändest, sie zu verlassen. Heinrich sprang freudig auf! — Nur hüte Dich, daß Deine poetische Laune sich mit Miß Jenny nicht aus der Wirklichkeit verstelgt. Darüber würde Mr. Burton keinen Spaß verstehen — Und es wäre eine Niederträchtigkeit, rief Heinrich, also bin ich davor sicher. — Der Brief an den Vater ward nun umgeschrieben; aber des Sohnes Trotzkopf blieb darin sichtbar, indem er seine Unfähigkeit, ein strenges Examen zu bestehen, sowie seine Abneigung, praktischer Arzt zu werden, erklärte, zugleich aber den glücklichen Zufall pries, der es ihm leicht machte, des Vaters Unterstützung zu entbehren; endlich schloß er ziemlich leichtsinnig mit der Hoffnung, daß seine Ältern seine Freude über seine angenehme Zukunft theilen würden. Der Vater antwortete: „Gott macht Dir Deine Besserung schwer, indem er Dir Trübsal erspart. Erlebe ich die Zeit nicht, wo Du Deinen unwürdigen Leichtsinn einsehen wirst, so gedenke dann, daß ich ohne Groll gegen Dich die Welt verlassen habe.“ — Heinrich fand sich durch diese Zeilen beleidigt und beruhigt zugleich.

Nach seiner Ansicht miskannte ihn sein Vater, und war gar nicht fähig, ihn zu beurtheilen. Er leistete der Familie alle Dienste, die sie von ihm gehofft hatte,

ja als Arzt der kleinen Liddy erwarb er sich Ansprüche an ihre Dankbarkeit, auch bildete Mr. Ned seine guten Anlagen zusehends aus. Konrads Ermahnung rücksichtlich Jennys war nicht nothwendig, da der Widerspruchsgeist seines Charakters ihn gegen eine kindische Neigung, welche das junge Mädchen gegen ihn gefaßt hatte, schützte. Das Herz, das sich ihm anbot, hatte keinen Reiz für ihn; er ward ihr Mentor, und sie zog bald einen jungen Irländer vor, der mit echt englischen Bedenklichkeiten neben ihr ritt, mit ihr tanzte und ihr die Herrschaft seiner uralten Burgveste in der Grafschaft Kilkeny anbot. Burtons waren nun bereit, nachdem sie das ganze südliche Europa durchwandert hatten, nach ihrer Insel zurückzukehren; die bezeichneten drei Jahre waren noch nicht verflossen, und die ganze Familie bat Heinrich, sie nach England zu begleiten. Nichts konnte ihm, der um seine Zukunft stets unbesorgt war, erwünschter sein; denn die Kenntniß Englands vermehrte noch seine Mittel, dieselbe zu sichern. Burtons begaben sich gleich bei ihrer Ankunft in ihr Vaterland zu einer Verwandtin, der sie ihre zweite Tochter von Kindheit an als Pflegkind und einstige Erbin überlassen hatten; Julia erhielt Erlaubniß, die langentbehrten Ältern auf einige Wochen zu besuchen und Heinrich vergaß neben ihr, daß sein Ausspruch: „das wäre eine Niederträchtigkeit," sich sowol auf sie als Jenny anwenden ließ. Sein heftiges Erfassen und sein wandelbarer Wille hatten bisher noch nie Liebe zum Gegenstand gehabt, jetzt bestätigte er die oft gemachte Bemerkung, daß diese Leidenschaft, wenn sie zum ersten Mal in dem Alter ein

Gemüth erfaßt, wo die Natur auf Reife, die Verhältniſſe auf Stetigkeit hinweiſen, eine viel unwiderſtehlichere Herrſchaft äußert als in der erſten Jugend. Nur dem Augenblick lebend und durch ſeine bisherige Lage vom Augenblick geſchmeichelt, hatte Frank nie für die Zukunft geſorgt; um Julias Hand zu erhalten hätte ſie glänzend ſein müſſen: Jenny und Liddy konnten vom Vater Burton nur mäßig ausgeſteuert werden; Julia erhielt von ihrer Pflegmutter einen reichen Brautſchatz.

Heinrich hatte nicht ſeinen Muth am beharrlichen Streben geübt; er beſaß ihn zu kühnen Wagniſſen und benutzte des Mädchens Einwilligung, ſie auf gut engliſch nach Greatna Green zu führen, mit ſo gutem Erfolg als jeder andere Abenteurer; denn die entehrte Tochter beſchimpfte die Burton'ſche Familie viel unleidlicher als die, welche die Frau eines namen- und heimathloſen Fremdlings geworden war. Namen und Heimath hätte ihm die reiche Tante wol verſchaffen können; allein kein Mitglied der Familie konnte den Mann mehr achten, den ſie drei Jahre als Sohn, als Bruder behandelt hatte, und der nun wie ein feiger Dieb, den Schatz ihres Herzens beraubend, davonging. Julia erhielt ein anſtändiges Jahrgehalt unter der Bedingung, mit ihrem Gatten die alte Welt zu verlaſſen. — Heinrich ſehnte ſich danach. Seines Vaters Gram, ſeiner Mutter Thränen hatten ſeinen Sinn nie gebeugt; jetzt ſah er ſich verachtet, und da erwachte Gefühl des Unrechts in ihm. — Die Jahrszeit hielt ſeine Einſchiffung nach Kanada auf, ſodaß er Zeit bekam, eine Antwort von Hauſe abzuwarten, wohin er

mit schonenden Gründen seine Absicht, Europa zu verlassen, geschrieben hatte. Er wußte nicht, daß Vater Burton, in dem scharfen Gefühl erlittenen Unrechts, welches uns gleichsam die Pflicht aufdringt, den Unthäter zu entlarven, seinem Vater den eigentlichen Vorgang der Sache geschrieben hatte. Leider war, seit Heinrichs wiederholtem Wankelmuth, nicht Achtung, sondern Mitleid der Charakter von des alten Frank Vaterliebe; bei Mitleid, bloßem Mitleid in der Liebe erkrankt aber das Herz, und das Auge senkt sich bei dem Namen des Bemitleideten trübe zu Boden. Zwischen diesem Mitleid zur Verachtung liegt für den Liebenden noch ein Abgrund. — Burton's Brief theilte dem alten Frank die seinige mit für den Selbstsüchtigen, der nie andere Wünsche als die seinigen gekannt hatte — und das Vaterherz brach. — Hülflos wimmerte ihm die schwache Mutter nach, und ohne fremde Hülfe wäre sie eine Last öffentlicher Mildthätigkeit geworden.

Es war nicht mehr der Welttheil, in dem er je wieder ruhig und glücklich sein konnte, den Heinrich bei seinem Abschied aus Europa verließ. Ein düsterer Schleier umhüllte das Land, wo seines Vaters Grab gegen ihn zeugte. Er faßte Vorsätze, er wollte als Gatte, Vater, Bürger sich in seinen eignen Augen wieder zu Ehren bringen; aber zuerst mußte er vergessen — sein ganzes verflossenes Leben vergessen. Er brach allen Verkehr mit Konrad ab, dem er bisher fortwährend seine Schicksale mitgetheilt hatte; er bemühte sich, in Quebeck angelangt, eifrig, die Kenntnisse eines Bürgers der vereinigten Staaten zu erlangen, alte Handelsverbindungen

von Julias Vater waren ihm behülflich, seine englische Gattin erleichterte es ihm, einheimisch zu werden, seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm Freunde, Ehre und ein stets wachsendes Vermögen. Allein die Nemesis folgte seiner Ferse. Er fühlte, wie viel seine Gattin ihm geopfert, und spürte bald, daß er ihr doch das Gut, welches allein jene Opfer lohnen konnte, nicht zu geben im Stande war — jene edlere Liebe, welche das Heiligthum der Ehe gewährt. Sie war eine eitle Frau mit warmer Phantasie und leerem Kopf. Heinrichs Vorzüge erfreuten sie nur, wenn Andere sie lobten. — Heinrich ertrug ihre Schwächen mit schweigender Selbstüberwindung; er hatte, indem er sie zum Ungehorsam gegen ihre Ältern verführte, das Herrschaftsrecht über sie verloren. — Nach einigen Jahren einer freudelosen Ehe, beschloß Julia ein farbloses Dasein, und doch ließ ihr Andenken einen scharfen Stachel in Heinrichs Herzen zurück. Sie hatte ihm nie Kinder gegeben, und Heinrich hatte nie danach verlangt, — der Begriff: Vater, machte ihn heimlich erbeben. Aber es stumpft sich ja jedes Uebel endlich ab, sogar das Misfallen an uns selbst, besonders wenn Bewußtsein wirklichen Verdienstes und äußere Achtung uns immer Beweise unsers eignen Werthes geben, noch mehr, wenn uns die Versagung der liebsten Wünsche eine hinreichende Büßung für begangene Irrthümer scheint. Das Alles traf bei Heinrich zusammen, und im Verlauf der Zeit fühlte er viel deutlicher die Entbehrung der Vaterfreuden, als er

sich erinnerte, wie beharrlich, wie zwiefach er einst diese Freuden zerstört hatte.

Heinrich war ein wohlerhaltener Vierundvierziger, als er zu einem reichen Kaufmann gerufen ward. Sein Ruf als Arzt war jetzt so begründet, daß man ihm, wohin er trat, als Retter empfing, weshalb ihn Antonie, des Kranken einzige Tochter, auch so aufnahm. Heinrich gestand, daß nur eine gewagte Operation ihren Vater retten könne; dieser, sich gleich einem Sterbenden betrachtend, entschloß sich dazu, und Heinrich war Zeuge eines rührenden Abschieds zwischen Vater und Tochter, durch welchen der Arzt erfuhr, wie vor einigen Jahren Antonie einer jugendlichen Leidenschaft entsagte, um ungetheilt sich des Vaters Pflege widmen zu können. Heinrich heftete mit Bewunderung seine Blicke auf die in reifer Schönheit prangende Gestalt der pflichterfüllten Tochter, — ihr Gebet segnete die Hand, die Operation gab dem Kranken das Leben zurück, und Heinrichs geschickte Behandlung sicherte ihm Gesundheit zu. Antonie verehrte ihn wie einen Schutzgeist, und bald wagte Heinrich nochmals auf Glück des Herzens auszugehen, — er ward Antoniens Gemahl.

Seit Frank Europa verließ, waren nun zwanzig Jahre vergangen, seine Erfahrungen waren ihm — wie es thätig im Leben fortschreitenden Menschen nothwendig gehen muß, bis eine ihnen analoge Gegenwart sie wieder, als selbst erlebt, ihnen ins Gedächtniß ruft — zu historischen Thatsachen geworden, und er wollte sie zu Grundsätzen benutzen. Wankelmuth und Leichtsinn hatten ihn zu Fehltritten verleitet, heftige Lei-

denſchaften hatten ihn zu Irrthümern verführt, er wollte deshalb der Vernunft die Herrſchaft nie mehr entziehen laſſen. Antonie war eines der weiblichen Weſen, die jede gute Regung zur Pflicht ſtempeln, und ſich damit aller freien Bewegung im Reiche des ſittlich Schönen berauben. Das Rechtthun behandeln ſie wie eine Tagesarbeit, und ihr Bewußtſein richtet ihre guten Thaten immer als Trophäe auf. Sie ſehen deshalb auch das ganze Leben für eine Geſetzeserfüllung an, und fühlen jedes ihnen gethane, wirkliche oder eingebildete Unrecht wie ein Märtyrerthum, für das ſie unbedenklich eine himmliſche Krone in Anſpruch nehmen würden, wenn die Demuth nicht wieder eine Pflicht wäre. Solche Geſchöpfe kommen nie zu Athem, ſtets überzeugt, ſich für andre und der Pflicht gemäß abzumühen, und im Grund nur der Selbſtſucht nachgehend, weil ſie die Tugend zur Selbſtſucht gemacht haben, erſtirbt noch die letzte weiche Faſer ihres Herzens in dem Anblick des Erſtaunens, das ihre eiſige Nähe verbreitet, und von ihnen als Undankbarkeit gefühlt wird. Ein Mann von Heinrichs Phantaſie und Reizbarkeit, ließ ihn nie zum Menſchenkenner werden, ihm erſchien Antonie lange eine in Hingebung lebende Gattin, welches ſie ihm auch war, und er hatte nicht Zeit, über die Entdeckung, daß ſie keine geiſtreiche Freundin war, nachzugrübeln, da in den erſten Jahren ſeiner Ehe ſein Schwiegervater, deſſen Haus die pflichterfüllte Tochter nicht hatte verlaſſen wollen, ſeine häusliche Geſellſchaft theilte, und nach deſſen Tode Dina, die einzige Frucht ſeiner Ehe, eben ins zehnte Jahr getreten, deren Geiſtesbildung er nun

allein übernommen hatte, ihn während der wenigen Stunden, die ihm sein Beruf zum Familienleben übrig ließ, Beschäftigung genug gab. Er war, wie er in diesem Alter des Mädchens Bildung übernahm, erstaunt, schon einen so bestimmten Charakter bei ihr zu finden. Ältern fallen sehr gewöhnlich in den Irrthum, zu glauben, das Kind warte, bis sie ihre Erziehung, beginnen. Heinrich hatte übersehen, was der Mutter praktisches Leben und des Vaters Gespräche auf das kluge Kind, das als einziges sich früh an das gefährliche Zuhören bei den Gesprächen Älterer gewöhnte, hervorgebracht haben mußte. Der Mutter stete Hinweisung auf die dürre Pflicht lehrte ihr Eigensinn, des Vaters Gespräche Freiheit in jeder Ansicht des Lebens — so fand der Vater, daß Dina im zehnten Jahre schon sehr bestimmt wollte, und oft sehr wunderliche Dinge. Diese Entdeckung freute ihn. Er hatte sich überzeugt, daß ihn diese Denkart eben so gut gerettet als ins Verderben gestürzt hatte; um aber Vortheile von ihr zu ziehen, mußte er Dinas Verstand aufklären; ihr früh eine richtige Ansicht des praktischen Lebens geben. Dina bildete sich sehr günstig aus, sie ward des Vaters Gesellschafterin, ja seine Freundin; statt kindlicher Unterwürfigkeit bildete sich eine exaltirte Verehrung für ihren Vater in ihr aus, die ihre Ergebenheit zum Erzeugniß ihrer Erkenntniß und freien Willkür machte. Ihrer Mutter kam das unheimlich vor. Sie wußte ihres Mannes kräftigen Einfluß auf Dina kein Gegengewicht zu geben als ihr Beispiel, und so übertrieb sie ihren Pflichteifer und ihre Pflichtäußerung und suchte

jedes Mal, wenn der Vater das junge Mädchen durch einen großen Gedanken in das All fortrückte, sie durch eine kleine Pflicht an den Augenblick zu binden. Dina gehorchte ohne Widerrede, aber ihr Gehorsam ward, ohne daß sie darüber gegrübelt hätte, bald eine reine Verstandessache. Sie übersah die Mutter und befriedigte sie, weil die Ordnung im Hause das zum Geratheusten machte. Ohne Erklärung und Abrede hatte Heinrich für seine Frau denselben Gesichtspunkt gefaßt; diese glaubte sich ungestört in ihrem Einfluß, und tadelte in ihrem Herzen die Willkür des Gedankens, die ihr Gatte seiner Dina gestattete, fühlte sich aber doch geschmeichelt, so eine geistvolle Tochter zu besitzen. Dina war sechszehn Jahr alt, als ihre Mutter starb. Mit Zuversicht konnte Heinrich ihr die Wirthschaft übergeben, aber unaussprechlich wehmüthig blickte er in das Grab seines Weibes. Während ihrer Krankheit — es war ein schnell überhandnehmendes Brustübel — schienen sich die starren Ansichten des Lebens wie Fruchthülsen von ihrem Herzen zu lösen, was sie Pflichtmäßiges gethan, schien ihr immer geringer, und freute sie doch immer mehr, und was ihr nicht gelungen, bat sie so liebevoll den Ihrigen ab! Die nahende Sonne der Ewigkeit reifte den Kern ihres Herzens so wohlthätig, daß Sterben und rücksichtslos, rein und beglückend Lieben für sie Eins ward. Heinrich hätte gewünscht, Dina wäre durch der Mutter Tod mehr erschüttert worden. Daran mahnen wollte er sie nicht, aber es vermochte ihn, mehr von der Verewigten zu sprechen, als er, wäre Dina betrübter gewesen, gethan hätte. Dina

widerlegte seine zärtlichen Klagen mit Vernunftgründen, und der Vater erklärte sich diese Erscheinung durch die Sprödigkeit, welche starken Charakteren vor der Erfahrungsreife eigen ist. Dina führte den Haushalt im Sinn der Mutter fort, mit Ordnung und Thätigkeit, aber als ganz untergeordnetes Interesse, dem man sich wie einer Naturnothwendigkeit beugt, ohne es zu achten.

Heinrich hatte nie einen Willen geäußert, weil Antonie jedem seiner Wünsche zuvorgekommen war. Dina schritt fort, ohne ihres Vaters kleine Gewohnheiten je zu Rath zu ziehen. Der Vater wollte ihren Gang nicht gleich beim Anfange stören, er erkannte seine Wünsche für geringfügig, fand sich männlich aufgefordert, an Küche, Wäsche, Zimmerordnung keinen Einfluß zu üben; aber er beobachtete Dina besorgt, denn in ihrem Regiment war keine kindliche Weichheit, keine weibliche Vorsorge zu spüren. Bald war der herrschensgewohnte Mann in seinem Hause zum leidenden Hausgenossen geworden. Er bemerkte es, äußerte einen Willen, setzte ihn auch durch. Da sah er Dina ihre Ansicht aufgeben, wie ein Vernünftiger auch Thoren nachgibt, oder Kranken, aber den Begriff, fortan den Wunsch des Vaters als Regel zu befolgen, äußerte sie nie. Heinrich war nun ein alter Mann, er war so alt, wie sein Vater gewesen war, da er seine Hoffnungen alle durch seinen thörichten Wankelmuth, durch seine willkürlichen Entschlüsse zerstört hatte. So oft Dinas hochfahrendes Wesen ihn kränkte, trat seines Vaters Bild vor seine Seele, und er dankte Gott, daß er ihm keinen Sohn gegeben; den zu behandeln wie er sich keiner Mittel

bewußt gewesen. Das weibliche Herz, dachte er, das sich stets im Kreis natürlicher Pflichten bewegte, mußte sich aus der kleinen Verirrung der Ansichten herausfinden. Dina war achtzehn Jahr alt, als ein sehr liebenswürdiger junger Eingewanderter ihre Neigung gewann. Es war ein Franzose, er hatte Talente, Ehrgeiz, Kenntnisse, aber gar kein Vermögen. Das Mädchen, welches alle Verhältnisse des Lebens mit seltner Klarheit überschaute, faßte für die, worein sie jetzt die Liebe versetzte, einen ganz leidenschaftlichen Gesichtspunkt. Sie träumte sich ein Paradies, in dem Stand und Vermögen aus den Augen verschwanden; nicht weil sie keinen Werth hatten, sondern weil ihr Werth in Vergleich des Glücks zweier Liebenden nicht gezählt werden konnte. Der Vater übersah die Folgen der Leidenschaftlichkeit in seinem Kinde; er wußte, daß sie den Mann bald selbst verachten würde, der berufslos sich auf den Reichthum seiner Frau verließ; er wußte, daß der Liebe, welche in der Ehe verraucht, nur dann ein noch herrlicheres Gefühl folgt, wenn Achtung und Seelengemeinschaft im Grunde des Herzens zurückbleibt, und fand sich berufen, hier mit Bestimmtheit zu sprechen. Der junge Mann schöpfte Kraft in seinem Ehrgeiz; er nahm Heinrichs Vorschlag an, in Baltimore in einem großen Handelshause zu arbeiten, wobei ein Kapital, das sein künftiger Schwiegervater ihm vorschoß, ihm Raum zu eigenen Spekulationen gewähren sollte, und erst wenn er sich in einem festen Geschäfts- und Gewinnsgang sähe, sollte er Dina als seine Gattin abholen. Dina widersprach ihrem Vater nicht, sie gehorchte

ihm wie der personificirten Nothwendigkeit, verbarg ihre Thränen bei dem Abschied ihres Geliebten, und erwähnte seiner nie wieder, obgleich sie ihren Briefwechsel mit ihm als berechtigt betrieb. Heinrich ward bestürzt. Sein Kind war sein einziger Reichthum, sein Halt im Leben. Er hatte sich ihrem liebsten Wunsch widersetzt, sie verdiente Nachsicht. Diese gewährte er ihr. Ungetrübt von ihrem finstern Schweigen, zeigte er ihr nur Heiterkeit, bot ihr Freude an, bequemte sich so freudig in ihren Willen, daß sie seine Opfer nie wahrnahm. Geistesübereinstimmung war zwischen Vater und Tochter geblieben, Herzenseinigkeit hatte Dinas starrer Sinn zerstört. Heinrich gedachte seines mit Schmerz über ihn in die Grube gegangenen Vaters und schwieg, und trug Alles bei, was Leroux's Geschäften in Baltimore bald eine glückliche Gestalt geben konnte. Wenn ihr Herz befriedigt ist, dachte er, wird es wieder zum natürlichen Gefühle zurückkehren. Da kam die Nachricht, daß Leroux am gelben Fieber gestorben sei. Mit unsäglichem Schmerz theilte sie Heinrich seiner Tochter mit. Sein Geist rang danach, sich durch das Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, zu trösten. Dina empfing den Schicksalsstreich wie ein gewidmetes Opfer. Ob sie insgeheim verzweifelte, wußte Niemand, von außen blieb sie gefaßt; sie war gegen alle Fremden, in allen Verhältnissen die Güte, die Anmuth selbst, ein Bild leidender Milde, aber gegen ihren Vater schloß ihr Herz sich zu. Sie liebte ihn, sie verehrte ihn, aber sie stand gegen ihn, wie gegen einen Bundesbruder, der das gemeinschaftlichen Heiligthum zerstört hatte, — sie

mußte ihn feindselig behandeln. Heinrich zählte seine Jahre und, daß das Menschenleben, wenn's hoch ist, auf sechszig Jahre steigt; er gedachte seines Vaters, und daß er das Kind, dem er kein Glück zu geben im Stande sei, mit jeder kleinen Freude entschädigen müßte. So ward der Mann, der seinen Willen gegen Vater und Gesetze durchgeführt hatte, der nachsichtige beherrschte Vater seines unglücklichen Kindes.

Dinas Gesundheit war dem Gram, noch mehr der innern Heftigkeit erlegen, sie verschwieg ihre Leiden, und verweigerte ärztliche Hülfe; der Vater wußte, daß noch kein Mittel entdeckt ward, den Wurm im Herzen zu tödten, und überließ sie der Natur.

So verflossen einige trübe Jahre, in denen Heinrich mehr als einmal seiner Tochter Vernunft beizukommen suchte, denn über ihr Herz wollte er sich nie einen Zweifel erlauben; allein die dürre Heftigkeit, mit der sie ihm bewies, wie sie alle ihre Pflichten erfülle, überzeugten ihn, daß die Zeit noch nicht da sei, wo ihr geholfen werden könnte. Da führten zufällige Umstände einen reichen Ländereibesitzer aus Pensilvanien in Heinrichs Haus. Er war über die Jugendjahre hinaus, hatte schöne Plane für die Verbesserung, nicht seiner Güter allein, sondern seiner ganzen Provinz entworfen und zum Theil schon ausgeführt; Dinas reifer Verstand und lebendiger Geist zog ihn an, er war sich bewußt, wie nothwendig ein geistiger Umgang Dem ist, der eine rohe Masse zur Kultur erheben will, und dieser fehlte ihm in seinem Wohnort, — er trug ihr ein Loos an, das Ehrgeiz oder die edelste Menschenliebe

ihm wie der personificirten Nothwendigkeit, verbarg ihre Thränen bei dem Abschied ihres Geliebten, und erwähnte seiner nie wieder, obgleich sie ihren Briefwechsel mit ihm als berechtigt betrieb. Heinrich ward bestürzt. Sein Kind war sein einziger Reichthum, sein Halt im Leben. Er hatte sich ihrem liebsten Wunsch widersetzt, sie verdiente Nachsicht. Diese gewährte er ihr. Ungetrübt von ihrem finstern Schweigen, zeigte er ihr nur Heiterkeit, bot ihr Freude an, bequemte sich so freudig in ihren Willen, daß sie seine Opfer nie wahrnahm. Geistesübereinstimmung war zwischen Vater und Tochter geblieben, Herzenseinigkeit hatte Dinas starrer Sinn zerstört. Heinrich gedachte seines mit Schmerz über ihn in die Grube gegangenen Vaters und schwieg, und trug Alles bei, was Leroux's Geschäften in Baltimore bald eine glückliche Gestalt geben konnte. Wenn ihr Herz befriedigt ist, dachte er, wird es wieder zum natürlichen Gefühle zurückkehren. Da kam die Nachricht, daß Leroux am gelben Fieber gestorben sei. Mit unsäglichem Schmerz theilte sie Heinrich seiner Tochter mit. Sein Geist rang danach, sich durch das Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, zu trösten. Dina empfing den Schicksalsstreich wie ein gewidmetes Opfer. Ob sie insgeheim verzweifelte, wußte Niemand, von außen blieb sie gefaßt; sie war gegen alle Fremden, in allen Verhältnissen die Güte, die Anmuth selbst, ein Bild leidender Milde, aber gegen ihren Vater schloß ihr Herz sich zu. Sie liebte ihn, sie verehrte ihn, aber sie stand gegen ihn, wie gegen einen Bundesbruder, der das gemeinschaftlichen Heiligthum zerstört hatte, — sie

mußte ihn feindselig behandeln. Heinrich zählte seine Jahre und, daß das Menschenleben, wenn's hoch ist, auf sechszig Jahre steigt; er gedachte seines Vaters, und daß er das Kind, dem er kein Glück zu geben im Stande sei, mit jeder kleinen Freude entschädigen müßte. So ward der Mann, der seinen Willen gegen Vater und Gesetze durchgeführt hatte, der nachsichtige beherrschte Vater seines unglücklichen Kindes.

Dinas Gesundheit war dem Gram, noch mehr der innern Heftigkeit erlegen, sie verschwieg ihre Leiden, und verweigerte ärztliche Hülfe; der Vater wußte, daß noch kein Mittel entdeckt ward, den Wurm im Herzen zu tödten, und überließ sie der Natur.

So verflossen einige trübe Jahre, in denen Heinrich mehr als einmal seiner Tochter Vernunft beizukommen suchte, denn über ihr Herz wollte er sich nie einen Zweifel erlauben; allein die dürre Heftigkeit, mit der sie ihm bewies, wie sie alle ihre Pflichten erfülle, überzeugten ihn, daß die Zeit noch nicht da sei, wo ihr geholfen werden könnte. Da führten zufällige Umstände einen reichen Ländereibesitzer aus Pensilvanien in Heinrichs Haus. Er war über die Jugendjahre hinaus, hatte schöne Plane für die Verbesserung, nicht seiner Güter allein, sondern seiner ganzen Provinz entworfen und zum Theil schon ausgeführt; Dinas reifer Verstand und lebendiger Geist zog ihn an, er war sich bewußt, wie nothwendig ein geistiger Umgang Dem ist, der eine rohe Masse zur Kultur erheben will, und dieser fehlte ihm in seinem Wohnort, — er trug ihr ein Loos an, das Ehrgeiz oder die edelste Menschenliebe

wünschenswerth machte. Dina überlegte und willigte ein. Ihr Vater blickte dankend gen Himmel, wie ihm Dina versicherte, daß alle ihre Wünsche erfüllt wären, und glaubte wirklich seinem neuen Schwiegersohn nur Tugenden von seiner Tochter rühmen zu können; er hatte sie immer nur unglücklich, nie strafbar genannt, und dabei gedacht, wenn der Irrthum eines unglücklichen Kindes das Vaterherz also verwundete, wie zerrissen dann seines Vaters Herz über den Undank eines strafbaren Sohnes hatte sein müssen. Dina und ihr Gatte luden ihn dringend ein, seinen Wohnsitz in der Nähe ihrer Güter aufzuschlagen; „ich komme zu Euch meine Kinder," sagte er bestimmt verneinend, „und jetzt und alsdann begleitet und umgibt Euch mein innigster Segen." — Dina war in den letzten Tagen von einer stummen Angst getrieben, dem Vater stets fest und forschend ins Auge sehend, als wolle sie durch das Auge hindringen in seine geheimste Seele. Einst, als er diesen Blick wieder wahrnahm, ergriff er ihre Hand und sagte sehr weich: Dringe nur immer mit diesem Blick in mein Herz, meine Dina, heute und dann, wenn wir alle einander in den Herzen lesen, findest Du nichts wie Liebe darin. Die Tochter sank laut weinend an seine Brust, aber Beide deckten die Tiefe ihrer Wunde nicht auf.

Nach Dinas Abreise ergriff Erinnerung an seinen Vater Heinrichen mit unwiderstehlicher Gewalt. Er hatte nun seit fast vierzig Jahren keine Nachricht aus seinem Geburtsort gehabt. Regiment und Gesetze hatten sich daselbst umgewälzt, es mochten Geschlechter aus-

gestorben sein, alles Mögliche stellte er sich vor — aber die Erde, die ihn deckt, muß ja noch da sein, noch die Hügel, auf denen sein treues Auge ruhte, noch der Himmel, zu dem er aufschaute, wenn er sie betend für den ungerathenen Sohn emporhub. Und Konrad konnte leben, obschon er älter war als Heinrich, und Kinder und Enkel mußten von ihm da sein; denn Gott hat versprochen, den Samen des Gerechten zu segnen. — Heinrich nahm an seinem fünfundsechzigsten Geburtstag Abschied von dem Grabe seiner Gattin und schiffte sich ein nach Europa.

Wir haben erzählt, wie schnell er seine Reise zurückgelegt hatte, wie er sich nur unmittelbar in die Mauern seiner Geburtsstadt zu versetzen begehrte, und wie ein Zufall ihn eine halbe Stunde davon aufhielt, er sich erst den Plan seines fernern Thuns überlegen wollte.

Jetzt war er nun, in sonderbarem Zauber befangen, in Willmer's Familienkreis versetzt; er fand hier, was er sich als das Ideal des Lebens gedacht, und seine Thorheit als Sohn und als Vater zerstört hatte. Das Alter ist mittheilend, sobald das Gemüth erweicht wird; zum Fragen hatte Frank nicht den Muth, wie konnte auch das junge Geschlecht seinen so lange verstorbenen Vater gekannt haben; wie konnten diese einfachen Landleute seinen Jugendgespielen Konrad kennen, der schwerlich seit seinem Austritt aus dem väterlichen Haus wieder in M. gewesen war. Das Alles wußte er, aber er war zu weich, um es durch Willmer's Antworten bestätigen hören zu wollen. Um so lauter ließ er sich

hinreißen von sich selbst zu erzählen. Die altväterliche Ordnung unter den Kindern seines Gastfreundes, der stille Gehorsam, in dem sie vor ihren Ältern standen, die herzliche Freimüthigkeit, die sie belebte, riß ihn hin, Vieles von Dem, was wir hier von seinen Schicksalen erzählt haben, nach ihrer Entfernung ihren Ältern mitzutheilen. Er klagte nur sich an, gegen Vater, Gattinnen, Tochter, aber nicht wie Einer, der Büßung zu fürchten hat, sondern sicher, versöhnt zu sein durch den Schmerz seines Lebens, und freudig in das Land der Allvereinigung blickend. Willmer und Marie hörten ihm in tiefer, stiller Wehmuth zu. Bei manchen von Frank's frühern Begebenheiten hatte sie ihren Gatten fragend angesehen, als fodere sie ihn auf, in ihre stummen Gedanken einzustimmen; im Fortgang des Erzählens heftete sie ihre nassen Augen dankbar auf ihn, weil sie das Glück ihres Hausstandes neben Frank's ödes Leben gestellt sah. Jetzt schwieg Frank eine Weile. — Werther Herr, sprach Willmer mit Zuversicht und faßte des Fremden Hand, Ihrer Tochter Liebe ist Ihnen gewiß. Ihr Verstand war verdreht durch eine dem weiblichen Herzen unangemessene Bildung; als Gattin, als Hausfrau und, Ihrer Hoffnung gemäß, nun als Mutter, findet sie sich selbst wieder in der wahrhaften Bestimmung des Weibes. — Ja, ja, das weiß ich, antwortete Frank; aber der jahrelang zugefügte, der jahrelang ertragene Schmerz hat die Gewohnheit des Zutrauens in uns getödtet; wir werden bei jedem Wort fürchten, uns weh zu thun, und das ist eben Zutrauen, daß man überzeugt ist, sich gar nicht weh thun zu kön-

nen. — Aber Ihr Konrad, lieber Vater, unterbrach ihn hier Marie, der kann noch leben wie Sie, er lebt vielleicht in unserer Nähe — Konrad Erb? Nein! Der ward Stadtphysikus in Wi... — Gott, mein Vater? rief Marie aufspringend. O mein Vater! Dessen Grab war es, das meine Kinder heute bekränzten. —

Was jetzt zwischen diesen guten Menschen vorging, läßt sich ja ohnehin nicht beschreiben; wer unternähme es, die Empfindung des vereinzelten, lange Verkannten zu schildern, der statt Jugendfreunden nur ihre Gräber, statt Entfremdung aber sich in ihrer Kinder Liebesarmen fand? Wir wollen das Schicksal von Konrads Familie erforschen, von der wir schon Liebes und Sorge Erregendes vernommen haben.

Die Umstände, unter denen Heinrich die alte Welt verließ, machten auf seinen treuen Konrad den schmerzlichsten Eindruck. Nach seiner Denkart mußte die rächende Nemesis unabänderlich der Schuld nachschreiten, und das Bessere, was der Strauchelnde mit edler Kraft aus seinem Fehltritt selbst gewinnen konnte, trägt nie den freudigen Charakter des angestammten Guten. Und wie er seinen Heinrich kannte, rasch, eigensinnig und nur beharrlich zu widerstreben, mußte er fürchten, daß die Vergelterin streng würde rechnen mit ihm. So sehr ihn sein Beruf als ausübender Arzt drängte, so schwer ihm in ökonomischer Rücksicht eine Reise ward, machte er sich doch sogleich auf den Weg, um bei dem alten Vater seines Freundes Milderung seines Kummers wie seines Zornes zu bewirken. Er fand den alten Frank auf dem Krankenlager, auf das ihn Burton's

mitleidslose Nachricht gestreckt hatte. Der Greis streckte ihm die Hand entgegen und rief schmerzvoll: Kommen Sie! Sagen Sie mir, wie mein Gebet den Unglücklichen einst retten kann vor den Furien seines Bewußtseins! — Heinrichs Mutter war bei Konrads Anblick schon heulend aufgefahren, jetzt trat sie mit biblischen Sprüchen und Ermahnungen hinzu, die den Vater der Härte beschuldigten. Konrad sah, wie dieser Auftritt den Kranken peinigte; er bat ein junges Mädchen, die Handreichung that, die Mutter hinwegzuführen, weil der Kranke Ruhe bedürfe. Die junge Person bezeigte ihm leise und mit auffallender Anmuth ihre angelegentliche Theilnahme, wie sehnlich sie schon lange dem Mann diese Erleichterung gewünscht hätte. „Seit dem Moment, wo die schreckliche Nachricht kam, wandelt der Greis der Gruft zu, und diese unglückliche Frau scheucht den Frieden des Grabes mit Vorwürfen von ihm.“ Konrad blieb nun allein bei dem Alten. Er bedurfte keiner Versöhnung, keines Trostes; klar übersah sein Geist Ursach und Wirkung des Unglücks, das sein Herz brach, und sann nur über die Wege nach, auf welchen der strafbare Sohn in einem andern Dasein entsühnt wieder zu ihm zurückkehren könnte. „Daß mein altes müdes Herz bei seiner Schuld brach,“ sagte er, „das vermehrt sie nicht, und das kommt mir zu gute, denn es bricht in Liebe. Ich erzog ihn schlecht; er verzeihe mir die Reue, die ihn treffen wird! das Unheil, das er auf seine Kinder fortpflanzen wird! Aber — hier blickte er durch das nahe Fenster zu dem besternten Nachthimmel auf — dort sind Wege genug,

von denen irgend einer uns beide zu dem Lichtquell emporführt."

Unter Konrads frommem Gebete schlief er ein. Konrad drückte seine hellen Greisenaugen zu, und die unendliche Wehmuth seiner Seele faßte sich in die Worte des Dichters: teach me at once and learn of me to die. Die alte Frau war ganz unfähig, dem Begräbniß vorzustehen, sie war ganz der Pflege Beatens, jenes jungen Mädchens überlassen, welches Konrad bei seiner Ankunft im Krankenzimmer gefunden hatte. Beate war die Tochter eines sehr angesehenen bürgerlichen Beamten, dem das Haus gehörte, von dem der alte Frank einige Hinterzimmer innehatte. Eine der schönsten Naturen hatte in ihrem Wesen eine seltene Harmonie des Willens und der Kräfte hergestellt; denn ihre Umgebungen waren gemein. Ihre Kirche — ihr Vater war ein katholischer Ausländer — gab ihr eine freiere Handelsweise, wenn es auf gute Werke ankam, als die protestantische Sitte in jenem Theil von Deutschland damals gestattete; sie hatte sich deshalb, sobald sie hörte, daß dieses alte Ehepaar einsam und bekümmert sei, bei des alten Franks Krankenbette eingestellt. Sie wollte nur Theilnahme bezeigen, sie fand aber die Aufforderung, jede Art von Hülfe zu leisten. Frank's jährliche Ersparnisse hatte Heinrich jährlich aufgezehrt, ein kleines Kapital, das der Greis von seinem Vater geerbt und seiner Wittwe zu hinterlassen gedachte, war vor Kurzem durch den Bankerot eines Schuldners verloren gegangen; sein Alter und sein Kummer hatten ihn an gelehrten Nebenverdienst gehindert, Muthlosigkeit hatte

seine alte Gattin von sorgfältigem Haushalt abgelenkt. Beate ward helfender Engel in jedem Sinne, und als der liebe Greis zur Ruhe war, bemühte sie sich, seiner Hinterbliebenen schwaches Gemüth aufzurichten, und sann darauf, wie sie, die auf ihrer Ältern Mithülfe wenig rechnen durfte, den Lebensrest der alten Frau würdig erleichtern könnte. Konrad beobachtete sie mit Bewunderung, und verließ sie nach des Alten Begräbniß mit inniger Liebe. Dem Seelenforscher könnte zuweilen bedünken, da erscheine die Liebe am herrlichsten, wenn ein sittlich und geistig gereifter Mensch sie in seiner Seele aufnimmt, wie die heilige Tiefe der unbewegten Flut des Mondes leuchtendes Bild. Von Osten nach Westen vollendet dieser seinen Lauf; indeß Myriaden von Welten über ihm sich drehen, stralt die stille Flut ihn unverfälscht, rein zurück. So leuchtete von da an Beatens Bild aus Konrads Herzen zurück, und so still wandelte das Mädchen, den Blick ihrer Seele nur auf ihn geheftet, durch das Leben. Konrad sagte ihr, daß er noch einige Jahre würde arbeiten müssen, ehe er ihrem Vater ein annehmlicher Schwiegersohn sein könne; sie bliebe daher frei, allein er sei für immer gebunden. Sie bekannte ihm, daß ihr stolzer Vater strenge Bedingungen machen würde, um seine Einwilligung zu geben; daß sie mit kindlichem Gehorsam sich jeder unterwerfe, aber keines seiner Gebote ihr je einen andern Gatten aufdringen solle. Die Hoffahrt des Vaters setzte sie auf eine schwere Probe. Beate, die Konrad ihr Herz in ihrem zwanzigsten Jahr geschenkt hatte, sah ihre Jugendblüte bleichen, ehe die elende Bedin-

gung: daß Konrad wirklicher Leibmedikus sein müsse, um sein Schwiegersohn zu werden, erfüllt wurde.

Konrads Ruf als Arzt ward so glänzend, daß er, der aus niederm und armem Stande entsprossen, keine Protection genoß, als der Würdigste zum Leibarzt des Fürsten erwählt, nach Beatens Wohnsitz, Heinrichs Geburtsstadt, berufen ward. Erst nach sechs Jahren Treue und Harrens vereinte die Ehe ein Paar Herzen, die im ewigen Jugendgefühl von dem Lauf der Jahre keine Spur trugen. Ihr Eheglück war nicht eine schöne Herbstblume, es war der spät grünenden deutschen Eiche gleich, die herrlich und mächtig dem Lauf der Jahrszeiten nachschreitet. Konrad brachte mancherlei Sorgen als Erretter und Linderer körperlichen Leidens mit in die Ehe. Beate war schon allein um des Guten willen reich, was sie jahrelang an Heinrichs verlassener Mutter gethan hatte. Da sie Hülfe bedürftig war, hätte sie in jedem Fall für sie gesorgt; als sie aber durch ihren Geliebten die nähern Umstände ihres Schicksals erfuhr, empörte sich ihr Herz, daß die Mutter von Konrads Freund der Gemeinde überlassen bleiben sollte. Sie vermochte ihren Vater, ihr die kleine Wohnung im Hinterhaus um geringe Miethe zu lassen, sie wirkte durch eignes Zureden und Mithülfe eines wackern Geistlichen so wohlthätig auf sie, daß der leichte Sinn, der früher ihres Sohnes Verderben herbeiführte, ihr nun das Leben tragen half. Beate beredete sie, zu einer kleinen Nähschule den Namen herzugeben, welche sie selbst in der That dirigirte; aber der Ertrag half der Greisin fort, und die Beschäftigung erhielt sie hei-

ter, ein durch Beate noch erhaltenes religiöses Gefühl machte sie eifrig, die kleinen Mädchen recht gutmeinend zu behandeln, und also mit gemildertem Schmerz und festem Vertrauen, ihren Heinrich entführt wiederzusehen, rief sie nach einigen Jahren der Tod mitten aus dem Kreis der freundlichen Kinder ab.

Dieser Segen wirkte aber auch mächtig auf Konrads Leben. Sechs schöne gesunde Kinder wuchsen um ihn auf; er und seine Beate wollten nur Eins — rechtschaffne Menschen aus ihnen ziehen — und das gelang ihnen auf dem einfachen Wege des Gehorsams und des Fleißes; allein auf ihre Charakterbildung und ihren Weg in der Welt wirkte außer ihren Lehrern auch das Fortschreiten der Zeit. Marie, das erste Pfand ihres Eheglücks, ward sehr einfach erzogen, im letzten Nachhall der altväterlichen Sitte, die Konrad aus seiner beschränkten Lage, Beate aus ihrem strengen Vaterhause herübernahm. Der junge Willmer hatte den Landbau wissenschaftlich studiert, er hatte die Gesetze seines Landes erlernt, um seine eignen und die Rechte der Armen zu vertheidigen, und schuf in dem Dorf, wo sein Vater als Amtmann reich geworden war, ein Bauerngut durch Ankauf und Anbau zu einem herrlichen Landgute um. Er sah und liebte Marie, mit Freuden legte Konrad seines Lieblings Hand in die seinige, fröhlich brachten in den ersten Jahren seine jüngern Kinder die Feiertage bei dem freundlichen Schwager zu, und Konrad segnete Willmer's Loos, der im Wohlstand bei den nützlichsten Beschäftigungen noch Muße behielt, seinen Geist anzubauen und seine Gattin liebend mit

zu gleicher Bildung fortzuführen. Allein die Jahre brachten Änderungen hervor.

Sophie, Mariens zweite Schwester, ein glänzendes Mädchen durch Geist und Gestalt, heirathete einen Mann mit vornehmem Titel; neuere Verhältnisse schufen neue Sitten im väterlichen Haus, die Brüder wurden von dem angesehenen Schwager empfohlen; der alte Fürst, dem sein Leben lieber wurde, je schwächer es glimmte, wollte seines Leibarztes Verdienste in seinem Sohne belohnet und ernannte Mariens ältesten Bruder zum Justizrath, wie er kaum der Doctorwürde gewohnt worden war; ein jüngerer war Soldat geworden und hatte gerade Zeit, vor dem Frieden schnell bis zum Hauptmann zu steigen; ebenso glücklich wurden ihre übrigen Geschwister versorgt, sodaß Konrad im Kreise seiner Kinder das schöne Beispiel ungetrübten Glückes und reicher Ehre als Gatte, Vater und Bürger aufstellte. Daß in den letzten Jahren seines Lebens seine nächsten Umgebungen nicht mehr waren wie ehemals, bemerkte er wohl; er gestand sich auch ein, daß sie ihm nicht so wie das Ehemalige behagten, allein er bedeutete sich, daß die neue Welt nicht mehr so sein könnte wie die alte, und indeß seine Beate die Abende den Gesellschaftszirkel ihres Schwiegersohn Staatsraths besuchte, oder Gesellschaft bei sich versammelte, wo ihre Kinder Leben und Glanz verbreiteten, fuhr er nach Willmer's stillem Landgute, wo ihn seine Enkel umkreisten; denn ihn zum Großvater gemacht zu haben, war, obschon drei andere seiner Kinder verheirathet wurden, Mariens beglückender Vorzug. Hier bei Willmers war der Zweck

der Zierlichkeit in jeder Einrichtung: Bequemlichkeit und Genuß; die hauptsächlichsten Mittel: Reinlichkeit und Dauer; der Luxus: Blumen, Bäume, Stauden, Ertrag eigner Betriebsamkeit, Gelingen kluger Benutzung der Mittel. Auch Willmer und seine Gattin zogen je mehr und mehr vor, den Vater bei sich zu sehen. Freilich hatte sich Willmer durch seine Individualität bestimmen lassen, diese Lebensweise zu wählen. Die Begriffe über Menschenwohl und Menschenwerth, welche während seiner Jugendbildung zum Gemeingut gestempelt wurden, hatten ihn vom Fürstendienst entfernt, aber zum Staatsbürger gemacht. Der Maßstab, den seine Schwäger je mehr und mehr an ihn legen wollten, stand ihm demnach nicht an; ohne Zwiespalt wurden sich die Geschwister fremder, und Beate, welcher Maria zuerst viel gewesen war, die ihre verdienstliche Thätigkeit, ihr fest gegründetes Glück mit Beruhigung und Dank zu Gott ansah, war doch schwach genug, die Innigkeit zwischen den Geschwistern dadurch herstellen zu wollen, daß sie Willmer zu bewegen suchte, um die Oberamtmannsstelle, welche sein Vater besessen hatte, einzukommen; dann hätte er einen Rang gehabt, einen Einfluß. Willmer küßte ihr lachend die Hände, sie bat, weinte; Marie weinte auch, allein nicht um ihres Mannes Entschluß zu lenken, sondern über den Bruch, der nun zwischen ihm und seinen Schwägern entstehen mußte, nun jenes Denkart sich so scharf in seiner Weigerung aussprach. Allein Willmer blieb fest, er lachte mit seinem ehrwürdigen alten Schwiegervater bei dessen nächstem Besuch über den „Welttand" und führte ihn

durch seine Saatfelder, wo die blühende Frucht die Luft mit balsamischen Düften erfüllte. Der liebe Alte blieb mitten in dem Halmenmeer neben einigen mit Blüten übergossenen Hollunderbüschen stehen und sagte wankend: Wahrlich der alte Mensch ist zu schwach für die Weihrauchwolken des großen Altars um uns her — er sprach undeutlich, aber sein Auge lächelte, und so verschied er und ging aus dem duftenden Tempel in das Allerheiligste ein; das war die Veranlassung, warum er hier auf dem Dorfkirchhof ruhte, und Marie segnete den Zufall, der ihr die Hut seines heiligen Grabes verliehen hatte.

Bald nach seinem Tod trat die denkwürdige Gegenwirkung gegen das Übergewicht unserer westlichen Nachbarn ein. Willmer hatte nie gewürdigt die Anspielungen zu rügen, welche seine Schwäger über seine politische Denkart zu machen beflissen waren. Wie in dieser Zeit ein verirrter Haufen der besiegten Heere des großen Eroberers, Unglück und Treubruch an Unschuldigen rächend, Willmer's Gegend Verderben drohte, berief er Männer und Jünglinge der umliegenden Dörfer zusammen, traf die geschicktesten Anstalten und brachte den ganzen Haufen als Kriegsgefangene in die Residenz ein. Eine Säbelwunde über die Schulter, ein Bajonetstich im Schenkel bewiesen, daß der wackere Häuptling nicht von weitem gefochten. Der alte Fürst schüttelte ihm die Hand, rühmte seines Schwiegervaters Andenken und fragte, womit er ihm lohnen könnte. Willmer ersuchte ihn, einst, wenn er für seine Söhne zu bitten hätte, an diese Stunde erinnern zu dürfen, und

eilte in sein Dorf zurück. Allein bei diesem Anlaß hatte er wol gegen seine Schwäger Unrecht auf sich geladen. Diese nie wiederkehrende Gelegenheit, Gnaden vom Fürsten zu erlangen, war für diese, in der Welt Eitelkeit befangene Menschen zu groß, um in ihrem Bestreben Maß halten zu können. Sie eilten schon bei dem Einmarsch der wackern Landleute, die den Gefangenen zum Geleit dienten, Willmer entgegen; ihrer Freude über den Tapfern konnte es nicht an schönerm Zusatz fehlen, und das anerkennend, nahm er ihre Bewillkommnung mit Herzlichkeit auf; wie sie aber nach seinem Zutritt beim Fürsten in Schmeichelei ausartete, und, nachdem sie seine Weigerung, Gnaden zu erbitten, erfahren hatten, eine wahre Wuth sie ergriff, brach sein Unwille los; ein paar Worte, die seinen ganzen Ekel an dem Patriotismus ausdrückten, der Haß zur Triebfeder und Selbstsucht zum Ziel habe, machten einen Riß in dem Verhältniß der Geschwister, welchen seitdem nicht die Zeit und nicht Mutter Beatens herzliche Bemühung zu heilen vermocht hatte.

Das war der Kummer, welcher Marie bei dem durch ihre leidende Gesundheit geschärften Gefühl so drückte. Zwei Mal hatte sich, des Vaters Todestag an seiner Ruhestätte zu feiern, die Familie jährlich bei Marie versammelt, und das Andenken des Verklärten hatte in diesen wenigen Stunden alle Mißtöne entfernt. Man hatte sein Grab mit Blumen bestreut und das Lied gesungen, unter dessen lebenverheißenden Tönen es einst aufgehäuft worden war; kaum hatte man in seiner Lieblingslaube einen stillen Abend verlebt, und beim Ab-

schied meinten alle diese Menschen, von denen keiner Böses im Sinn hatte, daß sie sich mit ihrer Unzufriedenheit Einer über den Andern doch Unrecht thäten. Dieses Jahr war nun, nach dem Auftritt bei Willmer's Einzug mit den gefangenen Franzosen, eine solche Vereinigung unmöglich, ein Jedes fühlte sich unwürdig, mit Zorn im Herzen an des Vaters Grabe zu stehen, und eben in den Tagen dieser Todtenfeier sollten Konrads Kinder alle in der Hauptstadt vereint werden; denn der Hauptmann, der seit seinen Dienstjahren nur auf Momente in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte nun seinen Abschied genommen und wollte eine bürgerliche Beschäftigung ergreifen. Seine Ankunft sollte in diesen Tagen erfolgen, und Marie hatte vernommen, daß die Mutter sie durch ein glänzendes Fest zu feiern gedachte. Diese Verhältnisse waren es, welche diese zarte, treue Seele mit einer Wehmuth, deren Lebhaftigkeit Willmer ein wenig zu tadeln schien, Frank jetzt mittheilte, als die erste Überraschung, die Kinder seines geliebtesten Freundes zu erkennen, vorüber war. Frank nahm an Mariens Bekümmerniß den lebhaftesten Antheil, und sann alle Möglichkeiten durch, die Herzen dieser Menschen einander zu nähern. Willmer sagte zu ihm: Die Herzen bedürfen hier keiner Annäherung, mein verehrter Freund; die Köpfe sind getrennt, und die werden durch keine rührende Auftritte, die werden nur durch verbesserte Einsicht genähert. Und selbst alsdann ist damit keine Innigkeit erlangt; das alte Sprichwort sagt es: Vergeben will ich, aber vergessen kann ich nicht. Der edlere Mensch ist durch die Sorge, die Narben zu

verbergen, die ein versöhnter Gegner ihm schlug, seiner Unbefangenheit beraubt, und der Gegner bei dem Anblick dieser Narben unausbleiblich gedemüthigt. — Marie weinte sanft, Frank verließ mit den Worten: Sie sprechen eine furchtbare Wahrheit aus! seinen Platz und stellte sich im finstern Schweigen ans Fenster. Nach einer langen Pause fragte Marie: Und soll dieser schreckliche Zwiespalt ein ganzes Leben durch fortdauern? Und wenn dort der Vater mich frägt — Willmer unterbrach sie rasch, ehe sie das quälende Bild ausmalen konnte. Nicht doch! rief er, die Zeit mildert Vieles, ändert Vieles! Wir haben ein Leben vor uns, meine Marie, in dem wir durch Rechtschaffenheit und Milde alle Herzen, die unsern und die ihren, endlich so umspinnen wollen, daß keine Narbe mehr sichtbar ist. — Frank schritt schnell zu den Beiden, legte seine Hände auf eines Jeden Haupt und rief wie mit einem Schrei der Verzweiflung: O ihr Glücklichen, die ihr noch ein Leben vor Euch habt, Euch mit Lebenden zu versöhnen! — und seine Stirn mit der Hand bedeckend, eilte er aus dem Zimmer.

Willmers sahen ihn den Abend nicht wieder und hörten den andern Morgen, daß er nach der Stadt gefahren sei; zugleich erhielten sie auch ein paar herzliche, wehmüthige Zeilen von Mariens Mutter, die ihnen schrieb: der Hauptmann sei angekommen und habe mit lebhafter Achtung von seinem Schwager Willmer gesprochen. Diese arme Mutter nahm erst, seit ein anderer als ihres Gatten weiser Wille sie leitete, wahr, daß sie nicht Kraft hatte, ihre besseren Ansichten

durchzusetzen; sie fand sich noch gequälter, wenn der zahlreiche Kreis der in der Stadt um sie versammelten Kinder sie tadelte, Willmer's Ansichten durch ihren Beifall zu begünstigen, als sie es durch die Entsagung war, Marie öfters zu sehen, und deshalb erschloß sich ihr Herz in der Hoffnung, ihren jetzt angekommenen Sohn seinem Schwager Willmer Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sehen.

Heinrich war wirklich nach der Stadt gefahren, und die Ankunft des Hauptmanns war die erste Nachricht, die der Lohnbediente ihm auf dem Wege zu seines Konrads Witwe mittheilte. Er ließ seinen Namen nicht ansagen, sein Anstand und Aufzug verhinderten den Bedienten, eine andere Meldung für seine Herrin zu fodern als: daß ein Fremder sie zu sprechen verlange. Frank zwang sich zu einer Fassung, die seinem Herzen fremd war — das schwamm in Wehmuth —; denn der Greis und das Kind hat für seine Rührung nur Thränen. Er brauchte keinen Eingang, keine Umschweife, sondern fragte die würdige Alte, die mit behutsamer Höflichkeit zu ihm trat: ob sie sich erinnere, daß ihr Gatte einen Freund, Heinrich Frank mit Namen, gehabt habe? — Die Witwe bejahte es freudig und setzte hinzu: Bringen Sie Nachricht von ihm, so muß ich schmerzlich beklagen, daß er sie nicht noch vernahm. Nur wenige Tage vor seinem Tode sagte er mit der Innigkeit, die das Alter ihm nicht genommen, von einem seiner Schwiegersöhne: Willmer erinnert mich doch oft an meinen Heinrich! — Diese Worte überwältigten Frank, seine Stimme zu beherrschen, und er

ergriff der Matrone Hände und sprach mit gebrochenen Tönen: Dieser Heinrich bin ich; hier ist sein letzter Brief, den ich erhielt, ehe ich vor siebenunddreißig Jahren Europa verließ, — er bezeuge Ihnen meine Rechte, seine Witwe zu begrüßen.

Die Matrone blickte flüchtig in das Blatt, drückte es an ihre Brust und empfing den alten bekannten, doch nie gesehenen Freund mit herzlicher Liebe. Frank verschwieg, daß er in Kirchdorf ihre Tochter Willmer gesehen, er konnte mit Recht sagen, erst soeben in die Stadt angelangt zu sein, und keines von Mariens Familie ahnete, daß er schon von den Verhältnissen des Hauses unterrichtet sei. Mariens Mutter foderte Frank beim Schluß ihrer ersten Unterredung auf, ein Zimmer in ihrem Hause zu beziehen; er nahm es mit einfacher Dankbarkeit an, denn er glaubte durch dieses nähere Verhältniß die Gemüther, auf die er planmäßig zu wirken gedachte, besser kennen zu lernen. Der gute Frank erinnerte sich jetzt so wenig als bei jeder wichtigen Begebenheit seines Lebens, daß er immer geglaubt hatte, seinem Verstande zu folgen, wenn er that, was sein Herz ihm zum Bedürfniß machte. Nach ein paar Stunden, in denen er Straße auf und ab die Erinnerungen seiner Kindheit wieder aufgesucht hatte, erinnerten ihn schwere Gewitterwolken, seine gastfreie Wohnung wieder aufzusuchen, und unter fernem Donner kam er nach Haus[illegible].

Frank [illegible] so unbekannt und unerkannt durch die ihm fremd [illegible]henen Straßen streifend, wo ihm sonst Hunderte [illegible] Bekannte oder [illegible]vielen begrüßt,

wie ein wandelndes Gespenst vorgekommen und stand, versunken in schmerzliche Gefühle, den fernen, trotz des Mittagslichtes auf finsterm Himmel zitternden Blitz als seinen einzigen alten Bekannten in dieser Fremde begrüßend, am Fenster seines Zimmers, als ihn der Ruf zum Mittagstisch seiner Wirthin aus seinen Träumen erweckte. Er fand, Willmers ausgeschlossen, alle Kinder seines Freundes versammelt; zu Aller Erstaunen und der Mutter Mismuth, fehlte der Hauptmann, der ziemlich früh ganz allein weggeritten war, allein der Mismuth ging in Wehmuth über, als sich Frank neben sie niederließ. Hätte mein Mann seinen Heinrich unter seinen Kindern gesehen! rief sie innig. — Er sieht mich hier unter ihnen, erwiederte Frank gerührt; fühl' ich mich doch zum ersten Mal wieder unter den Meinen. — Aber Sie haben eine Tochter, Sie bekommen Enkel, sagten Sie mir? — Ich lebe in Feindschaft mit meiner Tochter, mein Haus ist einsam, antwortete er schneidend und blickte in den Kreis der Jüngern umher. — Unter diesen fühlten einige ein Grausen, wie sie mit so dürren Worten sagen hörten, was seit einiger Zeit nur zu einheimisch in ihren Herzen geworden war. — Junge Leute, nahm Frank nach einer Pause wieder das Wort, wenn meine Tochter einst ihre Kinder um sich versammelt, darf sie meinen Schatten nicht zu sich beschwören, denn sie muß fürchten, daß er mit Vorwurf unter ihnen aufträte. O hütet Euch vor dem Moment Eures Lebens, wo der Anblick Eures Vaters — würde Sterblichen der Anblick Verklärter vergönnt — Euch an Schuld mahnte! Die Gewitter-

wolken hatten sich tiefer gesenkt, durch die rothen Vorhangsdraperien fiel nur spärliches Licht auf die von den Fenstern entfernte Gruppe der erbleichenden jungen Leute. Alles schwieg. „Doch hier fehlen ja außer dem Hauptmanne noch Kinder," fing Frank jetzt wieder an, nachdem er abermals nachsinnend mit ernstem Auge den Kreis überblickt hatte. „Mariens Kinder müssen ja schon erwachsen sein, und welches ist sie und ihr Gatte?" — Die Matrone zögerte, die Kinder schlugen alle den Blick zur Erde. — Mariens Familie fehlt freilich unter uns, sagte endlich bang und schmerzvoll die Mutter. — Wie, heute? Bei der Rückkehrfeier des Bruders? Ist denn Kirchdorf zu weit? Ist Marie denn krank? Verdient denn Willmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feiern? — Der Mutter brach das Herz bei dieser Steigerung von Bedeutung in des alten Freundes Fragen, die er bei der bangen Stille aller Gegenwärtigen mit zunehmender Heftigkeit und angestrengter Bemühung, gefaßt zu bleiben, aussprach. — Willmer nicht werth, unter Euch zu sein? rief sie endlich, von ihren Gefühlen begeistert, den aufgeschreckten Kindern zu. Wenn Eures Vaters milder Geist sich uns sichtbar zeigte und uns fragte: wo ist meine Marie mit dem würdigen Gatten? — Hier sind sie, meine Mutter, hier sind wir! riefen ein paar Stimmen, und Marie und Willmer schlossen die Mutter in ihre Arme. Die Geschwister waren einen Augenblick, weil zu gleicher Zeit ein mächtiger Donner, von einem blendenden Blitz begleitet, herabrollte, von so einer mächtigen Empfindung ergriffen, daß die Frauen, in den Armen ihrer

Männer ihr Antlitz an deren Busen verbergend, Schutz suchten und den Hauptmann gar nicht gewahr wurden, der, Mariens jüngstes Mädchen auf dem Arm, die beiden ältesten zur Seite, nach Willmers ins Zimmer getreten war und nun die Zeit abwartete, der Mutter Liebkosungen zu theilen. Sie verweilte nicht, die Mutter ahnete die liebe Gegenwart der Enkel, sie begriff des Hauptmanns Antheil an der Sache, sie sprach auch Frank nicht frei davon und blickte, von ihren Kindern umfangen, schon nach den Enkeln hin. Indeß diese nun an ihr hingen, ging der Hauptmann auf Frank zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte humoristisch oder begeistert: Meines Vaters Zwillingsbruder, kommen Sie hierher, helfen Sie und unsers Verklärten Geist, der gewiß hier auf uns schaut, wie er mich auf dem Schlachtfelde umschwebte; helft Ihr Zwillingsbrüder, wie Euere Sterne den irrenden Schiffer, diese Männer auf rechten Weg bringen. Brüder, Schwäger, rief er nun und führte Willmer einen Schritt auf die zögernd Nahenden zu, ich würde ohne den herzlichsten Umgang mit diesem meinen Waffenbruder nicht froh unter Euch leben, deshalb habe ich ihn vermocht, das Fest meiner Rückkehr mit uns zu feiern, und wahrlich, ich lese in Euern Augen, daß es nun erst ein Fest für uns Alle zu sein beginnt.

Seit des Hauptmanns Ankunft hatten die Geschwister sich das Misbehagen, das ihnen ihre Entzweiung mit Marie und ihrem Gatten erregte, nicht länger verschwiegen. Dieser durch den Krieg zur Selbständigkeit und durch sich in ihm so mannichfach herbeigeführten An-

sichten des Lebens zur Klarheit gebildete junge Mann hatte bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus mit Unwillen den Zwiespalt unter seinen Geschwistern erfahren. Mit Erröthen nahm er wahr, daß seine eignen unreifen Ansichten, die er vor mehren Jahren bei seiner letzten Anwesenheit geäußert, dazu beigetragen hatten, Willmer seinen Geschwistern in einem falschen Gesichtspunkte zu zeigen. Die schöne Waffenthat, wodurch dieser seine Umgegend vor Mishandlung des flüchtigen Feindes geschützt, brachte ihn diesem Schwager vorzugsweise näher, er beschloß ihn zu versöhnen, und dem Entschluß folgte die That. Gleich den Tag nach seiner Ankunft, während Frank in die Stadt fuhr, ritt er nach Kirchdorf hinaus; die Freude war gegenseitig, war unaussprechlich. Sie begeisterte Willmer's Verstandesansicht, sodaß er die Überzeugung gewann, im Bunde mit diesem geraden, herzlichen Menschen seiner Marie Geschwister zuerst die Hand bieten zu dürfen und fortan alle ihre Schwächen zu verzeihen. Nach einigen beseitigten Hindernissen gelang es dem Hauptmann, die ganze Familie trotz des heranziehenden Gewitters in die Stadt zu entführen. Dort hatte ihm indeß das Mutterherz in die Hand gearbeitet. Beate hatte den Kindern während Frank's Morgenwanderung die nie gegen sie erwähnte Geschichte von dessen Jugend erzählt; sie hatte mit Wehmuth von dem Jammer gesprochen, dessen Zeugin sie an des alten Frank's Sterbebette gewesen war, und nicht ohne Bedeutung hatte sie gesagt: O meine Kinder, aller Jammer der Erde ist nichtig, gegen die Thränen, die Ältern über das Unrecht ihrer Kinder ver-

gießen — und mit gedämpfter Stimme setzte sie hinzu: und kein Unrecht muß so nagende Reue nach sich ziehen als das Unrecht, was Kinder an ihren Ältern thun, weil das Altersverhältniß sie so oft am Ersatze verhindert. Es gleicht ja fast dem Selbstmord, dem einzigen Verbrechen, bei dem der Mensch zum Bereuen keine Zeit hat. —

Durch diese Erzählung vorbereitet, hatten Frank's Reden die Gemüther noch mehr erschüttert. Wenn das Gefühl einem Irrthum widerstrebt, so gelingt es dem lebhaften Misfallen Anderer am leichtesten, die Vernunft von ihm zu überzeugen. Wie Frank die Frage that: „Verdient denn Willmer nicht unter Konrads Kindern des Bruders Rückkehr zu feiern?" war mehr oder minder lebhaft in eines Jeden Herzen ein bitterer Vorwurf über ihre Ungerechtigkeit laut geworden, sodaß die Schwestern, von Reue ergriffen, bei Mariens Erscheinung, in dem Augenblick, wo ihre Mutter in dem Namen ihrer Verklärten fragte: wo ist meine Marie mit dem würdigen Gatten? — das Natürliche nicht mehr von der Erscheinung zu unterscheiden vermochten.

Unter diesen Umständen konnte sich der Hauptmann nicht irren, als er in der Seinigen Augen die Bereitwilligkeit zu lesen glaubte, jeden Zwiespalt in Vergessenheit zu begraben. Die Männer bekannten sich mit [illegible] Offenherzigkeit das Bedürfniß ihrer Ehre und [illegible] Herzens: ihre Familienbande durch Einigkeit zu [illegible] ihrem bürgerlichen Wohl, durch Liebe zu ihrem Lebensglück zu befestigen; die Weiber umhalsten sich, weinten, gelobten, waren unaussprechlich glücklich

und fanden die Sprache zu arm für ihr Gefühl. Frank, der wenig, aber kraftvoll und wirksam mit des Hauptmanns Brüdern und Schwägern gesprochen hatte, warf sein Auge plötzlich auf die Kinder, die, ängstlich, erhitzt, weinend, ohne recht zu begreifen, was alle diese Bewegung veranlaßte, aus den Armen der Großmutter in die der thränenreichen Tanten gezogen wurden — er schritt schnell auf sie zu, sammelte sie und führte sie an der Hand in ein Nebengemach. Erstaunt sahen die Frauen ihm nach, besonnen folgte ihnen Willmer und fragte besorgt, was ihnen fehle. — Den Kindern fehlt nichts, sagte der Alte, die Jüngste auf seine Knie setzend, die beiden Ältesten, wie sie vor ihm standen, leicht umfassend; den Kindern fehlt nichts, aber Ihr konntet sie krank machen. Meine Lieben, wißt Ihr, warum Eure Mutter, Eure verehrte Großmutter, Alle so weinen, sich so freuen? — Freuen sie sich wirklich? fragte der Knabe in sehr bestimmtem Ton. — Gewiß freuen sie sich, denn sie haben liebe Kinder um sich. Eure Oheime und Tanten hatten einen Streit gehabt, heute versöhnten sie sich; begreift, wie furchtbar Zwietracht unter Geschwistern ist, wenn so fromme, wackere Menschen, wie Euere Verwandten, sie so bitter bereuen, wenn ihre Versöhnung sie so unendlich entzückt. Allein ihr bleibt hier, bis sie sich beruhigt haben. Es geziemt der Ehrerbietung, die ihr Euren Ältern schuldig seid, nicht müßige Zuschauer ihrer Thränen zu sein. — Bei diesen Worten ergriff er Willmer's Arm und lehnte die Thür des Gemachs zu, in dem er die Kinder zurückließ. Mein väterlicher Freund, sagte Willmer, indem sie in das

Gesellschaftszimmer zurückgingen, wie weise haben Sie mich und meine Kinder belehrt! — O mein Sohn, rief Frank stillstehend und sein Auge schmerzvoll zum Himmel hebend, ich bin der verarmte Goldmacher. Mein Gut liegt alles in der Asche, jetzt bin ich wohl im Stande meinem Bruder Adepten zu sagen: das Rezept betrügt dich.

Es war nicht ganz wie er's vermeinte. Der Friede, die Freude, die in seines verklärten Freundes Familie von da an heimisch ward, weil keines der verschieden denkenden Geschwister seine Verschiedenheit mehr als Trophäe dem andern vor Augen stellte, gaben dem Greis Glauben an die Möglichkeit, seine Tochter wiederfinden zu können; die Liebe war nie geschwächt gewesen, und so führte ihn die Hoffnung nach einem Jahre wieder dem neuen Welttheile zu. Er stieg in Neuyork ans Land, nicht die heiße Sonne der Jahreszeit, nicht die Ermattung der langen Seereise hielt ihn ab, er eilte auf seines Schwiegersohns Güter. Guter Gott, habe Dank, daß du ihm seine Tochter lebend finden ließest! daß seine Tochter den Vater lebend wiedersah! — Davaux, Dinas Gatte, war ein ernster Mann, mit allen Eigenschaften eines weisen Herrschers, sichern Freundes, eines erfreulichen Gesellschafters ausgerüstet. An seiner Seite war Dina nicht ohne manchen Widerstand, den Davaux nicht beachtete, nicht ohne manchen bittern Selbstvorwurf wegen ihres Betragens gegen ihren Vater, über welche er sie männlich tröstete, in die Schranken der Weiblichkeit zurückgetreten; an die Stelle des Unmuths gegen ihres Gatten Oberherrschaft war

TAYLOR INST. OXFORD

nach und nach Zerknirschung gegen ihren Vater getreten. Die Geburt ihres ersten Kindes gab ihr zuerst ein Gleichgewicht wieder; sie ward sich wahrer Würde bewußt, sie sah in ihrem Sohn das Mittel, die Nemesis zu entwaffnen, welche Übel aus Übeln folgen zu lassen bedroht. Er sollte der beste Sohn werden, und unvermerkt ward ihr der Vater theuer, dem sie wollte diesen Sohn erziehen. Wie Frank in der neu geschaffenen Wohnstätte fleißiger, genießender Menschen anlangte, welche sie, welche Davaux ihre Wohlthäter nannten, spielten zwei Kinder um sie her, und sie hatte das Glück, ihres Vaters Dankgebet für wiedergefundenen Frieden, erst mehrere Jahre darauf, von seinen sterbenden Lippen zu küssen.

II.

Die Geschwister.

An einem schwülen Frühlingstage kam ein ausländischer Wandersmann nach Berneck in Franken. Seine blühende Jugend, sein schönes dunkles Auge bei einer fremdartigen, jedoch angenehmen Aussprache, zeichnete ihn so sehr aus, daß selbst die Wirthin aufmerksam ward und den jungen Fremden eigends ansah, freundlich nachfragend, ob der Frankenwein schmecke, und sich erkundigte, woher er käme. — „Von Perekop; gar weit weg, am schwarzen Meere." — „Das schwarze Meer? Das ist wol noch hinter Amerika?" — Eine der gemeinen Wirthshausgestalten, ein verdorbener Schreiber oder dergleichen, lachte spöttisch auf: „Hoho, Frau Wirthin, hinter Amerika!" — „Nein, liebe Dame," schnitt der Fremde seinen Spott ab, „es ist gerade auf der andern Seite. Hättet ihr einen Sohn in Amerika, so sehntet Ihr Euch der Abendsonne nach zu ihm, und wenn ich meines Vaters gedenke, schau' ich dahin, wo die Sonne aufgeht." — Die Wirthin, die gar nicht gefühlvoller als andere Wirthinnen aussah, rief gerührt: „Ach Gott, da denke ich wirklich an meinen Sohn, wenn die Sonne sinkt, denn er ist in Baltimore verheirathet —

und Euer Vater?" — „Den deckt vielleicht in Perekop das Grab." Bei diesen Worten hatte er seine Reiseranzen wieder umgehangen und reichte der Wirthin zum Abschiede schweigend die Hand; auch diese schwieg, Beide hatten Thränen in den Augen, die sonst muntere Frau sah ihm über'n Platz nach, bis er links zu dem Thore bog, das nach Schorgast führt; dann sagte sie theilnehmend: „Er muß am Thore nach dem Wege gefragt haben, wenn er nur nicht irre geht!" und ohne auf des alten Schreibers Witzreden zu hören, ging sie in ihre Küche.

Der junge Wandersmann verfehlte aber den Weg. Statt bis ans Stadtthor zu gehen, gerieth er rechts durch ein Gäßchen an das Ufer der Oelsenitz und ging langsam und sinnend ihrem Bette nach. Die Sonne begann zu sinken, schwarze Wolken lagerten sich seitwärts an das Ziel ihrer Bahn, dem sie in einem leichten dünstigen Schleier zurollte, indeß der obere Himmel noch im glänzenden Blau prangte. Der Wanderer, Feodor Prosky, befand sich am Eingange eines engen Thales, das kaum mehr Platz hatte, als das Bett der Oelsenitz einnimmt, die weiß schäumend auf schwarzem Schiefer dahinschießt. Bald rechts, bald links liegen wol kleine Wiesenplätzchen, die eben jetzt im farbigsten Blumenschmucke prangten, oder das Ufer geht in einem sanftern Abhange zu den Felsen empor; meistens ist dieses aber immer von einer oder der andern Seite steil und oft senkrecht von bemoosten Felsen gebildet und vergönnt dem Flusse nur eben zwischen dem Gesträuche oder den Wurzeln der alten, zum Himmel strebenden

Tannen seinen Platz zu finden. Über die höchsten Bäume blickten Felsenzacken, und auf ihnen wurzelte Gesträuch und wiegten sich Blumen, und hinter ihnen stiegen neue Stämme in Riesengröße zum Himmel auf. Kein Ton menschlichen Treibens mischte sich hier in die Sprache der Natur. Bald war es der Waldstrom allein, der, in zornigem Wirbel um die Felsstücken treibend, jeden andern Ton in seinem Brausen verschlang, bald glitt er so leise über sein schwarzes Bett, daß sein krystallhelles Wasser vor dem Auge verschwand, und nur hie und da, wo es die vom Ufer herabhängenden Rosenzweige spielend fortzog, oder sie sich neigend über ihn wiegten, verrieth leises Lispeln sein Dasein. Dann vernahm man den heitern Gesang des Rothkehlchens, das Zirpen der Grille; der Roßkäfer schnurrte mit schnarrendem Fluge von der Baumwurzel zum Johanniskraute, und die leichte Libelle schwebte im leise summenden Fluge über dem Wasser. In all dieses Leben der Töne und Farben blickte oben von den Felsenzacken hie und da ein weidendes Reh, und unter dem blauen Gewölk, das über dem Thale sich wölbte, schaute ein Geier oder ein Habicht auf breiten Fittigen in das ruheathmende Thal. Feodor ward bald gewahr, daß er den rechten Weg verfehlt, glaubte aber aus der Richtung des Wassers eine richtige Folgerung zu ziehen und klimmte rasch über Gestrüppe und Baumwurzeln, hüpfte über die Felsstücke im Waldstrome und blickte dabei zuweilen nach Westen in das Thal hinab, wo Gewitterwolken sich thürmten.

Sein rascher Gang kam ihnen nicht zuvor, die

Sonne umhüllte sich gänzlich, die Schwüle lagerte sich ins Thal, der Raubvogel sank schweren Fluges in den Gipfel eines mächtigen Baumes, das Rothkehlchen schwieg, der Käfer kroch schüchtern unter die Wurzeln der Haselstaude, und langsam schlich das Reh in das Dickicht zurück. Feodor war noch schneller vorwärts geeilt, aber jetzt hielt er inne und blickte umher: bei der drückenden Schwüle zitterten in einzelnem Schauder die äußersten Zweige, als rieselte er aus ihnen heraus; denn keine Luft bewegte das Laub. Der Teppich der Wiesen ward gefurcht, als schleife man ein luftig Gewand über die Häupter seiner Blumen hin, und plötzlich kam ein Sturm, beugte die masthohen Bäume, heulte in rollendem Donner durch die Gipfel, gelbe Blitze züngelten in die Zacken der Felsen nieder und erhellten blendend ihr gelbgrünes Moos. Feodor schmiegte sich in eine tiefe breite Felsenritze, die ihn völlig sicherte und barg. Der Regen strömte so brausend von der Steile des Berges herab, daß er den Donner überstimmte, bis ein furchtbares Krachen sein Ohr traf, ein zweites erschütterte das Gewölbe seines Schlupfwinkels, und belehrte ihn, daß der Blitzstral einen Baum getroffen, der, vor seiner Höhle herabfallend, vielleicht brennend, ihm den Eingang versperren, im Rauch vielleicht ihn ersticken konnte. Der mächtige Baum schlug aber über die Höhle hinaus, hinaus über den Fluß, wo er eine künstliche Brücke bildete, welche nun die beiden Felsenufer verband. Mit dem mächtigen Wort dieses Donners hatte der Himmel seinen Spruch gesprochen; die Wolken entflohen, und nach wenigen Minuten setzte

Feodor seinen Weg im Schimmer der kosenden Abendsonne fort, die, den Gipfel der Berge vergoldend, tröstend Thiere und Gewürm noch einmal aus ihren Schutzorten herbeirief. Jetzt bog die angeschwollene Oelsenitz um einen Felsenvorsprung; hinter ihr breitete sich das Ufer, an dem der Wanderer hinklimmte, zu einer kleinen Wiese aus, in deren Hintergrund hart am Berg eine Hütte stand, deren kleine Welt sie zu bilden schien; denn rundum starrten Felsen, und hoch stieg gegenüber das Ufer zum dichten Wald empor.

Auf Gastrecht zählend, eilte Feodor auf dem nun sichtbaren Pfade zu der Hütte, die im Abendsonnenglanze, der die kleine Bucht umfloß, wie eine Wohnung des Friedens ihn einlud. Eine Stimme tönte ihm entgegen und ward ihm mit jedem Schritte deutlicher: von Thränen unterbrochner betender Gesang. Ehrerbietig wollte er dessen Schluß abwarten und setzte sich mitbetend, auf eine Bank unter dem offnen Fenster. Jetzt vernahm er deutlich eine süße weibliche Stimme, die von Wehmuth gedämpft, folgende Worte sang:

Was vor mir heimgegangen,
Wird treulich mich empfangen —.
Nimm mich zu dir, mein Gott!
Laß mich, der nichts geblieben,
Zu Denen, die mich lieben,
Nimm mich zu dir, mein Gott!

Jetzt erstarb der Gesang in Thränen. „Hätte ich gewußt, daß es Sie so betrüben würde, so hätten Sie das Lied nicht singen dürfen!“ sagte eine gebro-

chene Stimme, die aus einer andern Seite des Zimmers herttönte, und Feodor wagte durch das niedere Fenster zu sehen. Auf einem armen, aber reinlichen Bette lag eine Greisin, der freilich nichts mehr übrig zu sein schien als das Wiedersehen jenseits — so schwach, so zum Tode müde sah sie aus. Ein, dem Anschein nach noch junges Mädchen ging in einen Winkel des Stübchens, wo ein paar geweihte Kerzen vor einer Schmerzensmutter während des Gewitters gebrannt hatten. Sie löschte sie aus, trat dann an das Bett, faßte der Kranken Hand und drückte sie, leise sprechend, an ihre Brust. Jene sprach mühsam, aber mit starkem Ton, wie Hochbetagte zu sprechen pflegen, fort: „Ihre Sternlein, Marie, werden noch glänzen, aber mich — mich will kein Herz mehr finden; denn das Herz meines Sohnes hat sich ja von mir gewandt! Mich will kein Herz mehr finden, nimm mich zu Dir, mein Gott!" Das Mädchen erblickte jetzt den Fremden, trat aus der Hütte und fragte um sein Begehren. Sie war vielleicht einige zwanzig Jahre alt, eine edle Gestalt, schöne, ernste Augen, und von Blattern gezeichnet, ohne daß die Frische ihrer Wangen, der Schmelz ihrer Zähne davon gelitten hätten. „Ich hatte den falschen Weg nach Schorgast eingeschlagen," antwortete Feodor, „worüber ich gehen wollte, um noch heute Abend Dorneck zu erreichen." — „Dazu wäre es in jedem Falle zu spät gewesen." — „Aber bis Schorgast können Sie mir vielleicht den Weg beschreiben." — „Schorgast liegt noch vier Stunden von hier. Sie können es erst tief in der Nacht erreichen; sehen Sie,

die Sonne ist hinter den Berg gesunken und die Dunkelheit in der engen Felsschlucht neben der Oelsenitz gefährlich." Wirklich war während des kurzen Vorgangs die Sonne hinter die Felsen getreten, das ernste Mädchen stand schon im Schatten, nur noch hoch über ihr glühten die äußersten Gipfel in ihrem scheidenden Lichte. „Sie haben eine kranke Mutter," sagte Feodor zögernd, „sonst würde ich auf einer Bank in Ihrer Küche stille den Morgen erwarten. Lieber hier, als in einem Gasthofe in Schorgast." — „Die liebe Alte ist nicht krank," antwortete das Mädchen, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten," sie ist nur alt und — sagen Sie ihr einen guten Abend, das wird sie erfreuen."

Feodor trat an ihr Bett und sagte ihr, wie ihn der Sturm in der Bergschlucht überfallen, „und Euer Kind will mir erlauben, daß ich den Morgen in Eurer Hütte erwarte, weil die Oelsenitz je mehr und mehr anschwillt." — Die Alte reichte ihm die Hand, und fragte, woher er gekommen, und fragte immer mehr, und Emma, so hieß die Jungfrau, welche Hausgeschäften nachging, blieb etwa im Durchgehen stehen, hörte zu, fragte, wenn sie aus dem Zusammenhange war, und sagte, wie sie Milch und ein Gemüse zur Abendkost auf den reinen Tannentisch gesetzt und die kleine Lampe angezündet hatte: „Feodor heißt Ihr? Da war Euer Vater doch ein Russe?" — „Fräulein, ich weiß nicht, woher er war; aber ein Russe war er nicht; denn die Russen im Bürgerstande sind unwissend, und Vornehme sind nicht edel und bescheiden wie er." — „Und Eure Mutter?" — „Die kannte ich nicht, habe

nur eine dunkle Erinnerung von ihr, und ob sie auf Wahrheit sich gründete, habe ich meinen Vater nie fragen dürfen. Sein Schmerz blieb zu neu, bis er ihr nachfolgte ins Grab." — „Ins Grab!" sagte die Alte, welche besonders auf die Worte Achtung gab, die mit ihren Gedanken verwandt waren. — „Und hoffen Sie, so fern von Ihres Vaters Grabe Verwandte zu finden?" fuhr Emma fort. — „Mich will kein Herz mehr finden, ich rufe Dich, mein Gott!" seufzte die Alte, deren Gedächtniß, von den Worten angeregt, die wiedertönte, die es zuletzt beschäftigt hatten. Feodor schwieg, sichtlich ergriffen. Emma's Thränen brachen aber aus, sie rief leise: „Guter Vater im Himmel, wenn Du keinen Frieden auf Erden mehr für sie hast, so nimm sie doch zu Dir!" Sie weinte still, indeß Feodor sich dem Bette genaht, und nachdem er, die Lampe etwas näher rückend, die alte Mutter betrachtet hatte, fragte er: „Fräulein, sind Sie denn ganz allein mit der Kranken?" — „Die Magd ist in Berneck und kehrt erst morgen zurück." — Jetzt richtete sich die Alte auf und fragte: „Fräulein Emma, warum haben Sie die geweihten Kerzen wieder angezündet, der Sturm ist ja vorüber?" — „Gute Mutter, sagte Feodor, das ist kein irdisches Licht, was Du siehst!" — Sie horchte auf. „Das war Albrechts Stimme, rief sie; o, des Lebens Sterne funkeln! Zu ihm, zu ihm!" Dieses rief sie mit Siegerton, als habe neues Leben das Alter verjüngt, streckte ihre Arme aus und sank entseelt auf ihr Lager.

Emma betete neben der Todten in stillem Gebet,

das Feodor ehrerbietig abwartete. Jetzt richtete sie sich auf, drückte der Siegerin die müden Augen zu und sagte, indem sie ein leichtes Tuch über ihr Antlitz deckte: „Gott sendete Sie her. Es wäre mir doch unendlich ängstlich gewesen, in dieser Nacht ganz allein zu sein.“ — „Die fromme Todte war nicht Ihre nahe Verwandte?“ wagte jetzt Feodor zu fragen. — „Nein, ich bin eine Waise, wie Sie; mögen Sie nicht so verlassen sein, wie ich!“ — „Das ist der Mann nie,“ erwiederte Feodor; „möchte ich so glücklich sein, in dieser Lage etwas für Sie thun zu können!“ — „Bleiben Sie bei mir, bis der Tag anbricht, damit ich nicht durch irgend einen Fremden erschreckt werde; dann rufe ich unsere nächsten Nachbarn herbei und sorge vor Allem, daß meine geliebte alte Wohlthäterin der Erde übergeben werde, und sobald meine kleinen Geschäfte geordnet sind, wandere ich nach der Himmelsgegend zu, woher Sie gekommen.“ — Feodor rief erstaunt: „Nach Perekop!“ — „Nicht nach Perekop, aber nach Cherson, wo ich eine Bekannte im Kloster der barmherzigen Schwestern habe, und dort lasse ich mich einkleiden.“ — Beide schwiegen lange, Emma, in stummer Betrachtung ihrer Lage, Feodor von widerstreitenden Empfindungen zerrissen. Ihm war, als gebot ihm eine innere Stimme, sich Emma zu widmen, darum erschrak er vor dem Gedanken, daß er in diesem Zeitpunkt jene Gegend vielleicht auf immer verlassen hatte, wo er ihr Schutz hätte werden können. Sie dankte für Das, was ihr der junge Fremde mit unverkennbarer Innigkeit über diesen Gegenstand sagte; „aber,“ setzte sie hinzu, „Gott,

der Sie mir heute so wunderbar zu meinem Trost hersendete, wird mir andere Schutzengel bereiten." — Feodor fand, daß ihm in eines andern Mädchens Mund diese Worte nicht genügt hätten; aber von ihr thaten sie seiner Eigenliebe nicht weh. Er schwieg, nachsinnend über die Ursachen, die dieses Geschöpf in diese Hütte gebannt hatten, da ihr Anstand und Bildung, ja auch ihre Kleidung deutlich bewies, daß sie in günstigern Verhältnissen gelebt hatte. Emma nahm nach einer Weile von Neuem das Wort: „Allein Sie selbst, wohin geht Ihr Weg? Haben Sie Freunde, hoffen Sie Freunde in diesem fremden Lande zu finden?" — „Wahrlich, ich hoffte Beides, als ich meine Reise antrat, aber mein Gemüth hatte keine Freudigkeit dabei. Und so deutlich mich die Einrichtungen, das Aussehen Ihrer Länder überzeugte, daß ich aus einer Wildniß käme, graute mir dennoch vor dem Gedanken, hier eine Heimath zu suchen. Diese letzte Stunde, diese wunderbare Fügung —" Feodor erröthete und suchte vergeblich einen schicklichen Ausdruck; „hier an diesem Sterbebette," sagte er endlich, „ahnete ich, meines Vaters Grab sei nicht das einzige Fleckchen Erde, das ich ungern verlassen, nach dem ich sehnend zurückkehren würde." Er sah dabei offen in Emma's Gesicht. — „Gut, Feodor, bei einem Sterbebette fallen kleinliche Convenienzrücksichten hinweg. Sie standen wie ein Bruder mir bei, ich will als Ihre ältere Freundin mich ansehen." — Das konnte Emma; denn trotz des krausen Haars über des Jünglings Lippe durfte sich die dreiundzwanzigjährige Emma auf den ersten Blick für die Ältere halten. — „Wohin

gedenken Sie, was für Freunde suchen Sie auf?" — „Die Familie eines Baron Heilstein, deren Haupt ich ein Packet Schriften von meinem Vater bringen soll." — „Heilstein? fragte Emma erstaunt, auf Dorneck?" — „Auf Dorneck." — „Ihr Vater war also ein Deutscher? Er kannte diese Familie?" — „Emma, ich weiß es nicht. Mein Schicksal ist darum so wunderlich, weil ich gar nichts von mir zu sagen weiß. Seit meinem vierten Jahre lebte ich mit meinem Vater in Perekop; anfangs hatten wir nur ein ganz kleines Feld, mein Vater baute Gartengewächs, wie hier in der Gegend gebaut wird, was dort Niemand verstand und ihm theuer bezahlt ward, dabei sprach er das Russische wie seine Landessprache, ich dachte nicht daran, welches seine Muttersprache sei, denn Deutsch und Französisch lehrte er mich erst im siebenten Jahre, wie ich schreiben und lesen lernte, und da nahm ich wahr, daß er kein russisches Buch besaß, aber viele deutsche und französische, die er aber sorgfältig vor den Leuten verbarg. Nein, verbergen kann ich's eigentlich nicht nennen; er hatte nur eine Art, zu verhindern, daß Andere nicht mehr, als er wollte, von ihm erfuhren, ohne etwas zu verbergen. . ." — „Feodor, die lernten Sie von ihm; denn Sie erzählen auch nur, was Sie wollen. Von Ihrer Mutter." — „O meine Schwester," unterbrach sie jetzt der Jüngling, „hätte ich's gelernt, so übte ich es nie gegen Sie. Von meiner Mutter weiß ich gar nichts, als daß sie mir wie eine schöne traurige Frau vorkam. Wir haben damals gegen die polnische Grenze zu gewohnt, mich dünkt auf den Landgü-

tern eines russischen Großen, — ich erinnere mich nur, daß wir nach Landesart in Wohlstand waren. Wie wir dort fortkamen, weiß ich nicht. Weiter erinnere ich mich, daß wir in einem Walde waren, mit zwei Kibitken, wie wir unsere kleinen Wagen nennen. Auf der einen lag die Mutter auf Betten, die führte der Vater; die andere, auf der Gepäck war, führte ein russischer Knecht. In diesem Walde wurde angehalten, der Mutter auf dem Moose ein Lager gebettet, und ich freute mich, dem Knecht Fichtenäpfel zum Feuer zutragen zu dürfen. Da befahl der Vater Dominik, mit mir tiefer in den Wald zu gehen. Ich sehe noch sein todtenbleiches, schmerzvolles Gesicht! — ich glaubte, er zürne mir, und bat ihn, mir zu verzeihen, weil ich eben mein Kleidchen an dem Feuer versengt hatte; er hob mich empor und rief ein fremdes Wort, das ich nicht verstand, aber nie vergaß; erst später erfuhr ich, es heiße Waise — er rief: Waise! Waise! und hob mich, den Blick schrecklich zum Himmel gerichtet, empor. Dominik führte mich abwärts und betete seinen Rosenkranz und kreuzte sich; ich fand aber Käfer und Blumen und dachte bald nichts Trauriges mehr, nur das Wort wiederholte ich kindisch und riß dabei die großen blauen Glockenblumen ab, die ich noch jetzt nie sehe, ohne an das Wort zu denken. Wie lange wir fort waren, weiß ich nicht; wie wir aber wiederkamen, lag meine Mutter todt auf dem Lager unter den Fichten, und der Vater grub ihr ein Grab. Ich habe das Übrige vergessen, glaube aber, wir lebten eine ganze Weile in dem Walde in einer Hütte, nahe

bei einer Einsiedelei. Der Eremit gab mir trockne Früchte und lehrte mich lateinische Gebete. Dominik starb hier, und ich glaube, er ward auf demselben Rasenplan, wo meine Mutter liegt, begraben. Mir dünkt, ich hätte zwei Grabhügel gesehen. Dann mußten wir nach Perekop gezogen sein. Dort hatten wir Anfangs nur einen kleinen Garten oder Feld; aber der Vater ging einmal mit mir nach Odessa, wo er Geld holte. Mit diesem kauften wir mehr Land, und kauften einige Knechte, und der Ertrag einer großen Zahl Kühe, welche der Vater zu Butter oder Käse benutzte, muß ihm viel eingebracht haben. Von Zeit zu Zeit reiste der Vater nach Odessa, wo er von dem Gouverneur, Grafen von Richelieu, sehr achtungsvoll aufgenommen ward. Er vergrößerte seine Güter noch mehr, legte Bier- und Brantweinbrennereien an, dabei unterrichtete er mich sehr sorgfältig, und ich habe die Führung seiner Geschäfte vollkommen erlernt. Ich glaube, ich bin in Perekop so reich, als einer Ihrer hiesigen Barone; aber ich heiße nur Feodor Prosky, und bin ein tauriſcher Bauer."

Emma schien ganz in Gedanken verloren, und Feodor war nicht bedürftig, sie in ihrem Nachsinnen zu stören. Er stand auf, zog leise die Leinwand von dem Antlitz der Todten, und sah sie ernst und nachsinnend an. Nach einem langen Stillschweigen schien Emma erst wahrzunehmen, was er that, sie rief mit einigem Schauder: „Lassen Sie die Todte ruhen!" — „O ich störe sie nicht!" antwortete Feodor sanft, und zog die Decke wieder über den Leichnam, „ich bedurfte den Anblick dieses Bildes endlicher Ruhe. Nicht wahr,

Emma, Ihr neuer Bruder ist ein vereinzeltes Geschöpf?" — „Er ist ein Mann, er ist ein frommer Mensch, er wird stark werden im Kampfe gegen sein Schicksal. Dieses ist seltsam, denn, Feodor, von den Menschen, die Sie suchen, ist wol keiner mehr am Leben." — „Von der Familie Heilstein?" — „Von ihr. Eine Tochter ging vor vielen, vielen Jahren zu Grunde; sie hat wahrscheinlich, vom Schmerz hoffnungsloser Liebe gepeinigt, im Wasser ihren Tod gefunden. Zwei Söhne starben vor drei Jahren schnell nach einander, Beide verheirathet, aber unglücklich, kinderlos, der Eine von seiner Gattin entehrt. Ihre Ältern sanken einsam, kummervoll — ach, sie sanken trostlos ins Grab!" Dies hatte Emma mit sichtbarer Gemüthsbewegung gesagt und die letzten Worte in Thränen erstickt. — „Sie kannten sie, Emma? Sie liebten sie?" — „Lieben? O hätten Sie Liebe brauchen können! Sie erzogen mich; ich bin ein Fremdling, oder vielmehr ein von seinen Ältern verlassenes Kind. Aber sehen Sie, der Tag bricht an, der kleine Hirt ruft die Heerde zusammen. Ich muß dem nächsten Nachbar den Tod meiner alten Wohlthäterin anzeigen, damit ihre liebe Hülle mit Ehren begraben werde. Wollen Sie nach Dorneck, sich bei dem fremden Erben zu melden, und später bei mir einkehren, dann erzähle ich Ihnen von den Verstorbenen." — „O nicht so schnell!" rief Feodor, und hielt sie zurück. „Wäre dies nicht der letzte Wille meines Vaters, hätte er mir nicht befohlen, durch die Übergabe dieser Papiere Licht über seine Vergangenheit und meinen Ursprung zu suchen, ich ließ sie

unbenutzt; ich bäte Sie, meine Begleitung nach Cherson anzunehmen, und kehrte an meines Vaters Grabhügel zurück." — „Nicht doch, das bleibt Ihnen ja immer. Gehen Sie jetzt nach Dorneck, geben Sie Ihr Packet durchaus nur in sichere Hände, sonst behalten Sie es, kehren Sie dann zu mir zurück; diese Hütte ist mein Eigenthum. Sie finden mich hier." Emma hatte bei dieser Rede einen Strohhut aufgesetzt, sorgfältig Fenster und Läden verschlossen und stand jetzt mit Feodor in der Hausthür. Er faßte ihre Hand, sah sie mit thränenvollem Blick an und sagte: „Ich war bisher gefaßt, ich ging meinen Weg mit klarer Einsicht oder heiterm Gehorsam — er war so einfach, dieser Weg! Jetzt ist mir's, als solle er hier enden, hier in dieser Hütte, hier an Ihrer Seite." — „Feodor, das kommt daher, weil wir uns an heiliger Stätte fanden; weil ich wahrscheinlich die erste Gebildete meines Geschlechts bin, mit der Sie verkehrten; weil ich Sie, als Ältere von uns Beiden, so offen und schwesterlich behandeln kann. Gott mit Ihnen, mein Bruder! Kehren Sie bald zurück; kehren Sie unfehlbar zurück! Bewahren Sie Ihre Schriften, beschließen Sie nichts, ehe ich Ihnen von diesen Heilsteins erzählt habe." — Während des Sprechens waren sie über eine kleine Wiese gegangen um einen Haufen hoher Tannen, und hinter ihm lag eine zweite Hütte, deren Bewohner soeben ihre Hausthür öffneten. Emma winkte Feodor, dem Fußsteig entlang zu gehen, und trat in die Hütte.

Feodors einfache, unerfahrne Seele war in höchster Bewegung. Er war halb Europa, von Osten nach

Westen, durchwandert, hatte sich in einigen großen Städten aufgehalten, wohin er von Handelshäusern in Odessa, mit denen sein Vater in Verbindung gestanden, Empfehlungen mitgebracht, und hatte nie die geringste Unruhe über seine Zukunft empfunden. In München machte er die Bekanntschaft von ein paar jungen studirenden Norddeutschen, die sich anschickten, das Fichtelgebirg zu durchstreifen. Sie beredeten ihn, sie zu begleiten, und diese erste Fußreise, in der sorglosen, genialischen Gesellschaft der beiden Jünglinge, hatte seine Lebensansichten bereichert, mehr als die Zirkel der Städte. Als er sich in Baireuth von ihnen trennte, war er ungeduldig, in Dorneck die ihm von seinem Vater verheißenen Aufschlüsse über seine Familienangelegenheiten zu erhalten, und gedachte dann, seine jungen Freunde in Berlin aufsuchend, seinen Aufenthalt in Deutschland zu verlängern. Allein seit er Emma gesehen hatte, waren ihm seine Aussichten ängstlich: er fürchtete, daß sie ihn trennen möchten von ihr; jener Reiseplan war ihm gleichgültig, es schien sein Beruf, in Emma's Nähe zu sein, wenn es nöthig sei, in jener Hütte zu bleiben. Und warum? Liebe ich Emma? so fragte er sich im Fortschreiten nach Schorgast, wohin ihm Emma den Weg bezeichnet hatte. Seine jungen Reisegefährten hatten von Liebschaften gesprochen, er hatte in seines Vaters Büchern hie und da auch von Liebe gelesen; verglich er seine Sorge um Emma mit den Gesprächen jener Jünglinge, so zürnte er über den Vergleich; verglich er seine Theilname mit Romeo's Sehnsucht, mit Rinaldo's Taumel, so war sie keine Liebe. So im

Streit mit sich und mit Widerwillen gegen sein vorhabendes Geschäft, kam er vor die Thore von Schorgast.

Während Feodor im Gasthofe zu Schorgast frühstückte, fragte er nach dem Wege nach Dorneck, und ob der Besitzer dort zugegen sey. Man bejahte es und war neugierig, ob er bei ihm etwas zu suchen habe. „Wie es kommt," antwortete Feodor sorglos. „Eigentlich lauten meine Empfehlungen an den verstorbenen Baron." — „Das wäre ungefähr einerlei gewesen," bemerkte der Wirthssohn. „Diese Äpfel fallen alle nicht weit vom Stamme; der vorige war alt und hochmüthig, und dieser ist alt, hochmüthig und geizig." — „Waren denn die Söhne nicht besser?" — „Schlimmer. Die verputzten in der Residenz, was die Unterthanen hier mit Frohnden und Zehnt und Mahlgeld und Schildgerechtigkeit einbrachten, und je mehr sie verthaten, je härter trieb man das Geld ein. Das ist ein schlimmes Geschlecht, und was von ihm kommt, dem fehlt Gottes Segen." — „Mit nichten," rief ein alter Mann, des Wirthes Vater, der am Fenster sich von der Sonne bescheinen ließ; „mit nichten hat Allen aus diesem Geschlecht Gottes Segen gefehlt; der vorige alte Baron hatte eine Tochter, auf der lag der Segen hundertfach; an Schönheit und Güte ein wahres Tugendbild." — „Nun ja, Vater," unterbrach ihn der Sohn, „darum haben sie sie ja auch todt geplagt, wie Ihr selbst glaubt." — „Wie das?" fragte Feodor mit Theilnahme, weil er sich eines Wortes von Emma erinnerte, das dieser Tochter Schicksal erwähnte. — „Hm! man sollte die Todten alle ruhen lassen," meinte

der Alte. Der Sohn sagte aber halb laut zu dem Gast: „Sie hatte eine Liebschaft mit ihrem Musiklehrer, und wie das entdeckt ward, sprang sie in den Teich.“ — „Nicht doch,“ rief der Alte ärgerlich, klopfte seine kurze Pfeife aus und stand auf; „nicht wie es entdeckt ward, sondern nachdem der brave junge Herr drei Jahre lang sie redlich geliebt und dann vier Jahre um sie geworben hatte, ja, ja, sieben Jahre waren sie sich treu; er war Professor in Erlangen geworden, von einem Gypsersohn, das er war; aber der Hochmuth wollte das Bürgerverdienst nicht anerkennen; sie jagten ihn schimpflich vom Schloß, den Mann, bei dem ihre Söhne studirten — da verschwand er und auch sie. Er las immer in einem lateinischen Buche, wenn man ihm auf dem Felde begegnete, das und sein kleines spanisches Rohr sah ich zuerst auf dem Wasser schwimmen, ich fragte nach ihm und so kam's heraus. Der schönen Fräulein Strohhütchen, ihr Strickkörbchen, ihr Halstuch trieb der See nach und nach herauf, aber die Leichname mußten in die Tiefe gesunken und dort unter dem Gestein und den Baumwurzeln verzehrt sein.“ Betrübt von dem neuangeregten Andenken, verließ der Alte, als möge er nichts weiter hören, die Stube. Feodor, in dem diese Nachrichten den Widerwillen, diese Familie aufzusuchen, vermehrt hatten, griff schweigend nach seinem Reiseranzen. Der Wirthssohn sagte, denselben ihm reichend: „Der Vater kann die Geschichte nicht vergessen; sie liegt ihm so am Herzen, daß kein Jahr hingeht, wo er nicht den Teich besucht, und er ist der Erste, einer Sage zu glauben, als wenn

Fräulein Agnes in der Zeit, wo die Wasserlilien blühen, gerade jetzt, an warmen Abenden, an dem Ufer, wo sie hineinsprang, spazieren gehe — ja mit einem neugebornen Kind auf dem Arme." Dieses setzte er leise hinzu, nicht spottend, sondern als wenn er selbst den Spott von seiner Erzählung abwenden wollte.

Feodor schritt nun rasch vorwärts; da die Hitze aber groß war, verließ er nach zwei Stunden den Weg, um einen Fußpfad in dem Walde zu finden, an dessen Saume er hinging. Hier verirrte er sich in den vielen geraden Pfaden unter den Tannenstämmen, daß die Sonne im höchsten Mittag stand, als er wieder auf gebahnte Wege gerieth, Ruhebänke und kleine Wiesenplätze mit Buschwerk und Laubbäumen erblickte, und von hohen Erlen umgeben einen großen klaren Teich, der ihn sogleich vermuthen ließ, er habe von einer dem Heerweg entlegenen Seite den Park von Dorneck betreten, und dieses sei der schicksalsvolle Teich, das Grab des liebenden Paares. Es war ein drückend heißer Maitag, nahe und fern regte sich kein lebendes Wesen. Die Vögel erwarteten im dichten Schatten die Kühle des Abends, die Blumen der Wiese senkten regungslos das Haupt, die Fische sprangen einzeln aus dem Wasser auf, das in der senkrecht stralenden Sonne wie ein schwarzer Abgrund anzusehen war, und erschreckten den einsamen Wanderer, dessen Ohr in dieser bangen glühenden Stille von keinem andern Ton getroffen ward. Feodor nahm einen vorspringenden Theil des entgegengesetzten Ufers wahr, mit einem dichten Erlengebüsch beschattet; die ganze Wassermasse schien dahin-

zu drücken, und er erkannte große Kreise in der stillen Flut, wie sie um die Erdzunge herumtrieb. Dort mußte der kleine See sehr tief sein, und dort war es sicherlich, wo er die Leichen der beiden Liebenden dem Blicke kaltherziger Verwandten entzog. Mit einer Wehmuth, die ihn selbst befremdete, umschritt Feodor den Teich, trat nahe an das Ufer und blickte in den Abgrund. Das Wasser war krystallhell und ließ in schwindelnder Tiefe farbiges Moos und Wasserpflanzen sehen, zwischen denen man durch einzelne Öffnungen in einen bodenlosen dunkeln Raum hinabblickte. Lange Halme wurden von einer leisen Strömung langsam am Boden gewiegt, und kleine Fische schlüpften pfeilschnell durch den ängstlich-trugvollen Raum. Feodor war zu wenig an müßiges Träumen gewöhnt, um hier lange zu weilen, und während er sich seinem Gefühle überlassen, hatte sich in seinem Kopf die Ansicht gebildet, wie und mit welcher Fassung er sich den Baronen von Heilstein darzustellen habe. —

Feodor wanderte nun zu dem Gasthofe des Dorfes Dorneck, wo er seinen russischen Bedienten mit seiner Chaise, die er von Anspach auf dem geraden Wege dahin geschickt hatte, schon seit dem vorigen Abend auf ihn wartend fand, kleidete sich um und ließ sich nach dem Mittagstisch bei dem Gutsherrn melden. Iwan blieb lange aus, und machte bei seiner Rückkehr die widrigste Schilderung von dem dort gefundenen Empfang. Ein paar verdrießliche Bedienten trugen soeben ein paar kleine, rein abgeleerte Schüsseln die Treppe herab; in der Küche stand eine schmuzige Köchin an

dem herabgebrannten Herdfeuer, und hier ließen ihn die Schloßherren fragen, ob der Herr, welchen sie zu besuchen verlange, ein adeliger, und was sein Ansuchen sei. Iwan, der von seinem Herrn eine stattliche Vorstellung hatte, die bisher auf seiner Reise mehr erhöht als vermindert worden war, lachte dem verdrießlichen Kauz ins Gesicht und sagte: darum habe er sich nie bekümmert, ob sein Herr ein Baron sei; und was er hier wolle, begreife er selbst nicht — „aber gewiß Euch nichts bringen, sonst wäre er ein Narr, so weit deshalb hergereist zu sein; und etwas zu holen gibt's in diesem Hause wol schwerlich!" setzte er spottend hinzu, indem er in der ziemlich leeren Küche umhersah. Der Bediente kehrte zu seiner Herrschaft zurück, welche Iwan von der Küche aus zanken hörte; ob wegen seiner Vorlautigkeit, ob wegen des Besuchs, wußte er nicht. Das endliche Resultat war aber: daß man seines Herrn Besuch anzunehmen geruhte. Feodor fand die beiden Erben, die Gemahlin des Einen und drei garstige, verblühte Fräulein Töchter, alle mager wie der Mangel und gelb wie der Neid, die beiden Herren in verschabten Hofuniformen, die sie hier auf dem Lande vollends abtrugen, die Damen in dunkelfarbigen Zeuchen, die sich ohne irgend eine Spur weißer Zierde an die langen Hälse schlossen. Der ungebildete Taurier hätte bei dem Anblick dieser Gruppe, trotz dem, daß er sich in einigen großen Städten sehr zu seinem Vortheil in der guten Gesellschaft gezeigt, beinahe die Oberhand behalten. Er blieb einige Sekunden mitten im Saale stehen und besah sich das Tableau

mit ziemlich muthwilligem Blick. „In welchem dieser Herren habe ich den Hausherrn zu begrüßen?“ fragte er dann ziemlich stolz. Der Längste, Hagerste und Gelbste trat näher und fragte, was er zu bestellen habe. Sein Ton war so wenig verbindlich, daß er Feodors Selbstgefühl aufregte. „Zu bestellen habe ich nichts; denn ich komme in meinen eignen Geschäften. Mein Vater, der vorigen Herbst in Taurien starb, befahl mir, ein Packet Schriften an Baron Hans Christoph von Heilstein, oder seinen Söhnen Hans Erich und Hans Otto zu überbringen. Ich höre, daß diese Herren alle zu ihren Vätern versammelt sind, halte es aber für meine Schuldigkeit, meiner Instruction gemäß, bei Ihnen, mein Herr Baron, anzufragen, ob Ihre verewigten Vettern Ihnen irgend etwas hinterlassen haben, wodurch ihnen Albrecht Müller bekannt geworden? Mein Auftrag geht dahin, den Brief oder das Päckchen nur in die Hände der genannten drei Personen zu geben, oder desjenigen Ihrer Erben, der mit dem Mann, der diesen Namen trug, genau bekannt ist. Wenn Ihnen daher von den Verstorbenen kein Auftrag gelassen ist über Albrecht Müller, so nehme ich dieses Packet wieder mit mir.“ — Der andere Baron war auch herangekommen, hatte zugehört, und Beide sahen sich nun sehr zweifelhaft an. Die alte Dame wiederholte den Namen: „Albrecht Müller? Albrecht Müller? Das ist vielleicht ein Domestike gewesen?“ bemerkte sie in widrig-nachlässigem Tone. — „Vielleicht,“ nahm Feodor das Wort und verbeugte sich lächelnd, „ist ihm der Herr Vetter die Gage schuldig geblieben, welche diese Schrif-

ten einfodern.“ Die Damen wurden alle drei hochroth; die beiden Barone ſpannen an des kecken Fremden Antwort eine Idee aus, welche ihrer Neugier, den Inhalt des Packets zu wiſſen, ſehr im Wege ſtand. Sie ſuchten ſich durch mehre zudringliche Fragen von Feodor's Lage zu unterrichten; dieſer ſagte aber bald ſehr beſtimmt: „Meine Herren, hier“ — indem er ein mit Siegeln verſehenes Papier aus der Schreibtafel nahm — „hier iſt meine Inſtruction, wie ſie mir, von dem Gouverneur von Perekop unterſchrieben, mein Vater, gab: Du bringſt das Dir ſoeben eingehändigte verſiegelte Packet nach Dorneck, einem Schloß der adeligen Familie Heilſtein in Franken. Da es zwanzig Jahre ſind, daß ich nichts von ihr hörte, ſo könnte der Beſitzer dieſe Herrſchaft verlaſſen haben; damit das Dir anvertraute Packet in die rechten Hände komme, frage den jetzigen Beſitzer, wer er auch ſei, den Du in Dorneck findeſt, ob er Albrecht Müller kenne. Weiß er Dir von ihm auf die erſte Frage nichts zu ſagen, ſo iſt das Packet Dein Eigenthum, aber früher nicht. Sehen Sie, Herr Baron, meine Beglaubigung in dieſem Wappen und der Unterſchrift des Gouverneurs. Ich erlaube mir noch einmal die Frage: Hat Ihnen Ihr verewigter Vetter den Namen Albrecht Müller genannt?“ — — „Hm,“ ſtotterte der Erbherr endlich, „dieſe Art einer Nachfrage iſt ſo wenig in der Form, in der man ſich an uns zu wenden hat“ — „Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn dieſe Form einem General Seiner ruſſiſch-kaiſerlichen Majeſtät unbekannt iſt; Sie ſehen, daß ich unter ſeiner Autorität handle.“ — „Wenn

wir nur den alten Joseph nicht fortgeschickt hätten," bemerkte der jüngere Baron, ein ganz vertrockneter Sechziger, mit einem Johanniterkreuz; „der kannte die ganze Familie seit vierzig Jahren." — „Erlauben Sie, das würde Sie nicht weiter führen, denn die Instruction lautet auf eine unmittelbare Antwort des Gefragten, auf kein Erkundigungseinziehen." — Die alte Dame rief mit beißender Stimme: „Sie werden doch nicht verlangen, daß der Herr Baron sein Gedächtniß mit gemeinen Namen chargiren soll?" — „Gar nicht, meine Gnädige, ich wollte es ja gegentheils davon dechargiren, indem er sagen sollte, was er von diesem Unbekannten wisse; da er dieses aber nicht kann, nehme ich mein Packet wieder mit mir und bitte nur noch um die Güte, mich in einem zweiten Geschäft, das Sie als Gutsherr angeht, zu expediren. Ich soll für eine Söldnerswitwe, Albertine Müller, diesen Wechsel von 8000 Gulden, auf Frege in Leipzig zahlbar, gegen gerichtlichgültigen Empfangschein, in Ihre Hände niederlegen; sollte aber diese Witwe, eine Unterthanin Ihrer Herrschaft, ohne Erben gestorben sein, so sollen die Zinsen des Kapitals auf ewige Zeiten den beiden bedürftigsten Witwen der Gemeinde Dorneck von den Gemeindevorstehern ausgezahlt werden." — „Dieses Geschenk kommt von Ihrem Papa?" fragte bestürzt die Baronin und wischte die Brille ab, um den Überbringer desselben klarer zu sehen. — „Ich glaube, das ist dem Empfänger gleichgültig, gnädige Frau! Ich ersuche Sie, Herr Baron, dieses Geschäft durch Berufung der nöthigen Gerichtspersonen zu beenden, da ich meine Reise fort-

zusetzen in Eile bin." — Die alten Herren hatten indeß leise einige Worte gewechselt und der jüngere begann, zu Feodor gewendet: „Diese Albertine Müller scheint mit jenem Albrecht Müller doch wol in einigem Zusammenhange zu stehen." — „Herr Baron, das ziemt mir nicht zu untersuchen; ich handle nach der Instruction meines Vaters, die mein Gouvernement gerichtlich beglaubigt hat. Die beiden Aufträge wegen Albrecht Müller und Albertine Müller stehen in gar keiner Verbindung." Die beiden Herren standen verlegen, Feodor sah sie fragend an; wie es eine Weile gedauert, begann er von Neuem: „Halten wichtige Geschäfte Sie ab, Herr Baron, so will ich mich zu Ihrem Gerichtshalter begeben und die Sache, bis auf Ihre Unterschrift, ausfertigen lassen." — „Nein, nein; ich werde meinen Leuten sogleich meine Befehle zukommen lassen. Belieben Sie indeß niederzusitzen." — „Ich danke; ich zieh' es vor, in Ihrem Garten zu spazieren; in einer halben Stunde werde ich nachfragen, ob Ihre Leute beisammen sind." Damit verneigte er sich gegen den verlegenen Bauernfürsten, nicht ohne ein bischen Spott, gegen die Damen aber wie ein Mann, der gute Gesellschaft gewohnt ist, und verließ das Zimmer.

Es ist ziemlich gleichgültig, was diese Familie untereinander vermuthete, verdächtigte, verurtheilte. Sie kannte die letzten Besitzer von Dorneck gar nicht; einem andern Zweig der Heilsteins angehörend, hatte sie der schnell aufeinanderfolgende Tod der letzten Besitzer von Dorneck ganz unverhofft zu Erben dieser Güter gemacht;

da aber die Verstorbenen Schulden auf dieselben gehäuft hatten, wurden sie durch dieses Erbtheil aus hungrigen Hofleuten hungrige Landjunker, gewannen aber die, ihnen unschätzbare Herrlichkeit, jetzt Amtleute, Pfarrer und Bauern vor sich kriechen zu sehen, wie sie vor ihrem Fürsten gekrochen hatten. Feodor suchte den Garten auf, der zwischen dem ehemaligen Park und dem Schloß lag. Die Blumenbeete waren mit Unkraut, Kohl und Lattich bepflanzt, die Lauben verwildert; hie und da streckte ein Mercur von mit Öl übermaltem Sandstein sein beflügeltes Bein, oder ein Dianenkopf seine Mondshörner aus Brombeerbüschen heraus; in dem bemoosten Becken eines ehemaligen Springbrunnens lag die sehr kenntliche Kehrseite einer Venus Anadyomene im Schlamm, und auf ihrem noch auf dem Postament ruhenden Delphin hatte man einige grobe Wäsche zum Ablaufen gehängt. Unter dem Wust von Unkraut und Küchengewächs hatte sich keine Blume erhalten, als mager aufgeschossene Büsche von Ritterspurn, stinkender Hochmuth (calendula, in Norddeutschland hie und da Todtenblume genannt) und Feuerlilien. Feodor mußte über diese allegorische Verödung in tiefe Betrachtungen versunken sein, denn er hatte die halbe Stunde versäumt, und einer der verdrießlichen Bedienten, in einer zu Grund gebürsteten Livree, die einst, wie ihre Weite zeigte, ein besser genährter Leib getragen, rief ihn ins Schloß ab. Er fand die nöthigen Personen in einem leeren Saale um einen großen Tisch versammelt, und der Baron befahl dem Amtmann, einem alten Mann mit einem widrig-demüthigen un-

doch auch lauernden Wesen, dem fremden Herrn die, den ihm bekannten Albrecht Müller angehenden Umstände zu erzählen. Feodor's Gesicht drückte Zorn und Verachtung aus, indem er den Mann, der sich zum Reden anschickte, am Sprechen verhinderte. „Albrecht Müller ist gar nicht die Veranlassung dieser Versammlung. Kann mir der Herr von diesem, mir ganz unbekannten Mann Nachricht geben, so bitte ich ihn, heute Abend zu mir in den Gasthof zu kommen, um sie mir dort mitzutheilen. Unser Geschäft geht einer Söldnerswitwe, Albertine Müller, aus Dorneck, an;" und nun verlas er seine, dem Baron schon mitgetheilte Instruction. Der Amtmann warf seitwärts verlegene Blicke auf den Baron; dieser saß in einem alten Armsessel geradauf, die Beine im rechten Winkel gestellt, die Hände auf beiden Seitenlehnen. Der Amtmann räusperte sich endlich und ließ sich vernehmen: „Besagte Albertine Müller, Söldnerin in Dorneck, hat vor mehren Jahren diesen Herrschaftsort verlassen, um ein kleines Wiesengut an der Ölsenitz, zwischen Berneck und Amstein — man weiß nicht, durch welche Mittel — zu kaufen; es wird daher nothwendig sein, sich vördersamst nach dem Leben und Sterben besagter Söldnerin zu erkundigen, bevor gerichtlich bestimmt werden kann, wem das hochansehnliche Legat, von welchem gegenwärtiger Herr der Überbringer ist, angehören soll." Feodor war bei diesen Worten sehr bestürzt geworden. Den Umständen nach konnte er fast nicht zweifeln, daß die Greisin, an deren Sterbebette er vorigen Abend gestanden, und die Unbekannte, welcher sein Vater ein so

ansehnliches Geschenk bestimmt hatte, eine und dieselbe Person sei. Das Räthselhafte dieses Zusammentreffens beschäftigte ihn sehr; allein die Leute, unter denen er sich befand, hatten ihm so viel Mistrauen eingeflößt, daß er sich jede Frage versagte, die Geldanweisung mit aller nöthigen Vorsicht deponirte und am dritten Tage, während welcher Zeit der heilstein'sche Beamte seine Nachfrage wegen des Lebens und Sterbens der Albertine Müller zu machen Zeit habe, wieder nach Dorneck zu kommen versprach. Er brannte vor Ungeduld, in die kleine Hütte an der Ölsenitz zurückzukehren; dort hoffte er von Emma Aufschlüsse über ihre verblichene Freundin zu erhalten; ja, er war so sicher, von ihr allein, bei ihr allein, Aufschlüsse über seine sonderbare Sendung an die Heilsteins zu erhalten, daß er sich selbst mit Strenge an die Vernunft zurückwies, die hier auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs zwischen Perekop und Dorneck, zwischen ihm, des längst Ausgewanderten Sohn, und einer fränkischen Waise finden konnte. Es kostete ihm große Selbstüberwindung, nicht schon an demselben Abend seine Rückreise anzutreten; allein er fürchtete, Emma lästig zu sein, so lange die traurige Pflicht, für ihrer Freundin Begräbniß zu sorgen, sie mit Fremden in Verkehr erhielt. Er beschloß daher, diese Nacht in Dorneck zu verweilen, dann den folgenden Tag in einem weiten Halbkreis die Gegend gegen Osten zu durchstreifen und den Abend in Emmas Hütte einzutreffen. Eine innere Unruhe trieb ihn dann zu dem Amtmann, um die ihm versprochenen Nachrichten von

Albrecht Müller einzusammeln. Der schlaue Gesell glaubte seines Herrn Auftrag, den Inhalt des Schriftpäckchens zu erfahren, durch Anreizung von Feodors Neugierde erfüllen zu können; statt ihm seine Frage nach jenem Manne einfach zu beantworten, suchte er ihn durch ein langes Geschwätz über die Zweifelhaftigkeit seiner Ansprüche an die erwähnten Schriften zu beunruhigen; allein Feodor sagte sehr bestimmt: „Lieber Herr, sollte man mir die geringste Ungelegenheit machen, so wende ich mich an den russischen Gesandten in München, der meine Angelegenheit kennt; Ihre Mittheilung kann ich entbehren, da die in meinen Händen befindlichen Schriften, wenn jener Müller mich etwas angeht, mir ohne Zweifel jede Aufklärung geben werden; was ich von Ihnen begehre, ist eine Befriedigung meiner Neugierde und verdient meinen Dank, den ich nicht versäumen werde." — Der Beamte witterte etwas von Rubeln, Zobeln oder Fuchspelzen, und entdeckte endlich seinem kecken Gaste sehr geheimnißvoll: dieser Albrecht sei ohne Zweifel jener Albertine Müller Sohn. Ein geistlicher Herr, sein Oheim, in Bamberg, habe den armen Söldnerssohn erzogen, studiren lassen, und dann als Hofmeister der jungen Barone nach Dornek gebracht. Gescheit wäre der junge Mensch gewesen, und ein guter Musikus, und seine Mutter eine sehr anständige, wenngleich sehr arme Frau. Ihr Mann sei daher gezogen als Zimmermaler, habe bei den umliegenden Herrschaften viel Arbeit gehabt, sei aber früh gestorben und, als katholisch, von den freiherrlichen Unterthanen nie gern gesehen worden. Der Sohn nun habe die Frech-

heit gehabt, sich in die einzige Tochter des Herrn Baron zu verlieben, weshalb er einen schimpflichen Abschied erhalten, nach einigen Jahren aber, wie er es bis zum Professor der Rechte mit Hofrathstitel in Würzburg gebracht, sei er unverschämterweise mit einem Heirathsantrage auf das Schloß zurückgekehrt, die gnädigste Herrschaft habe ihn mit gebührendem Hohne abgewiesen, er aber habe mit Liebeszauber und Satanskünsten, wie die Katholiken sie von ihren Mönchen erkauften, das Fräulein dergestalt verblendet, daß sie endlich — Gott allein wisse warum? — ihren Tod in dem Erlensee gesucht. Um der freiherrlichen Ehre willen habe man diese Sache zu vertuschen gesucht, und nun sei sie längst vergessen. Die Mutter des Selbstmörders habe aber keinen Frieden mehr in Dorneck gefunden, sondern habe sich, wie er schon im Gericht ausgesagt, ins Ölsenitzthal zurückgezogen, wo sie wie eine Büßende, welches ihr wohl zugestanden, gelebt. — Feodor hatte mit mühsam verhehltem Unwillen zugehört. Er fand ein so rohes Urtheil über ein Paar rettungslos Unglückliche in dieser Erzählung, daß ihm die Gewißheit, daß sie vereint untergingen, zur milden Beruhigung diente. Flüchtig dankte er dem Erzähler, legte einige Thaler als Sporteln auf den Tisch und eilte in den Park, wo er, die Schriften zu untersuchen, die Abendstunde zu benutzen gedachte — denn nachdem er alle Obliegenheit rücksichtlich ihrer erfüllt hatte, hielt er sich hinlänglich berechtigt, ihren Inhalt zu erforschen.

Nicht ohne eine feierliche Empfindung brach Feodor das Siegel. Auf den in der größten Einfachheit und zweckmäßiger Thätigkeit, zwischen Landarbeit und Han-

den Jünglings erzogenen Jüngling hatten die dunkeln Verhältnisse, in die er sich versetzt sah, die Ahnungen, welche sie in ihm erregten, der Gegensatz von freiwilligem Tode der Liebenden, deren Schatten ihn an dieser Stätte vielleicht umschwebten, und das Bild eines verkrüppelten, verächtlichen Lebens, welches er in der Familie des Schloßherrn erblickt hatte, so mächtig gewirkt, daß er sich, diesen Brief in der Hand, vorkam, als stehe er am Scheidewege — — des Lebens? des Glücks? — er wußte es nicht! — aber ihm war's, als würde fortan Alles anders seyn; und doch war ihm jede Zukunft undenkbar. Nur Emmas Bild stand klar und tröstend vor ihm, und ihm bedünkte, sie würde diese gestaltlose Zukunft bestimmen.

Jetzt war der Umschlag gelöst, und er erkannte seines Vaters Hand. Ehrerbietig hielt er die Blätter, ohne zu lesen, und prüfte noch ein Mal, ob er ihr Geheimniß — denn ein solches enthielten sie — zu durchdringen befugt sei? Da hörte er reges Leben auf der bisher so stillen Flut und erblickte ein paar Schwäne, die aus der bezeichneten Bucht herausruderten; ihre Flügel waren von einer Kette der goldgelben Frühlingsblumen umschlungen, sie mühten sich, die leichten Fesseln zu zerreißen, es gelang ihnen, die Blumenkette sank in die Flut, und die Schwäne, sich in die Luft erhebend, schwebten über die Erlengipfel der andern Seite der Halbinsel zu, indeß ein paar blühende Kinder aus dem Gebüsch traten, und mit heiterm Gelächter ihren, schalkhaft den schönen Schwänen umgeschlungenen, Kranz von den Wellen getragen sahen.

Für Feodor hatte der Teich in diesem Augenblicke alle Todesahnung verloren, und mit ihr wich auch die ihm ungewohnte Unsicherheit aus seinem Gemüthe. Er entfaltete das Schreiben und las:

„Einer von den vier Menschen, denen ich zunächst, denen ich vielleicht allein Unrecht abbitten, aber auch Versöhnung anbieten kann, wird doch noch leben, wenn mein Sohn und Eurer Agnes Sohn dieses Blatt Euch überbringt; und hat die Zeit auf ihn gewirkt wie auf mich, so wird er darum glücklicher sein, meine Bitte zu gewähren, meine Verzeihung zu erhalten. — In mir hat die Zeit meine Bitterkeit vertilgt und mein Unrecht mir klar gemacht — Ihr aber hattet mich in eine Lage versetzt, wo ich ohne diese, meine Kraft aufrechthaltende Bitterkeit nicht vermocht hätte, das Leben zu ertragen.

„Den Ihr mit Agnes in der Untiefe Eures Teiches begraben wähntet, lebt, und die Ihr — hätte ich sie nicht gerettet — durch herzlosen Hochmuth in die Fluten getrieben hättet, starb . . . hülflos und elend, denn ihr Engelherz war der Bitterkeit, die mich stählte, nicht fähig. Meine gute Mutter sah mit Entzücken die Bildung, welche mein Oheim mir gegeben, mich zu einem Posten fähig machen, der ihr einer der erhabensten schien — denn diese fromme Seele glaubte, der Eure Kinder erzöge, müsse auch geehrt sein von Euch. Gott ist mein Zeuge, daß Das, was ich für Eure Söhne that, mir Eure Achtung verdient hätte, allein Ihr hattet sie in Sünden geboren und in Sünden erzogen, so blieb meine Mühe um sie ohne Segen. Unter welchem Sterne Agnes geboren war,

um Euch so wenig zu gleichen, weiß ich nicht! Hätte ein göttlicher Funken in Euerm Busen geglimmt, so hätte sie ihn aufs Neue mit dem Hauche ihrer Liebe belebt. Aber alles Leben war ausgebrannt in Euch durch Hochmuth und Selbstsucht, und so ward der Engel Euch zum Fluch — denn athmet nicht auf und glaubt nicht, Ihr seid versöhnt, weil die Nachricht, daß ich lebe, daß Agnes erst mehre Jahre nach ihrem Verschwinden unter Euch gestorben ist — glaubt nicht, daß diese Nachricht die Schuld ihres Todes, meines Unglücks, von Euch nimmt; hört an, wie schrecklich der Engel gelitten, und dankt Gott, der Euch erlaubt, ihrem Sohne, den ich Euch sende, die Liebe zu schenken, die Reue zu bezeigen, die allein Euch vor Gott reinigen kann.

„Zwanzig Jahre sind verflossen, ich habe mich tausend und aber tausend Mal bitter getadelt um den schonungslosen Eigennutz, der Agnes verdarb. Ach, meine Leidenschaft sah ihn damals für Liebe an, für Naturrecht! O daß diese künstlichen Verhältnisse Eurer Welt, welche die Vernunft, die Religion verwirft, die Natur nicht anerkennt — daß sie jede Übertretung rächen, wie die Gesetze der Natur!

„Die Geschichte unserer Liebe haben schon andere edle Herzen erlebt, schon erhabene Geister besungen. Im Bewußtsein einer Würde wie Abälard, lebte ich in Euerm Hause, wie Abälard liebte ich, wie Abälard erlag ich der menschlichen Schwäche. Es war der Taumel eines Augenblicks, den Agnes Unschuld, den meine klösterliche Unerfahrenheit herbeizog, kein unreiner Gedanke befleckte uns. — Ihr geistlicher Oheim ward

mein Vertrauter, der Himmel wollte Agnes damals vor Eurer Wuth schützen, er ließ unsere Maßregeln alle glücken; das Kind meiner Agnes ward nach Bamberg gebracht, keine Ahnung unserer Schuld ist jemals in Euch aufgestiegen. Edelmüthig stand mein Oheim mir bei, meine Laufbahn als Rechtsgelehrter zu beschleunigen. Ich verließ Euer Haus, ich arbeitete redlich, ich strebte unermüdet; ein Werk, das ich damals schrieb, verschaffte mir ein Zutrauen in der Gelehrtenwelt, das meine Jahre, das meine Verdienste überstieg. — Ich erhielt eine Professur, ich that, was ich in jedem andern Falle verachtet und verlacht hätte: ich kaufte mir einen Titel, und nun glaubte ich, der Adelstolz würde der Vaterliebe, dem Menschenrechte, dem Ehrgefühle weichen; ich kam zu Euch nach Dorneck und bat um Eurer Agnes Hand.

„Gedenkt Ihr noch des Tages, wie ich kniend vor Euch lag, Euer Herz zu erweichen, weil Vaterliebe, Ehre, Menschlichkeit nichts über Euch vermocht hatten? Wie Agnes ohnmächtig auf dem Sopha lehnte, von der Erniedrigung ihres Geliebten zernichtet? Gedenkt Ihr, wie ich rief: Nun, so wißt, sie ist schon mein Weib, sie ist schon Mutter meines Kindes! — und Hans Erich — o noch nach zwanzig Jahren braust mein Blut in tobenden Wellen bei der Erinnerung! — wie der Knabe, den ich versucht hatte, seine eigene Menschenwürde zu erkennen, mich mit seiner Geste — und ich ihn niederwarf und aus dem Schloß sprang, um Euch nicht zu erwürgen, und Ihr, alter Vater, Ihr, die Hunde im Hofe mir nachhetztet — —.

„Ich verbarg mich im Grabgewölbe der Kirche

Nachts umlauschte ich Euer Haus; ich sah Licht in Agnes Zimmer; mit Lebensgefahr erkletterte ich die Höhe, stieg durch das offene Fenster ihres Vorsaals und trat zu der Verzweifelten ein. Liebe, Verzweiflung und Rache beherrschten diese Stunde. Anfangs füllten rasende, verbrecherische Plane mein entzündetes Gehirn. Euer ganzes Geschlecht wollt' ich vertilgen, auf den rauchenden Trümmern Eures Schlosses Agnes für mein Weib erklären und mit ihr vereint sterben. Der milde Engel wußte meine Wuth zu beschwören. Wie ich ihr darthat, daß der von Knabenhänden mit Ruthenstreichen Mishandelte, mit Hunden Gehetzte nicht länger in diesem Welttheile leben könnte, war sie es, die den Gedanken der Flucht in mir anregte, die sich erbot, mit mir in einen entfernten Welttheil zu ziehen. Nicht in dieser ersten Nacht ward der Plan verabredet; aber er kam zu Stande. Die Umstände begünstigten ihn. Ihr Unseligen wurdet besorgt um Euer Wohlbehagen, wie Ihr nach und nach bedachtet, daß Ihr einen fürstlichen Diener mishandelt hattet, Ihr verlort noch mehr den Muth, da von Würzburg aus angesehene Männer nach mir frageten auch in Eurer Härte gegen Agnes ließet Ihr nach und dranget wegen des Geheimnisses ihrer unglücklichen Mutterschaft nicht weiter in sie. Andererseits war mein guter Oheim in den Tagen meiner unseligen Reise nach Dornick gestorben, wodurch ich ein Capital in die Hände erhielt, das unserer Flucht zu Hülfe kam — dieser Tod erspacte mir auch die abscheuliche Schuld, meine alte Mutter ohne Unterstützung zu lassen. — Gott! Gott! Ihr Unmenschen, Ihr

triebt mich von Der, der mein Fleiß seit Jahren müheloſe Tage verſchaffte, ihr ein ſorgenloſes Alter bereitet hatte. — Ein kleines Einkommen, das mein Oheim ihr ließ, erſetzte ihr des Sohnes Unterſtützung, aber des Sohnes vermeinter Selbſtmord brach ihr ohne Zweifel das Herz.

„Das ſchrecklichſte Opfer, was die Nothwendigkeit heiſchte, war das Zurücklaſſen unſeres Kindes. Dies mit uns zu nehmen, war unmöglich, denn um uns eine ruhige Zukunft zu bilden, mußte unſere Spur in dieſem Lande vertilgt werden, und wie wäre das möglich geweſen, hätte ein Kind uns begleitet? Ich that alles Mögliche, um unſerer Emma Schickſal zu ſichern. Für drei Jahre hinterlegte ich ihr Koſtgeld, ich machte ihre Pflegemutter, eine gutmüthige Frau, aufmerkſam auf einige ſchwarze Flecken, die ſie in Form eines Dreiecks unter der linken Bruſt hatte, und einer Narbe am linken Oberarme, von einer tiefen Schnittwunde, welche ein Meſſer, das von einem Schranke herabfiel, ihr im zweiten Lebensjahre gelaſſen hatte. Möge Euch der Tod, möge Euch das Erwachen nach dem Tode nicht ſolche Qualen bereiten, wie ich litt, als ich mein Kind verließ, wie Agnes erlitt, da ſie erfuhr, daß ſie ihr Kind zurücklaſſen müſſe. Ich legte ihr den heiligſten Eid ab, daß ich Mittel finden würde, Emma noch vor dem Ablaufe der drei Jahre uns nachfolgen zu laſſen. Wehe Dem, der auf heimlichen Pfaden geht, denn er hat das böſe Gewiſſen und die Furcht und die Muthloſigkeit mit dem Laſterhaften gemein, wenn auch fremde Ungerechtigkeit ihn forttreibt und Tugend ſein Zweck iſt!

„Mein ehrloser Zustand legte mir die Nothwendigkeit auf, mich vor aller Menschen Augen zu verbergen; deßhalb sah mich Niemand, als die wenigen Menschen, deren ich bedurfte, mein kleines Capital in Wechsel zu verwandeln; mein Bewußtsein, durch Schande den bürgerlichen Tod erlitten zu haben, brachte mich darauf, unsere Flucht durch den Verdacht des Selbstmordes von Agnes und mir zu decken. Ihr wißt, ob es mir gelang. — Der Anblick des Teiches war Euch seitdem ein Schrecken, in dem Säuseln seiner Erlen hörtet Ihr unser Todesgestöhn. Wir aber erreichten Deutschlands Grenze und die von Polen, und langten auf den Landgütern eines Polen an, mit dem ich studirt, den ich mir durch Aufopferungen der innigsten Freundschaft verbunden hatte, und dessen guter Aufnahme ich sicher war. Euch verfolgte das Gespenst der vermeinten Selbstmörder, mich verfolgte das Ungeheuer: Schande. — Schande! muthberaubendes, entnervendes Bewußtsein der Entehrung. Und von des Entehrten Athem erkrankt, was ihm naht. Auch Agnes erkrankte — zwar loderte noch einmal die Glut der Lebensfreude für uns auf, als sie mir — die nun durch priesterlichen Segen mein Weib war — den Sohn gebar, der, indem Ihr dieses leset, seinen reinen Blick auf Euch Sündern wird ruhen lassen. Er weiß nicht, was Ihr an mir sündigtet, und so lange Ihr lebt, soll er's nicht erfahren. Ihr könnt ihn für Euern Enkel, Euern Neffen erkennen und ihm sagen, daß Ihr seinem Vater, seiner Mutter verzeiht; wenn mein Geist Euch umschwebt, will ich nicht dazwischenrufen: Ihr lügt! — Laßt meinen edeln

triebt mich von Der, der mein Fleiß seit Jahren müheloſe Tage verſchaffte, ihr ein ſorgenloſes Alter bereitet hatte. — Ein kleines Einkommen, das mein Oheim ihr ließ, erſetzte ihr des Sohnes Unterſtützung, aber des Sohnes vermeinter Selbſtmord brach ihr ohne Zweifel das Herz.

„Das ſchrecklichſte Opfer, was die Nothwendigkeit heiſchte, war das Zurücklaſſen unſeres Kindes. Dies mit uns zu nehmen, war unmöglich, denn um uns eine ruhige Zukunft zu bilden, mußte unſere Spur in dieſem Lande vertilgt werden, und wie wäre das möglich geweſen, hätte ein Kind uns begleitet? Ich that alles Mögliche, um unſerer Emma Schickſal zu ſichern. Für drei Jahre hinterlegte ich ihr Koſtgeld, ich machte ihre Pflegemutter, eine gutmüthige Frau, aufmerkſam auf einige ſchwarze Flecken, die ſie in Form eines Dreiecks unter der linken Bruſt hatte, und einer Narbe am linken Oberarme, von einer tiefen Schnittwunde, welche ein Meſſer, das von einem Schranke herabfiel, ihr im zweiten Lebensjahre gelaſſen hatte. Möge Euch der Tod, möge Euch das Erwachen nach dem Tode nicht ſolche Qualen bereiten, wie ich litt, als ich mein Kind verließ, wie Agnes erlitt, da ſie erfahr, daß ſie ihr Kind zurücklaſſen müſſe. Ich legte ihr den heiligſten Eid ab, daß ich Mittel finden würde, Emma noch vor dem Ablaufe der drei Jahre uns nachfolgen zu laſſen. Wehe Dem, der auf heimlichen Pfaden geht, denn er hat das böſe Gewiſſen und die Furcht und die Muthloſigkeit mit dem Laſterhaften gemein, wenn auch fremde Ungerechtigkeit ihn forttreibt und Tugend ſein Zweck iſt!

„Mein ehrloser Zustand legte mir die Nothwendigkeit auf, mich vor aller Menschen Augen zu verbergen; deßhalb sah mich Niemand, als die wenigen Menschen, deren ich bedurfte, mein kleines Capital in Wechsel zu verwandeln; mein Bewußtsein, durch Schande den bürgerlichen Tod erlitten zu haben, brachte mich darauf, unsere Flucht durch den Verdacht des Selbstmordes von Agnes und mir zu decken. Ihr wißt, ob es mir gelang. — Der Anblick des Teiches war Euch seitdem ein Schrecken, in dem Säuseln seiner Erlen hörtet Ihr unser Todesgestöhn. Wir aber erreichten Deutschlands Grenze und die von Polen, und langten auf den Landgütern eines Polen an, mit dem ich studirt, den ich mir durch Aufopferungen der innigsten Freundschaft verbunden hatte, und dessen edler Aufnahme ich sicher war. Euch verfolgte das Gespenst der vermeinten Selbstmörder, mich verfolgte das Ungeheuer: Schande. — Schande! muthberaubendes, entnervendes Bewußtsein der Entehrung. Und von des Entehrten Athem erkrankt, was ihm naht. Auch Agnes erkrankte — zwar loderte noch einmal die Glut der Lebensfreude für uns auf, als sie mir — die nun durch priesterlichen Segen mein Weib war — den Sohn gebar, der, indem Ihr dieses leset, seinen reinen Blick auf Euch Sündern wird ruhen lassen. Er weiß nicht, was Ihr an mir sündigtet, und so lange Ihr lebt, soll er's nicht erfahren. Ihr könnt ihn für Euern Enkel, Euern Neffen erkennen und ihm sagen, daß Ihr seinem Vater, seiner Mutter verzeiht; wenn mein Geist Euch umschwebt, will ich nicht dazwischenrufen: Ihr lügt! — Laßt meinen edeln

Feodor Verwandte finden, denn es ist schrecklich, ganz freundlos zu sein! —

„Der Freund empfing uns, wie ich gehofft hatte. Seine Güter foderten eine Aufsicht, ich ward ihm so nützlich, daß ich, ohne mein Capital anzugreifen, mit Ehren den Unterhalt in seinem Hause abzuverdienen im Stande war. Das dritte Jahr unserer Verbannung begann. Agnes Sehnsucht nach ihrer Emma nahm bis zur Trostlosigkeit zu; die Pflege, die sie ihrem Sohne gab, belehrte sie, was ihr Tochter entbehrt hatte. Ein Entschluß ward gefaßt: ich reiste nach Schlesien, wo ich nie die fernsten Verhältnisse gehabt hatte, und sandte von da einen treuen Diener nach Bamberg, mit der nöthigen Vollmacht, Emma aus den Händen ihrer Pflegemutter zu empfangen. Die untrüglichen Zeichen der drei Flecken, der Narbe wurden ihm anvertraut. Der Bote eilte nach Bamberg und brachte mir Emmas Todtenschein zurück. — Sagt, wandelt unsers Engels holdselige Gestalt nicht neben den bleichen Gespenstern in nassen, schlammgetränkten Gewändern, die Euern Teich umkreisen? Ihr habt sie getödtet, indem Ihr die Mutter zu der unnatürlichen That zwangt, ihr Kind zu verlassen. O des Schrecklichen, daß die Übertretungen willkürlicher Satzungen gestraft werden, wie der Frevel gegen die Natur! —

„Ich brachte meinem Weibe das Todeszeugniß ihres Kindes, und ihr Schmerz war so herzzerreißend, daß ich lange nicht wahrnahm, daß er nicht allein an ihr nagte. Ich hatte auf ihn gerechnet, allein zugleich auf

den Trost meiner Liebe. Sie wies meinen Trost zurück, ihr Schmerz war ihr lieber als meine Liebe, lieber als ihres Knaben freudige Kindheit — sie stieß ihn mit finsterm Entsetzen zurück, lieber als ihr Leben, das sie, alle Hülfe verschmähend, dahinschwinden sah. Sie verweigerte meine Bitten, die einfachen Heilmittel, welche unsere abgeschiedene Lage anbot, zu gebrauchen. Eure Unbarmherzigkeit hatte mein Selbstgefühl zerstört, ich mußte Agnes Veränderung dem Erlöschen ihrer Liebe zurechnen und gestand mit Verzweiflung im Herzen mir ein: das edle Weib könne keinem Entehrten treu bleiben.

„Ich war im Herbste zurückgekehrt; ein finsterer, grambedrückter Winter folgte ihm, ich sah, weil ich ihr Übel erkannt hatte, dem Erlöschen von Agnes Leben mit dem erwachenden Frühlinge entgegen. Mit seinen ersten warmen Lüften schien meines armen Weibes stilles Hinsterben in stachelnde Unruhe überzugehen. Sie eilte mit matten Schritten von dem Zimmer in den Laubgang, von da auf die Wiese, dann zurück in das Haus, sie trat in mein Zimmer, stand matt an die Thür gelehnt und sah mich mit schmerzlicher Zärtlichkeit an, und wenn ich ihr meine Arme entgegenstreckte, floh sie wankend den Gang hinab und begann ihre Wanderung von Neuem. In diesen Tagen erhielt ich einen Boten von dem Manne, in dessen Hause ich Gastfreundschaft gefunden, für den ich redlich gearbeitet, dem ich mich mit meinem Liebsten ohne Rückhalt anvertraut hatte. Er brachte zwei Drittel des Jahres in der Hauptstadt oder im Auslande zu, nur einen

kleinen Theil des Jahres auf diesen Gütern. Mit Befremden ersah ich aus seinem Schreiben, daß er dieses Jahr schon in wenigen Tagen einzutreffen gedachte. Mehr als diese Nachricht befremdete mich ein herrischer Ton in seinem Briefe, der mir mein Verhältniß zu ihm unerträglich machen mußte, und deshalb kostete es mir große Selbstherrschaft, meiner Agnes die Nachricht seiner Ankunft ohne Bitterkeit zu geben. — Agnes hörte sie kaum, so schlug sie die Hände verzweiflungsvoll zusammen, richtete ihren Blick mit dem Ausdrucke der hülflosesten Angst zum Himmel und rief: „O Vater, Vater, so habe ich vergebens gefleht!" — und ehe ich zu ihr eilen konnte, diese starr aufgehobenen Hände zu fassen, hatten sie Convulsionen ergriffen. Um Mitternacht kam sie wieder zu sich; ihre Schwäche täuschte sie mit der Hoffnung, der erflehte Tod sei ihr nahe, sie zu befreien. Sie glaubte, nun mir nichts mehr verhehlen zu dürfen, und entdeckte mir, daß der Mann, der uns an seinem Herde aufgenommen, bei dem wir des heiligen Gastrechts genossen, der mein ganzes unübersehbares Unglück kannte, sie während meiner Abwesenheit mit einer unsinnigen Leidenschaft verfolgt, und wie sie ihn mit Ernst und Hoheit zurückgewiesen, hatte er, weil er ihr, als dem Weibe eines Entehrten, keine Schonung schuldig zu sein glaubte, einen Augenblick abgewartet, wo sie einsam, von Hülfe entfernt war, und mishandelte sie. Verzweiflung warf sie aufs Krankenbett, der Schändliche floh vor dem Anblick ihres nahenden Todes und aus Furcht vor meiner Rache. Sie starb damals nicht, aber ihr Herz war gebrochen, und sie hoffte eine baldige Befreiung. Die Nachricht

von Emmas Tode war eine Wohlthat für sie; zum Schmerz über ihres Kindes Verlust berechtigt, hoffte sie schnell die wenigen Tage ihres vergifteten Lebens zu durchweinen, und ehe ihr Verderber in unsern Wohnsitz zurückkehrte, seinem Wiedersehen entzogen zu sein. In ihrer letzten Stunde, die sie jetzt eingetreten glaubte, wollte sie mir die Ursache ihres Todes entdecken und mich bitten, mit unserm Sohne den mächtigen, schändlichen Verräther zu fliehen. — Seht hier, ihr stolzen Thoren! Euer Kind wie eine Dirne mishandelt, weil die innigste Liebe sie in meine Arme geleitet, und ihre Schmach war Eure Schuld — aber nicht nur ihre Schmach, auch ihr Tod lastet auf Euch!

„Agnes Todesschwäche zähmte in mir den Rachedurst des beleidigten Gatten. Noch in dieser Nacht ward unsere Flucht beschlossen. Ich hatte seit meiner Rückkehr den Plan gemacht, in der Nähe unseres jetzigen Wohnortes ein Eigenthum von der Krone zu kaufen, und deshalb mein ganzes kleines, in den letzten drei Jahren durch Sparsamkeit vermehrtes Capital in Wechseln und baarem Gelde in Händen. Ich kündigte meinen Untergebenen meine Abreise an, berichtigte meine Rechnungen, die ich an den Gutsbesitzer einsiegelte, mit ein Paar Zeilen, die ihm in dieser Welt Furcht vor meiner Rache, im Tode Schrecken vor dem Gerichte zu Gefährten geben mußten, und dann zogen wir, unsere nothwendigsten Habseligkeiten mitnehmend, mit unserm nur Freude athmenden, keinen Gram ahnenden Fedor und einem treuen Kosaken dem Dnieper zu. Ich hatte bei den Geschäften der Güterverwaltung Han-

delshäuser in Tauriën und die Gewerbsart jener Gegend kennen gelernt und wollte mich dort anbauen. Seit Agnes mir das schreckliche Geständniß gemacht, war sie erleichtert; sie hatte ihren Vertrauten ihren Freund, ihre Stütze, ihren Verpfleger wiedergefunden, sie genoß, wie sie sagte, das ungetrübte Glück, an meinem Herzen zu sterben. Ich schmeichelte mir thörichterweise, ihre neugeschenkte Ruhe sei Vorbote der Genesung. Langsam zog ich mit meiner kleinen Karavane, zur Seite der gewöhnlichen Militairstraße, durch Wälder und über Weiden dem Bug entlang; aber bald waren Agnes letzte Kräfte verzehrt — Ältern, Euer Kind starb im Dickicht eines Waldes der Tatarei, auf einem Bette trockenen Mooses, das meine Hand ihr bereitete, ihr letzter Hauch segnete liebend den Mann, auf den Ihr Eure Hunde gehetzt, und meine Hände gruben ihr Grab! —

„Ich stand und schnitzte ein Kreuz, um ihren Grabhügel zu bezeichnen, meine Thränen waren längst versiegt, ich fürchtete mich aber vor der Nähe ihres Geistes, um zu lästern, ich gedachte ihres Sohnes, der Hände voll Blumen auf ihren Hügel streute, um nicht ihr zu folgen. Da trat ein alter Waldbruder zu mir. Er hatte noch tiefer im Gehölze seine Klause. Er sah meine Arbeit, hörte meine Erzählung und bot mir an, ihr Grab durch den Segen der Kirche zu weihen. Heiliger, heiliger Gott! der du erhabene Ahnungen deinem beschränkten Geschöpfe schenktest, wo das furchtbar Wirkliche ihn erdrückt! — Der Mann war von den Menschen mishandelt worden wie ich; Muthes beraubt war er in die Wälder geflohen, entschlossen, in

feindseliger Absonderung Keinem unseres Geschlechtes mehr zu begegnen; die rohen Nomaden hatten ihn dennoch entdeckt, hatten ihn für einen Gottesmann gehalten und verehrt, und er vermochte nicht, sie zurückzustoßen aus ihrem Vertrauen. Der Umgang mit der Natur hatte ihn beruhigt, er hatte beten gelernt, wohlthun gelernt und verzeihen. Und ich verzeihe auch Euch, er hat es mich gelehrt. Ich wollte bei ihm bleiben und meinen Sohn zum Leben eines Tataren erziehen; der Eremit verwies mir den thörichten Plan. Er zeigte mir, wie die Umstände ihm Mittel gegeben, in der Kutte wohlthätige Wirksamkeit zu üben, und wie kein anderes Mittel dazu in seinem Bereich sei; wie ich aber etwas Besseres thun könnte, als der Tataren Kühe und Pferde unter dem Vorwande von Zauberformeln zu heilen, den Gebrauch ihrer Wolle zu verbessern, ihre Kinder beten zu lehren; belehrte mich, daß Feodor etwas Besseres werden könnte als ein Sklave des Czaren. Langsam ermuthigte sich mein Herz. Der Herbst rückte heran, Feodor kam frosterstarrt von seinen Spielen im Walde zurück, und in der kleinen Siedelei rief er in den längeren Abenden ungeduldig nach Raum und Licht. Ich machte mich nach Perekop auf den Weg. Des Waldbruders Vergangenheit ist mir dunkel geblieben, er mußte einst gekannt, er mußte geschätzt gewesen sein; er war, seiner Aussprache nach, ein Franzose. Von ihm erhielt ich ein Schreiben an den Gouverneur von Taurien, den edeldenkenden Richelieu, welcher mich in meinem Unternehmen, einige Meilen rückwärts von der Festung einen Meierhof anzulegen, unterstützte.

Fleiß und Sparsamkeit haben mich zum wohlhabenden Manne gemacht, ernster Wille, Thätigkeit und Gebet haben mich Agnes Schicksal, meine Schuld, Eure Grausamkeit in stets mildem und mildestem Lichte betrachten gelehrt — und Gottes Segen hat über meinem Feodor gewaltet, daß er ein kräftiger, reiner Mensch ward. Aber die Kraft meines Lebens ist seit jenem Tage, jenem Tage, den Ihr kennt, gebrochen; mein Auge schaute seitdem nie mehr trotzig in eines Mannes Gesicht; ich bedurfte es, unter einem Volke zu leben, das, zwischen Barbarei und Gesetzlichkeit schwankend, den Verlust der Ehre noch nicht genugsam kennt. Mit keinem Europäer habe ich mehr genaue Verhältnisse gehabt, kein Gefühl von Vertrauen, von Freundschaft habe ich genährt — als sei mein Herz von Stein, ging ich dem Grabe zu, denn selbst meinen Sohn hielt ich mir fern durch das Geheimnißvolle, das mich umhüllte. Je mehr ich mich dem Grabe näherte, je rüstiger Feodor im Leben fortschritt, je lebhafter erwachte in mir der Wunsch, ihn mit seiner Mutter, seinen Verwandten zu versöhnen. Ihr hattet Standesvorzüge und waret arm, er ist, nach Euern Begriffen, reich, hat aber nur den Rang seines Vaters; will er in seiner Mutter Vaterlande bleiben, so unterstützt ihn mit Dem, was Ihr habt, er soll Euch helfen mit Dem, was er besitzt, und die Überzeugung, daß Ihr damals keine Mörder waret, und die Freude, aus Euerm kränkelnden, dürren Stamme ein so kraftvoll prangendes Reis emporwachsen zu sehen, wie meinen Sohn, versüße Euer Leben.

„Für meine Mutter, für meine arme, verlassene

Mutter hat Feodor, ohne es zu wissen, einen besonderen Auftrag. Sie sang in ihren trüben Stunden ein schmerzvolles Lied, aus dem sie, im Andenken an alle ihre früh verstorbenen Lieben, die Worte wiederholte: Die einst mir Liebe gaben, hab' ich schon längst begraben! Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie also sang, da ich ihr geblieben sei, und ließ sie dann mich als Selbstmörder beweinen! — Diese Erinnerung drängt Thränen in mein lang, lang vertrocknetes Auge, und mit diesen Thränen will ich enden — sie waschen den letzten Erdengroll hinweg, und jenseits biete ich und Agnes, Agnes! — mit mir, Euch versöhnt die Hand."

Feodor nahm nicht wahr, daß die Sonne gesunken war und daß die Stralen des Vollmondes die Blätter in seiner Hand beleuchteten. Er hatte Licht und Dunkelheit bei den Thränen, die seine Augen füllten, bei dem ungestümen Schlage seines Herzens nicht unterschieden. Bei dem Namen Emma, den seiner unglücklichen Mutter erstes Kind geführt, war er aufgesprungen, hatte seine Papiere zusammengerafft, wollte nun fort zu der Emma im Hölsenitz-Thale, zu der Emma am Sterbebette der Greisin, sie mußte seine Schwester sein; aber dann schämte er sich seiner Eile, gebot sich weiter zu lesen — und Emma's Todtenschein zerstörte seine Hoffnung. Von dem Schmerze, der keinen Trost kennt, dem Schmerze, die verborgenen, verkannten Leiden geliebter Verstorbenen kennen zu lernen, niedergeworfen — er kennt keinen Trost, weil wir sie zu trösten versäumt haben — ging er spät in der Nacht nach Hause und erwartete ungeduldig den nächsten Abend, wo er

die andere Emma aufsuchen und mit ihr seine Mutter bewelnen könnte. Oft unterbrach aber eine immer klarer werdende Empfindung den Sturm seines Innern: Dank zu Gott, daß die Menschen, die seinen Vater so unbarmherzig behandelten, die seine Mutter ins Elend trieben, alle das Grab deckte. Er schauderte vor dem Gedanken, sie lebend haben antreffen zu können, und brannte vor Begierde, Gründe dieses dunkeln Grauens von Emma zu erfahren. Mit dem ersten Morgenstral verließ er Dorneck; er schweifte durch die Vorderhügel des Fichtelgebirges, ohne den Zauber der Landschaft, die Erhabenheit des fernen Gebirgszuges, die freudige Thätigkeit des mit der Heumah beschäftigten Landmanns zu empfinden. Er hatte Hast, den Abend zu erreichen; das war Alles, denn selbst seine Gedanken wies er von sich, als wolle er erst in Emma's Gegenwart seine ganze Seele ihnen hingeben. Endlich sank die Sonne, und, seinem Versprechen gemäß, stand er mit ihren letzten Stralen wieder vor der Hütte am Ufer der Ölsenitz. Die Hüttenthüre war verschlossen, ja die Läden waren zu. Ein Schauder durchzuckte ihn bei dem Gedanken, Emma nicht mehr zu finden. Er klopfte heftig, ihre Stimme rief, und sie öffnete die Thüre. Unfähig zu sprechen, faßte er heftig ihre Hand, und erst auf ihre ängstliche Frage rief er mit beklommener Stimme: „Ich dachte, Sie wären verschwunden. Emma, das hätte ich nicht zu ertragen gewußt!" — „Das soll der Mensch nicht sagen, lieber Feodor, nicht der Mann. Sie hätten's ertragen, aber ich hätte es nie gethan. Ein nichtsbedeutendes altes Lied-

chen sagt einmal: Deux victimes infortunées se doivent des tendres secours. Halb und halb können wir das auf uns anwenden.“ Während dieser Worte hatte sie ihren Gast in ein hinteres Zimmerchen geführt, das, am Felsen angelehnt, kein Licht hatte, als was eine Lampe ihm gab. Sie hatte hier, wie es die umherliegenden Kleider und Wäsche bewiesen, die Habseligkeiten der verstorbenen Greisin geordnet, wieß jetzt Feodor einen Schemel an und fuhr, selbst auf eine alte Truhe sich niederlassend, zu sprechen fort: „Sagen Sie, mein Bruder, was ist das für eine Geschichte, die ein Amtsbote von Dorneck mir vor einer Stunde erzählte, ein Fremder habe für meine verstorbene Wohlthäterin eine ungeheuere Menge Geld aus der Türkei gebracht?“ — „Ihre Wohlthäterin? Hieß sie Albertine Müller?“ fragte der Jüngling, athemlos vor Erwartung. — „So hieß sie. Ist denn von der Sage —“ — Aber Feodor unterbrach sie mit einem lebhaften Ausruf, indem er seine Hände ausstreckte nach der Seite, wo er durch die offene Thüre das leere Lager der Verklärten erblickte: „Also war es dein Sterbebett, an dem ich stand? Alte, gute Mutter, du hast deinen Enkel erkannt, du starbst im Gefühle seiner Nähe! Vater, Vater, ich that mehr, als du hofftest, ich brachte ihr nicht allein dein armes Geld, ich versüßte ihr auch den Tod!“ — „Feodor, was ist Ihnen? Was haben Sie erfahren?“ fragte Emma erschrocken, seine Hände ergreifend und ihn von der Thüre abziehend; allein es bedurfte einer Weile, ehe er Fassung gewonnen und in dem vordern Stübchen, bei geöffneten Läden, durch welche man jetzt

den hellstralenden Mond über die Felsen wandeln sah, neben der wohlgenährten Lampe seiner sanften, ermahnenden Freundin seinen Empfang im Schlosse erzählen könnte und dann den Aufsatz seines Vaters ihr vorzulesen begann. Emma hörte Anfangs mit mehr Sorge um Feodor, als Theilnahme an dem Gehörten zu; denn sie fühlte, wie furchtbar eines Sohnes Herz bei einem solchen Zeugnisse des Irrthumes, des Unglückes seiner Ältern leiden müsse; als Feodors Vater aber Bamberg als den Ort nannte, wo er Agnes heimlich geborenes Töchterchen verborgen hatte, wie er es Emma nannte, ward sie betroffen, sie hörte gespannter und immer gespannter zu, bis sie bei der Beschreibung der Merkmale, welche Albert zur Wiedererkennung seiner armen kleinen Verlassenen angibt, überwältigt ausrief: „Feodor, mein Bruder!" und ihre Hand, die der Jüngling voll Entzücken und Erstaunen gefaßt hatte, gewaltsam hinwegriß und, ihren Ärmel aufstreifend, ihm die Narbe zeigte und hinzufügte: „Und die im Dreieck stehenden Flecken hat Deine Großmutter oft bemerkt und in ihrem frommen Sinne oft gesagt: Das ist ein heiliges Zeichen, das Bild des dreieinigen Gottes über dem Herzen!". —

Es war ein schöner Auftritt in dieser kleinen Hütte, der nur Engel zu Zeugen hatte, denn von ihren Brüdern, den Menschen, waren die beiden Einsamen verlassen, wie diese Geschwister sich erkannten, wie sie ihrer Ältern Unglück beweinten und dann sich aufs Neue einander ans Herz schlossen und sich bewiesen, wie sie beim ersten Anblicke sich erkannt und, wie die ewige

Wahrheit, sich die Überzeugung wiederholten: daß nun nichts mehr sie trennen sollte, daß sie, Eins für das Andere lebend, Niemandes mehr bedürften.

Es dauerte lange, ehe die Neuheit ihrer Lage, der Schmerz und die Freude, mit der ihr entdecktes Geheimniß ihre Seelen füllte, sich so gemäßigt hatten, um Emma zu einer zusammenhängenden Erzählung ihres kleinen Schicksales kommen zu lassen. Ach, es war das trübe Schicksal eines freudelosen Jugendlebens gewesen! Die Bürgerswitwe, welche Albrecht Müller zur Pflegerin seines Kindes erwählt hatte, war eine wackere, gewissenhafte Frau. Albrecht hatte als Schüler bei ihr gewohnt, und sie war nicht nur eine sorgfältige Pflegerin, sondern wachte auch über der Kostgänger sittliches Verhalten, mahnte sie und machte ihre Feiertagsfreuden zum Lohne ihres Fleißes. Albrecht war vor Allen ihr Liebling gewesen, weil er vor Allen der Fleißigste, Geschickteste war. Wie er ihr, nach mehrjähriger Trennung, Emma brachte, traute sie deshalb auch seiner ihr über deren Geburt gemachten Erzählung so fest, daß sie ihn nie in Verdacht der Vaterschaft hatte: sie erzog das älternlose Kind mit redlicher Vorsorge, aber diese Frau war alt geworden, ihre Kostanstalt hatte sie aufgegeben, Kinder und Enkel hatte sie nicht, und so war Emma's Jugend einsam und einförmig. Sie hatte aber eine Freundin, eine Gespielin, die in ewig wechselnder Gestalt ihr alles Andere ersetzte — die stets erneuende Natur, der sie bei dem Gartenbau ihrer Pflegemutter in der reichen Gegend des schönen Bambergs in aller Fülle genoß. Diese gab ihr Kinderfreuden und Jugendmuth,

trotz dem Ernste der Pflegemutter, der Dunkelheit ihres kleinen Stübchens, der Grausigkeit der Legenden, die sie ihr vorlesen, der Langweiligkeit der Rosenkränze, die sie beten mußte. Emma erinnerte sich des Tags, wo ihr Vater sie zum letzten Male besucht hatte. Ein schöner trauriger Mann, war er bei ihrer Pflegemutter gewesen, er hatte ihr Papiere gegeben und Geld und hatte mit ihr lange im Nebenzimmer gesprochen; dann hatte sie ihr Kittelchen und Mieder ablegen sollen, aber es verweigert, erst bittend, dann mit Gewalt bemüht, den Händen ihrer Pflegemutter zu entschlüpfen. Aber der Fremde bat und streichelte ihre Wange und hatte endlich ihren Arm und ihre Herzgrube entblößt. Ohne sie zu berühren, zeigte der Fremde auf das Dreieck der schwarzen Male und die Bürgerfrau auf die Narbe am Arme. Weiter erinnerte sich Emma nichts von diesem Fremden. Noch in eben diesem Sommer kam ein anderer Mann, von widrigem Ansehen, in einer Uniform, und ein Jäger blieb während seines Besuches vor der Thüre stehen. Emma, froh, das Strickzeug hinlegen zu dürfen, lief ins kleine Hausgärtchen, bis die Pflegemutter sie rief und ihr befahl, ihre Schulbücher und Arbeiten zusammenzutragen, weil sie Nachmittag mit einer schönen Frau auf ein schönes Schloß fahren sollte. Aber die gute Alte hatte dabei Thränen im Auge, und ihre runzlichen Wangen zeigten, daß sie schon länger geweint. Emma erinnerte sich, daß sie mit Heftigkeit verweigert hatte, ihre Pflegemutter zu verlassen, daß, wie der Jäger des fremden Herrn gekommen, sie sich an den Kleiderschrank, an

das Treppengeländer gehalten, um nicht fortgeführt zu werden, und nur dann ruhig geworden sei, wie die gute Alte, sie vor sich auf die Knie niederdrückend, den Segen über sie gesprochen und ihr zum Andenken ein Amulet um den Hals gehangen, welche Handlung sie so betroffen gemacht, daß sie nicht mehr gewaltthätigen Widerstand zu leisten sich erkühnt hätte. Das geschah aber erst, nachdem der Jäger sie mit Gewalt in den Gasthof getragen. Die schöne Frau war aber Agnes' Mutter, die Baronin von Heilstein.

Die soeben erzählte Begebenheit bleibt in Dunkel gehüllt. Wie hatte die Familie Heilstein Emma's Dasein erfahren? Denn weder Albrecht noch Agnes hatten ihr mehr entdeckt, als daß ein unglückliches Wesen vorhanden sei, welches sie Beide unverbrüchlich verbinde. Und wer entdeckte ihnen des Kindes Aufenthalt? Was für eine Hinterlist wendeten sie an, die redliche Witwe zu dessen Herausgabe zu bewegen? Die einzige Möglichkeit — da Agnes und Albrechts einzige Vertraute, Albrechts Oheim, sowie seine alte Haushälterin, die Zeugin bei Emma's Geburt, vor Albrechts Flucht aus Deutschland gestorben war — die einzige Möglichkeit muß man in irgend einem in der Angst der bewerkstelligten Flucht verlornen schriftlichen Zeugnisse suchen — vielleicht einem Briefe von Feodors Vater, den Agnes zu verbrennen vernachlässigt, der sich unter ihre zurückgelassenen Arbeiten in ihre Schubfächer verbergen. Wahrscheinlich trieb das innere Bewußtsein durch ihre Härte ihres Kindes und eines, außer seinem Verhältnisse mit Agnes ganz tadellosen Mannes Selbst-

mord veranlaßt zu haben, nach dieser Entdeckung die Großältern an, sich des verlassenen Kindes zu erbarmen, und bewogen die Pflegemutter desselben, durch ein halbes Geständniß ihnen ihr anvertrautes Pfand auszuliefern. Emma ward zwar ins Schloß als ein Findelkind eingeführt, das man, da seine unbekannten Ältern aufgehört, seine Kost zu bezahlen, aus Barmherzigkeit dem Mangel entrissen habe; allein sie erinnerte sich, den Jäger, der sie ihrem Kindheitsschutzorte entführte, in der ersten Zeit ihres neuen Aufenthalts einige Worte haben sagen hören, die darauf deuteten, Emma gehöre durch einen der Söhne des Hauses der Familie an. Wahrscheinlich hatte der alte Baron durch dieses Vorgeben die Pflegemutter in Bamberg berückt, und, um jede Spur von ihres Pflegekindes Dasein zu vertilgen, sie durch Mittheilung eines falschen Todtenscheines, den die ehrliche Frau Albrechts Abgeschickten zustellte, von Emma's Hinscheiden überzeugt. Jener Wink war dem Kinde damals aufgefallen, aber unverständlich geblieben, weil sie sich zuversichtlich für eine Waise gehalten. Später aber erinnerte sie sich dessen, als die beiden Söhne des alten Barons sie oft mit besonderer Geringschätzung behandelten. Ihr Herz sagte ihr, daß von diesen rohen, liebelosen Menschen keiner ihr Vater sein könnte.

Emma's Lage auf dem Schlosse war die gewöhnliche solcher armen Geschöpfe, welche eine vornehme Frau unter dem Vorwande der Barmherzigkeit aufnimmt und sie dann, weil sie nicht aus dem Lohne laufen können, vorzugsweise zum Ableiten aller bösen Launen benutzt. Emma hatte von der Natur ein

so herrliches Gleichgewicht der Kräfte erhalten, daß ihre schwierige Lage nichts an ihr verdarb. Da sie sich für eine hülflose Waise ansah, zollte sie der Baronin und ihrem Gemahle jede Pflicht der Dankbarkeit und des Gehorsams, ja sie hätte gewünscht, sie lieben zu dürfen; allein wenn ihre sogenannten Wohlthäter gleich im Grade der Milde und Härte in ihrem Betragen abwechselten, so stießen sie jede Äußerung von Liebe, die sie ihnen so gern dargebracht hätte, mit übermüthigem Stolze, oft mit Verachtung zurück. Nur in einem Punkte behielten sie einen gleichen Gang in ihrem Betragen gegen sie — alle Mittel, die ihre Lage anbot, wendeten sie zu ihrem Unterrichte an. Der Geistliche des Dorfes war ein guter Tonkünstler, und mußte ihr Talent zum Gesange, zum Flügel entwickeln, der Pfarrer eines nahen protestantischen Ortes gab ihr einigen Unterricht in Wissenschaft, und von dem ernsten Bestreben des jungen Mädchens gerührt, gab er ihrem Geiste die glückliche Ausbildung, die das Weib zu seinem und des gebildeten Mannes Glück bedarf. Auch für weibliche Arbeit und feines Betragen fand sie Unterricht in der Gesellschaft der seitdem verstorbenen Gemahlin des einen der Heilstein'schen Söhne. Es war eine liebenswürdige Frau, welche Emma's Lage während ihrer Besuche zu erleichtern wußte. Wenngleich der harte Stand der Dienstbarkeit das verwaiste Mädchen drückte, so hatte er ihren Geist nicht entnervt; sie hatte bald mit seltener Klugheit ihre Lage übersehen und sich gewöhnt, den Befehl, den man ihr gab, zur Form ihres Willens zu machen, und die Unbill, die sie trug, als einen Zufäl-

ligkeit anzusehen, die ihr eigentliches Wesen so wenig besudelte, als die unreine Flut das Gefieder des königlichen Schwanes. Diese Denkart waffnete sie vor dem zunehmenden Mismuthe in dem freiherrlichen Schlosse. Der älteste Sohn behandelte seine liebenswürdige Gattin so, daß der Kummer ihr Herz brach. Der jüngere hatte eine reiche, häßliche Erbin genommen, die durch ihr Geld glaubte auch ihres Mannes Ehre bezahlen zu können — ein Scheidungsproceß machte die Welt mit der Schmach des Ehegatten bekannt, und beide Männer bewiesen in dem nun wiedereintretenden ehelosen Leben, daß sie nicht dazu gemacht gewesen waren, die Würde des Hausstandes aufrecht zu erhalten. Ihre Verschwendung machte bald ihren Aufenthalt auf dem Schlosse ihres Vaters zu einer Zuflucht gegen das Andringen ihrer Gläubiger; sie brachten aber einen Theil ihrer Laster mit dahin, und Emma empfand nun zum ersten Male, daß die Dankbarkeit, die sie an das Haus ihrer Wohlthäter fesselte, eine sehr schwere Pflicht sei.

In dieser Zeit machte sie die nähere Bekanntschaft von Albertine Müller, ihrer unbekannten Großmutter. Dieser Frau ganzes Leben war eine stete Übung der Ergebung gewesen. Sie war die Tochter eines angesehenen Fabrikanten in einem sächsischen Städtchen; ihre Ältern verarmten, und sie widmete ihre erste Jugend zur Erleichterung ihrer Bedürfnisse, verschiedenen Arbeiten. Bald enthob sie der Tod dieser Pflichterfüllung, als Albrecht Müller, ein Porzellanmaler von großer Geschicklichkeit, eines Streites mit seinen Vorgesetzten wegen die Meißnische Porzellanfabrik verlassen mußte und bei seiner

genialisch-sorglosen Wanderung Albertine in ihrer Vaterstadt kennen lernte. In der kecken Zuversicht, nie an Versorgung Mangel leiden zu können, beredete er die liebende unerfahrene Marie, sich mit ihm zu verbinden. Er suchte in allen Porzellanfabriken des östlichen Deutschlands Anstellung, fand sie schwer und behielt sie nicht lange, bis ihn die Noth endlich vermochte, sein Talent zum Ausmalen der Zimmer anzuwenden. Da ging ihm ein Glücksstern auf; der zahlreiche Landadel, die Bürger der wohlhabenden sächsischen Städtchen machten es zur Mode, gemalte Wände zu besitzen; Albertinens Mann setzte sich deshalb mit sechs Kindern, von denen Albrecht Müller das jüngste war, in dem bequem gelegenen Dorfe Dorneck fest und zog von Schloß zu Schloß, von Städtchen zu Städtchen bestellter Arbeit nach. Doch kaum war er recht im Gange, so starb er, und nach einander folgten ihm seine Kinder, und die Krankenbetten und Todtenbahren verarmten die Witwe gänzlich. Albrecht allein blieb ihr; ihres Mannes Bruder sorgte für seine Erziehung, und er ward ihr Trost und ihre Freude. Er strebte um ihretwillen nach der edeln Unabhängigkeit, die eigner Erwerb gibt, widmete aber von den Knabenjahren an, wo er jüngern Kostschülern als Repetent diente, sein kleines Verdienst der geliebten Mutter. Fern von ihr erzogen und nur durch seine Reisen kindlicher Aufopferung sich ihr kundthuend, verlor das Verhältniß zwischen Sohn und Mutter seinen gewöhnlichen Charakter. Albertine Müller machte aus ihrem Sohne ihren Abgott. Albrecht ward durch seine Abwesenheit

ligkeit anzusehen, die ihr eigentliches Wesen so wenig besudelte als die unreine Flut das Gefieder des königlichen Schwanes. Diese Denkart waffnete sie vor dem zunehmenden Mismuthe in dem freiherrlichen Schlosse. Der älteste Sohn behandelte seine liebenswürdige Gattin so, daß der Kummer ihr Herz brach. Der jüngere hatte eine reiche, häßliche Erbin genommen, die durch ihr Geld glaubte auch ihres Mannes Ehre bezahlen zu können — ein Scheidungsproceß machte die Welt mit der Schmach des Ehegatten bekannt, und beide Männer bewiesen in dem nun wiedereintretenden ehelosen Leben, daß sie nicht dazu gemacht gewesen waren, die Würde des Hausstandes aufrecht zu erhalten. Ihre Verschwendung machte bald ihren Aufenthalt auf dem Schlosse ihres Vaters zu einer Zuflucht gegen das Andringen ihrer Gläubiger; sie brachten aber einen Theil ihrer Laster mit dahin, und Emma empfand nun zum ersten Male, daß die Dankbarkeit, die sie an das Haus ihrer Wohlthäter fesselte, eine sehr schwere Pflicht sei.

In dieser Zeit machte sie die nähere Bekanntschaft von Albertine Müller, ihrer unbekannten Großmutter. Dieser Frau ganzes Leben war eine stete Übung der Ergebung gewesen. Sie war die Tochter eines angesehenen Fabrikanten in einem sächsischen Städtchen; ihre Ältern verarmten, und sie widmete ihre erste Jugend zur Erleichterung ihrer Bedürfnisse, verschiedenen Arbeiten. Bald enthob sie der Tod dieser Pflichterfüllung, als Albrecht Müller, ein Porzellanmaler von großer Geschicklichkeit, eines Streites mit seinen Vorgesetzten wegen die Meißnische Porzellanfabrik verlassen mußte und bei seiner

genialisch-sorglosen Wanderung Albertine in ihrer Vaterstadt kennen lernte. In der kecken Zuversicht, nie an Versorgung Mangel leiden zu können, beredete er die liebende unerfahrene Marie, sich mit ihm zu verbinden. Er suchte in allen Porzellanfabriken des östlichen Deutschlands Anstellung, fand sie schwer und behielt sie nicht lange, bis ihn die Noth endlich vermochte, sein Talent zum Ausmalen der Zimmer anzuwenden. Da ging ihm ein Glücksstern auf; der zahlreiche Landadel, die Bürger der wohlhabenden sächsischen Städtchen machten es zur Mode, gemalte Wände zu besitzen; Albertinens Mann setzte sich deshalb mit sechs Kindern, von denen Albrecht Müller das jüngste war, in dem bequem gelegenen Dorfe Dorneck fest und zog von Schloß zu Schloß, von Städtchen zu Städtchen bestellter Arbeit nach. Doch kaum war er recht im Gange, so starb er, und nach einander folgten ihm seine Kinder, und die Krankenbetten und Todtenbahren verarmten die Witwe gänzlich. Albrecht allein blieb ihr; ihres Mannes Bruder sorgte für seine Erziehung, und er ward ihr Trost und ihre Freude. Er strebte um ihretwillen nach der edeln Unabhängigkeit, die eigner Erwerb gibt, widmete aber von den Knabenjahren an, wo er jüngern Kostschülern als Repetent diente, sein kleines Verdienst der geliebten Mutter. Fern von ihr erzogen und nur durch seine Beweise kindlicher Aufopferung sich ihr kundthuend, verlor das Verhältniß zwischen Sohn und Mutter seinen gewöhnlichen Charakter. Albertine Müller machte aus ihrem Sohne ihren Abgott. Albrecht ward durch jene Abwesenheit

der Mutter persönlich entfremdet, und die poetische Wendung seines Geistes, der Ehrgeiz, der ihn heftig nach Auszeichnung streben hieß, führte ihn natürlich dazu, seine Kindesliebe um so mehr zu idealisiren, da der guten Mutter Ausbildung sie, bei sehr lebhafter Phantasie und tiefem Gefühle, wenig über ihren Stand erhob. Mit schmerzlicher Ungeduld entschloß er sich, auf seines Oheims Befehl, die Hofmeisterstelle in Dorneck, in der Zwischenzeit der Universität und einer Anstellung, zu bekleiden; bald aber bannte ihn eine unselige Liebe für Agnes länger in ihre Nähe, als sein Ehrgeiz es gutheißen konnte. Die Folge haben wir gesehen. Seine Mutter hatte nie eine Ahnung seiner Schuld, seines Unglückes. Wie er als ernannter und angesehener Lehrer einer Landesuniversität in ihre Hütte zurückkehrte, um Agnes als Gattin zu erwerben, blieb der Zweck seiner Rückkehr ihr verborgen; sie war über seine bürgerlichen Ehren, über die Anerkennung seiner Verdienste so entzückt, daß ihr Freudentaumel sie blind machte über ihres Sohnes Verstimmung, es gelang ihm, den Sturm seines Innern ihr zu verbergen. Um so ängstlicher war ihr sein Verschwinden; sie wartete ein, zwei und mehre Tage, sie verbarg den Nachbarn ihre Angst, denn sie hätte ihrem Sohne einen Vorwurf zuziehen können — da erreichte sie plötzlich die Kunde, daß er und Fräulein Agnes im Teiche umgekommen wären. Warum man das erst heute entdeckt, warum man im Schlosse erst heute eingestand, daß Fräulein Agnes vermißt würde, daß sie nicht, wie die Ältern dem Gesinde gesagt, einen Besuch in der Nachbarschaft mache, warum der Kahn,

auf dem sie verunglückt sein sollten, nie vom Ufer losgeschlossen erblickt worden war, untersuchte die arme Verzweifelnde nicht. Der damalige Schenkwirth von Dorneck brachte ihr das kleine Spazierrohr ihres Sohnes und einen Homer, in dem sie ihn seit seinen Studentenjahren hatte lesen sehen, und man hatte Fräulein Agnes Arbeitskörbchen und ihren Shawl auf dem Wirbel des Teiches schwimmend gefunden — das bewies ihren Tod. Der Gedanke des Selbstmordes, der das Gewissen der Heilsteins erschreckte, nahm in ihrer zerrissenen Seele nie Platz; aber sie lebte fortan wie eine Abgeschiedene, einzig dem Andenken an ihre Verstorbenen; an Festtagen ergötzte sie sich, die Habseligkeiten ihres Sohnes, die ihr von Würzburg ausgehändigt wurden, mit stets neuem Schmerze zu ordnen. Sie faltete seine Wäsche, sie stäubte seine Kleider ab und ließ lange ihre Hand auf dem fühllosen Gewande liegen, indem sie bei dem Gedanken weilte: hier habe sein Herz geklopft. Stunden lang wendete sie die Blätter des kleinen Homers um, damit ihr Blick auf dasjenige treffen möchte, das ihres Sohnes Auge zum letzten Male erblickt. Die Maßregeln, die Albrecht vor seiner Flucht genommen, sicherten ihr einen mäßigen Unterhalt zu, den sie der Güte ihres verstorbenen Schwagers, des Geistlichen, schuldig zu sein glaubte, ihr religiöser Sinn bewog sie auch zu fortgesetztem Fleiße ihrer Hände, aber ihr Geist drängte sie zu den Pforten jener Welt, die sie von ihren Geliebten entfernt hielten, und die sich so viele, viele Jahre ihrer Sehnsucht zu öffnen versagten.

Eine heftige Krankheit, in welche Albertine verfiel, brachte Emma in nähere Verhältnisse mit ihr. Emma war von jeher der Trost der Betrübten, die Pflegerin der Kranken im Dorfe gewesen; Albertine Müller hatte ihre Hülfe nie bedurft, und da Emma die Todesart des Fräuleins, obschon der traurigen Geschichte nicht mehr gedacht wurde, bekannt war, begriff sie, daß die weichliche Selbstsucht die arme Alte als eine Schmerzensgesellin verhaßt machen könnte. Jene Krankheit knüpfte ein sonderbares, aus unerklärlichen Empfindungen gesponnenes Band um diese Beiden. Emma empfand es wie verletzte Pflicht, wenn sie einen Tag hingehen ließ, ohne die alte Mutter zu besuchen. In Albertine erneute sich aller Schmerz der Vergangenheit, wenn Emma ihr keinen Gruß gegeben hatte. Unerwartet griff aber die Greisin sehr wohlthätig in Emma's Schicksal ein. Die beiden Söhne ihrer Pflegeältern starben in kurzem Zwischenraum; ihre Gläubiger bestürmten den alten Baron; gekränkt, sorgenvoll, kinder- und freundlos folgte er und seine Gattin seinen Söhnen nach, und innerhalb achtzehn Monaten ward das Schloß, wo Alt und Jung gehaust hatte, zur Einöde. Der Baron ging zuletzt unter; Emma pflegte ihn mit der Sorgfalt einer Tochter; er sowol als seine Gemahlin mochten seit langer Zeit Emma nicht mehr in Verbindung mit ihrer unglücklichen Mutter gedacht haben. Die beharrliche Lüge hat das Eigene, daß der Lügner endlich sie selbst geglaubt; so hatten diese selbstsüchtigen Menschen nach und nach ihrer gemordeten Tochter verlassenes Kind wie eine aus Barmherzigkeit von ihnen aufgenommene

Waise anzusehen sich gewöhnt. Emma's unermüdete Pflege bei einem langen Krankenlager rief die Schuld der Vergangenheit in des Barons Seele zurück; er wünschte das Versäumte gutzumachen; allein die Mittel fehlten ihm, sein Vermögen war zerrüttet, er kannte seine Erben nicht einmal, er hasste sie, weil sie in der Reihe der Heilsteine — welches er für sehr wichtig ansah — sein Geschlecht sollten verdrängen. Eine Versorgung ihr zu geben, hätte er jetzt sehnlich gewünscht, allein er konnte es nicht; seinen großväterlichen Segen hätte er ihr geben können, allein dazu konnte sein starrköpfiges Herz sich nicht entschließen, und darum ward ihm der Tod schwer. Emma verstand, nun ihr trauriger Ursprung ihr bekannt war, seine abgerissenen Reden, sein Ächzen, sein Krümmen unter Angst und Zweifel; sie verstand, warum er sie so oft zu sich rief und dann fortwinkte und endlich im Sterben sie flehend ansah und stammelnd noch rief: „Vergebung, Vergebung!" —

Die neuen Besitzer der Herrschaft kamen an, Emma händigte ihnen die Gegenstände ein, die sie in Gewahrsam gehabt hatte und verließ das Schloß mit keinen andern Hülfsmitteln, als die Talente und Fleiß ihr gewährten. Die geizigen, hungrigen Erben boten ihr keinen Unterhalt, keine Unterstützung an, obschon ihnen die Herrschaftsbeamten gesagt hatten, daß dieses junge Mädchen durch seinen treuen Fleiß den gänzlichen Verfall des Hauswesens gehindert, und die Vermuthung hinzufügten, daß sie wahrscheinlich zu der Familie gehörte. Die alte Baronin verwarf eine so [illegible] zende Haushälterin, ihre verblühten Töchter [illegible]

sich für die Nähe eines so schönen Kammermädchens. — Ohne einen solchen Vorschlag zu erwarten, begab sich Emma zu Albertine Müller, entschlossen, von hier aus Maßregeln für ihren künftigen Unterhalt zu ergreifen. Die schwermüthige Alte war zu glücklich, ihre junge Wohlthäterin beherbergen zu können. Aber einmal in die geistermäßige Abgeschiedenheit dieser schwärmerischen Alten aufgenommen, stand es nicht mehr in ihrer Macht, sie zu verlassen. Die Greisin entdeckte ihr den ängstlichen Widerwillen, den ihr Aufenthalt in Dorneck ihr einflößte, seit seine alten Besitzer gestorben wären; wie es sie ohne Aufhören mahnte, einen andern Wohnplatz zu suchen. Emma bemühte sich, ihr das gewagte Unternehmen, bei ihrem hohen Alter, auszureden, allein sie hatte ein leidendes Gemüth und eine gespannte Phantasie zu bekämpfen. Albertine sprach mit Zuversicht von Träumen und Stimmen, beschrieb einen Waldstrom, der über Schieferfelsen floß, eine kleine Wiese, hohe Tannen und sah einen Wandersmann daherkommen, der brachte ihr einen Brief von ihrem Sohne, und wie er an ihr Haus kam, zog ihm ein Leichengefolge entgegen. Emma hörte auf, ihr Vorstellungen zu machen; sie hoffte die Beendigung ihrer jetzigen Verlegenheit von der Zeit. Wie die verewigte Baronin ihren damals erst verheiratheten ältesten Sohn in Dresden besuchte, hatte Emma sie begleitet und dort die Bekanntschaft einer jungen Russin gemacht, die so eben im Begriff war, nach Akierman in Bessarabien abzureisen, wo sie, eines Gelübdes ihrer Mutter wegen, in den Orden der barmherzigen Schwestern treten sollte.

Das schwärmerische junge Mädchen hatte sich sehr lebhaft für Emma interessirt und ihr beim Abschied Nachweisung gelassen, um ihr in jenem abgelegenen Winkel der Erde Kunde von sich zu geben. Seitdem waren mehre Jahre vergangen, aber Emma vertraute ihrer damals bewiesenen Freundschaft, und ließ sich von dem Gefühl ihrer gänzlichen Vereinzelung auf Erden zu dem Entschluß verleiten, Krankenpflegerin in dem Ordenshause von Akierman zu werden. Sie schrieb der russischen Nonne, und widmete sich indeß freundlich den Wünschen ihrer alten Freundin.

Eines Tages besuchte diese ihr alter Bekannte, der ehemalige Schenkwirth in Dorneck, jetziger Gastgeber zu Schorgast. Albertine gerieth mit ihm in die Erinnerung der Vergangenheit, und aufgeregt dadurch, vertraute sie ihm auch ihre Träume und beschrieb ihm die Hütte, die Wiese, den Waldbach, den sie im Traume sah. Der alte Mann sah sie erstaunt an und rief: „Frau Müller, das hat Ihnen geträumt?“ — „Ach, nicht ein Mal, hundert Mal; und in dieser Hütte sollte ich wohnen, hier liegen mir die Mauern auf der Brust.“ — „Aber das ist ja nicht möglich,“ nahm Jener wieder mit Lebhaftigkeit das Wort; „diese Hütte steht ja, wie Sie Zug vor Zug sie beschreiben, an der Ölsenitz, drei Stunden von Schorgast, seit drei Wochen gehört sie mein durch einen Schuldbrief, und ich suche eben einen Käufer dazu oder einen Bestänater.“ Emma hörte mit Bangigkeit zu, ihr ward unheimlich bei dem Gespräch der beiden Alten; allein sie konnte nichts dagegen haben, daß Frau Müller, ihrem alten Freunde völlig

vertrauend, einen Handel mit ihm abschloß. Der Gastwirth versprach, die Hütte völlig herzustellen, sagte ihr für eine ehrliche, freundliche Nachbarschaft gut, indem der nächste Nachbar ihrer neuen Besitzung, ein alter Knecht seines Hauses, dort ein kleines Gütchen habe und dabei das Holzfällen besorge. Emma konnte der Antwort aus Akierman, da ihr Brief einen großen Umweg machen mußte, erst in ein paar Monaten entgegensehen, sie störte die Greisin deshalb nicht in ihrer Überzeugung, daß sie ihre Hütte mit ihr bewohnen würde. Sie zogen, von einer alten Magd begleitet, welche Albertine noch in ihren bessern Tagen gekannt hatte, in jene Hütte, wo Feodor sie fand. Die Antwort aus Akierman kam und brachte Emma die Versicherung der freundlichsten Aufnahme, selbst ein kleines Handbriefchen der Domina, welches ihr in ihrem und ihrer Schwesterschaft Namen Schutz und Beistand versprach, wenn immer sie eintreffen würde. Des verlassenen Mädchens Schicksal schien nun bestimmt, und sie folgte willig dem ihr unbegreiflichen Zug, ihre alte Freundin in der herannahenden Nacht ihres Lebens nicht zu verlassen. Fast zwei Jahre hatte diese nun in dieser Abgeschiedenheit gelebt, und ihr flackerndes Lebenslämpchen widerstand noch immer dem kalten Hauche des Todes. In mancher Stunde schien ihr Geist die morsche Hülle zu durchbrechen, und Emma hörte mit Erstaunen und Bewunderung die erhabene Phantasie, mit der sie das Unsichtbare ahnete, die klare Einsicht, mit der sie das Wirkliche beurtheilte. Da erlosch die matte Flamme an jenem Abend, wo die Hand des himmlischen Vaters die

beiden älternlosen Geschwister so wunderbar einander zuführte und ihre Vereinzelung plötzlich in unzertrennliche Liebe verband.

Es bedurfte Tage und Wochen, ehe sich Emma und Feodor in das unbegreifliche Glück zu finden vermochten, nun Niemand mehr fragen zu können, wenn Einer etwas beschloß, nun Niemand mehr seine Unruhe, seine Freude mittheilen zu können. Albertine Müller hatte durch ein Testament Emma zur Erbin all ihrer Habe gemacht. Aus der Hinterlassenschaft ihres Sohnes suchte Feodor mit tiefer Rührung Manches heraus, was er als Andenken des geliebten, gequälten, wie er nun mit schmerzlicher Wehmuth einsah, nie geheilten Vaters mit sich zu nehmen gedachte; denn daß Emma ihren Bruder nach Taurien begleiten sollte, wurde gleich Anfangs beschlossen. Die Hütte an der Ölsenitz ward das Vermächtniß der treuen alten Magd, welche Feodors Großmutter so lange gedient hatte, und wie der Herbst die kleine Wiese, die sie umgab, mit Zeitlosen zu bedecken begann, wie das gelbe Johanniskraut auf den Felskanten zu dunkeln anfing, verließen die Geschwister das Thal, wo Keiner ihr Schicksal gekannt hatte, Keiner ihre Liebe verstand.

Wenn ein geliebtes Kind sein väterliches Haus verläßt, wenn ein rüstiger Jüngling die Grenzen seines Vaterlandes überschreitet, wenn ein wagender Mann die Küsten seines Festlandes von seinem schnellsegelnden Schiff aus verschwinden sieht, ergreift unendliche Wehmuth ihr Herz, und die erwünschteste Ferne wird ihrem thränenschweren Auge auf eine Zeit lang verfin-

stert. Emma und Feodor aber waren in den ersten Tagen ihrer Reise in Wehmuth versenkt, weil kein Vaterhaus, keine Heimath, kein Vaterland ihr Andenken in Anspruch nahm. Ihr Herz hing nur durch Gräber mit der Erde zusammen; eines, mit dem nur trübe Andenken verbunden waren, ließen sie in Franken zurück, ein theures Grab war in einer ihnen unbekannten Wüste verborgen, und neben dem dritten waren sie auf dem Wege, ihre Heimath zu gründen. Feodor hatte zu viel Jugendmuth, Emma zu viel Stärke des Gemüths, um dieser Wehmuth lange Herrschaft zu erlauben. Zwar blieb ihre Reise durch die weite Strecke der Länder einsam und von Menschen geschieden, als führe nicht ein leichter Wagen sie durch Städte und bebaute Gefilde; Emma hatte von ihrem Bruder erlangt, sich nirgends aufzuhalten, ihre gedrückte Jugend hatte ihr nie die Freuden der Gesellschaft geboten, und nun, entschlossen, ein ländliches Leben in einem halb barbarischen Lande zu führen, empfand sie Widerwillen gegen die eiteln Bedingungen ihrer anständigen Erscheinung in der zierlichen Welt. Allein über Akierman zu reisen und dort das Kloster zu besuchen, in dem sie, einsam und von Niemand gekannt, sich dem Dienste fremder Leidenden weihen wollte, hatte ihr Bruder ihr versprochen. Sie betrat diesen ihr so befremdlichen Aufenthalt mit klopfendem Herzen. So lange Zeit hatte sie sich hierher gesehnt, weil sie die abgeschlossenen Mauern über das schmerzliche Bewußtsein, in der weiten Welt keinen Halt zu haben, täuschen sollten; jetzt, an Feodors Seite, flößten sie ihr Schauder ein, wie der An-

blick des Gefängnisses dem kaum Befreiten einflößen kann. Die Schwester, welche Emma ihren Platz schon bereitet hatte, gönnte, mit Thränen, die nur halb der theilnehmenden Freude gehörten, ihrer Freundin ihren neuen Beruf; die Domina, eine Frau, welche den biegsamen Geist ihres Standes in hohem Grade besaß, verbarg ihren Unmuth, eine so gebildete Novizin verlieren zu müssen, und ward sehr zuvorkommend, als Feodor die kleine Aussteuer, welche seine Schwester dem Kloster eingebracht hätte, ihm zum Besten der Armenpflege überließ. Der Genuß, an diesem abgelegenen Orte Fremde zu sehen, und die gewohnte Gastfreundschaft jenes Landes bewog die Domina und die nach Neuigkeiten begierigen Nonnen, die Abreise der Fremden auf alle Weise zu verhindern, und Emma nahm bald wahr, daß Feodor, der die Erlaubniß, die Domina in ihrem Zimmer zu besuchen, erhalten hatte, seinen Aufenthalt mit Wohlgefallen verlängerte. Das Kloster gab in diesem Augenblick der Tochter eines sehr verfolgten Mannes unseres Volkes, der dieses sein einziges Kind, bis ihm ein ungestörter Aufenthalt gesichert wäre, in diesen Winkel geflüchtet, eine Zuflucht. Emma's Freundin hatte Pauline, das war der Name des jungen Mädchens; in Moskau, wo ihr Vater damals in einer günstigen Lage lebte, gewonnt, sie war in Akierman ihre Beschützerin, und Paulinens Liebenswürdigkeit war es, die Feodor an das Kloster fesselte. Pauline war in Deutschland geboren und, wenngleich schon seit mehren Jahren von dort entfernt, im Umgang ihres Vaters in deutscher Art weiblicher Bildung fortgeschrit-

ten. Feodor machte sich die Täuschung, in ihr eine zweite Emma gefunden zu haben, die ältere Schwester sah aber mit innigem Danke zu Gott ihre größte Sorge gehoben: — ihr Bruder sollte nicht der Würde des Hausvaters entbehren, sein freier Sinn, seine wohlthätige Betriebsamkeit sollte, durch Gattin und Kinder verzweigt, bürgerliches Wohl um ihn her schaffen, und wenn sie einst von ihm schied, sollte sie ihn in dem Schatten der von ihm gepflanzten Bäume, in den Armen der seine Tugenden erbenden Kinder, in der Achtung der von ihm belehrten Mitbürger zurücklassen. Feodors Neigung zu Pauline ward zu keinem Roman. Der zwanzigjährige Jüngling warb, mit Zutrauen in seine gute Sache, um die Geliebte — denn lange hatte seine Täuschung, daß Pauline eine jüngere Schwester für ihn sei, nicht gedauert — und der späte Herbst sah das Paar in dem tauriſchen Meierhof in deutsch eingerichtetem Hause, bei deutschem Fleiß als glückliche Gatten verbunden. Seitdem kehrten schon mehre Herbste zurück, Emma sah die Zahl der geliebten Häupter um sich heranwachsen, sah ernste Freudigkeit und heitern Muth den innern Frieden des Hauses sichern, die äußern Stürme überstehen, und all' dieses Glück dem Andenken ihrer unglücklichen Ältern zum Sühnopfer bringend, sah sie all ihre Wünsche erfüllt.

III.

Die Frau von vierzig Jahren.

„Nun wäre es doch Zeit," sagte der Major von Helm zur Präsidentin von Helm; „nun wäre es doch Zeit, gute Mutter, daß Sie etwas Ruhe genössen. Sie haben sich auf mehr als eine Art angegriffen, ungewohnt angegriffen; Tochter und Enkel schlummern, beide in ihrer neuen Existenz; schlummern Sie auch einen Augenblick."

„Nein, lieber Sohn," erwiederte die Präsidentin, „daraus wird nichts. Sie wollen mich mit der Wartefrau und der Bademutter wegschicken, weil ich ihre Gehülfin gewesen bin, so lange es Noth that; meinen Sie denn aber, wenn ich mich in diesen peinlichen Stunden wirklich abmattete, daß ich mich nicht hier am besten erholen werde?"

„Unsere liebe Mutter mag Recht haben," fiel Feldberg ein, „und ich glaube, sie weiß, welche Seelendiät ihr zuschlägt."

Das Trio ward also nun einig, an dem duftenden Sommermorgen bei aufgehender Sonne in der lieblichen Gartenlaube beisammenzubleiben, um ein Frühstück oder Abendessen zu genießen: zum Frühstück machte

es die Tageszeit; aber keines aus der kleinen Gesellschaft hatte sich in der vergangenen Nacht zur Ruhe begeben, weil während derselben eines von den Geschöpfen, welche so unmerklich langsam emporkeimen, um dann in einem Augenblick plötzlich wieder zu verschwinden, dieses räthselhafte Dasein zum ersten Mal schreiend begrüßt hatte. Der neue Weltbürger war Sohn des Majors von Helm, ehemals Offiziers in französischen Diensten, und Stiefgroßsohn der Präsidentin. Feldberg, ein Freund vom Hause, hatte jene Stunden des Schmerzes, der Hoffnung und Furcht mit seinen Lieben theilen wollen. „Sie weiß," sagte er, „welche Seelendiät ihr zuschlägt. Von Ermüdungen dieser Art — versteht sich, so oft Ihr Wildchen, lieber Helm, sie ihr verursachen kann — fürchte ich nichts für das warme Herz, für die unruhige Thätigkeit meiner Freundin. Was Ihrer ersten Jugend fehlte, um sie zu beglücken," setzte er mit einem bedeutenden Blick hinzu und küßte der Frau von Helm achtungsvoll die Hand, „fanden Sie späterhin, um eine zweite, schönere Jugend zu beleben."

Frau von Helm sah gerührt ihren Freund an: „Ja, ich holte meine verfehlte Bestimmung noch ein." Jetzt erröthete sie, unterbrach sich, zog ihre Hand zurück und ging eine Weile am Eingang der Laube auf und ab, indeß der junge Helm den Thee bereitete und sie geflissentlich sich selbst überließ, zugleich aber durch einige Blicke, die er auf Feldberg warf, welcher sinnend die Flamme unter dem Kessel betrachtete, seine innige Theilnahme bezeigte.

Sie trat nun wieder zu ihnen. „Halten Sie

mich, hier, um Sie, neben Ihnen, für glücklich, mein guter Sohn? — „Ja," erwiderte der junge Mann lebhaft und legte die Hand betheuernd auf die Brust, „ich halte Sie dafür, weil Sie uns glücklich machen, weil wir Ihnen Vieles, Alles verdanken."

„Lieber Karl," sagte sie lächelnd, „Sie führen die wahre Ursache nicht an. Feldberg da wird aufrichtiger sein; nicht wahr?".

„Nun wohl," sagte Feldberg; „Sie sind auch darum glücklich, weil Sie nichtigen Täuschungen entsagt haben, weil Sie die schlichte Wirklichkeit lieben lernten, weil Sie Ihre Phantasie nur noch die Lücken des täglichen Lebens ausfüllen, nicht dessen unabänderliche Bedingungen mit falschen Farben malen lassen."

„Halten Sie, halten Sie! Was Sie auch sagen mögen, so hat es doch eine ungalante Seite, und so drücken Sie es immer lieber geradezu aus: weil ich sonst ein eitles, selbstisches Weib war und nun Pflichten erfülle und an Andern Theil nehme. Und das danke ich Ihnen, Karl, Ihrem guten Weibe, dem süßen Kinde, das ich eben in meine Arme empfing; nicht Ihren weisen Lehren, Herr Philosoph, denen ich übrigens doch alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. O lieben Freunde, die Kenntniß, was zum wahren Glücke gehörte, hatte ich schon lange, aber die Mittel dazu fehlten mir. Es rühme sich doch kein Weiser, unabhängig von Dem, was ihn drückte, trotz Dem, was ihm fehlte, glücklich gewesen zu sein; Selbstverleugnung, Unempfindlichkeit ist Alles, was er errungen haben kann: glücklich macht nur Befriedigung,

nicht aller, aber doch eines oder des andern unsrer Wünsche."

Feldberg lächelte gerührt: „Da würden Sie also den armen Epiktet ohne Umstände Lügen strafen?"

„Von dem spreche ich nicht; nicht von Euch grob fühlenden, heftig verlangenden, im Genuß einschläfenden, durch Herrschen verdorbenen Geschöpfen; ich spreche von uns Weibern, denen die Natur Gefühle gab, die kein Menschenleben erschöpft, die wir unserm Geschlecht nicht mittheilen mögen und die das Eure nicht zu fassen vermag."

Helm sagte sanft: „Die Brust eines Sohnes vermag es doch, und das Herz einer Tochter und der Kindersinn, der sich nun unter Ihren Augen in dem Neugebornen entwickeln soll" —

Sie umfaßte ihren Sohn und hob ihr Gesicht von seiner Schulter zu Feldberg auf, der zweideutig aussah: „Ihr sarkastisches Lächeln verstehe ich schon; sagen Sie nur immer: sei ruhig, Großmütterchen; denn Sie meinen doch, ich schwärme. Davor fürchte ich mich aber nicht mehr; ich habe ja so lange geschwärmt, habe so lange gesucht, nicht zu schwärmen, daß ich mich endlich beurtheilen kann."

„Hat ich Ihnen weh?" fragte Feldberg; „nein, diese Schwärmerei, vor der ich einst so viel litt, macht jetzt unser Aller Glück und erhält Sie in ewigblühender Jugend." — Er sah sie mit ernsten, aber lebhaften Blicken lange an: „Sagen Sie selbst, lieber Helm, sieht sie sich noch ähnlich? Sie erinnern sich doch, wie ehemals ihre kalte Schönheit uns niederschlug, und jetzt

— o wie verschönert innerer Frieden auch das schöne Weib!"

„Kalt? — Ja, das war ich, ich war sehr unglücklich, sehr verstimmt! Ein langer Mißton war mein ganzes Dasein gewesen, seit — seit einem Zeitpunkt" — Sie schwieg, mit einem flüchtigen Blick auf Feldberg. Nun sammelte sie sich zu ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit und fuhr fort: „Es war ein Zeitpunkt, der die Krise meines Jugendglücks machte, sowie ich nun die meiner spätern Jahre überstanden zu haben glaube. Ich weiß aber nicht recht, lieber Sohn, wie wir gerade zu diesem wunderlichen Gespräch kommen. Im Grunde geht es dem Menschen doch immer so: in der ersten Hälfte seines Lebens strebt seine Einbildungskraft gern in die Zukunft hinaus, in der andern blickt er mit seiner Erinnerung in die Vergangenheit zurück. Und es ist ja auch ganz natürlich: wenn Erfahrung die Schwingen unserer Hoffnung gelähmt hat, wollen wir uns doch noch an etwas halten und geben Dem, was nicht mehr ist, ungefähr den nämlichen Werth, wie vorher Dem, was noch nicht war."

„Wie schwarz ist dieses, meine gute Mutter!" sagte Helm. „Wirklich, wenn Sie mich jetzt wieder fragten, ob ich Sie für glücklich halte: ich wüßte nicht mehr, was ich antworten sollte."

„Doch, doch, mein Freund!" antwortete sie mit nassen Augen; „dies war nur ein Gefühl von alten Zeiten her, die vorüber sind. Gewiß, wenn ich die Spuren der Vergangenheit aufsuche, so ist es nur, um mich an der Vergleichung zu erfreuen."

Schweigend saßen jetzt die Drei eine Weile beisammen. „Karl," fing endlich die Frau Helm wieder an, „in unserm Verhältniß ist etwas, das Ihnen nicht angenehm sein kann."

„Was könnte das wol sein?"

„Wie Sie nach Ihrer vieljährigen Entfernung von Ihres Vaters Hause dahin zurückkamen, fanden Sie mich unglücklich; ich spreche oft mit Schmerz von meiner Vergangenheit, von meiner Ehe, und Ihr Vater war mein Gemahl."

Helm küßte ihr ehrerbietig die Hand: „Meines Vaters Briefe lehrten mich Sie ehren, ehe ich in Ihrer Nähe war; so oft Sie seinen Namen nennen, ehrt ihn die Art, wie Sie es thun. Vermochte er nicht, meine gute Mutter zu beglücken, so war er gewiß unglücklich, so oft er es empfand." —

„Gute, wahre Seele!" sagte die Mutter und streichelte nachdenkend seine offne Stirn; — „lieben Kinder, ich besitze Eure ganze Liebe, ich verdiene sie auch; es liegt aber ein Theil Glauben in ihr. Ihr sollt mich ganz beurtheilen lernen, auf die Gefahr hin, mich zu misbilligen. Wir werden jetzt manche ruhige Stunden haben, so lange das Weibchen durch ihre Ammenpflicht zu einem eingezogenen Leben berechtigt ist. Ich möchte mir gern jedes Recht auf Euer Vertrauen erwerben; wenn wir nächstens einmal um Gertrudens Bett versammelt sind, erzähle ich Euch meine Geschichte."

Helm küßte ihr dankbar die Hand: „Nicht um unser Vertrauen und unsre Liebe mehr zu erwerben, sondern weil Sie uns damit Ihrem Herzen näher anschlie-

ßen, hat dieses Versprechen den größten Werth für mich. Oft, wenn wir Ihre Güte gegen uns am lebhaftesten empfanden, fragte meine Gertrude: Warum war aber die theure Frau nicht immer so herzlich gegen Dich? — Verzeihen Sie, meine Mutter."

„Nein, lieber Karl, das braucht es nicht: gegen Sie und Ihre Schwester habe ich mir nur Unterlassungsfehler vorzuwerfen; nur thun mir Ihrer Gertrude Worte jetzt weh."

Der junge Mann war betreten, sie leitete das Gespräch wieder in einen heitern Ton; man trennte sich. Gertrude war voll Freude über das Versprechen der Mutter, sie wollte schon den nächsten Tag zu dessen Erfüllung festsetzen, was aber geradezu abgeschlagen wurde, indem man Gertruden zur strengen Beobachtung aller Vorsichtsregeln anhielt, über welche eine junge Mutter im seligen Gefühl ihrer Kraft, das gesunde Kind im Arm, so gern spottet. Sie bat, schmollte; mehre Tage war Alles umsonst. Endlich sagte Frau von Helm: „Wohl denn: morgen, wenn der Junge recht brav und Mütterchen hübsch fromm war, komme ich zum Thee herunter; dann schließen wir die Thüre vor allen Vettern und Basen, und Großmutter nimmt das Wort."

Den andern Tag um fünf Uhr Abends war der Kleine beschwichtigt, das Theewasser kochte, der Bediente war aus dem Zimmer geschickt, als Feldberg hereintrat und sich neben dem Bett der Wöchnerin niederließ. Helm sah lächelnd seine Frau an, die gute Lust hatte, den armen Feldberg ohne Umstände fortzuschicken.

Indem erschien Amalie. „Holla, mein guter Freund,“ sagte sie, als sie Feldberg erblickte; „so war es mit nichten gemeint; daß Sie unter meinen Zuhörern sein sollten; daraus wird nichts, Sie begreifen es, wissen es — und müssen die Güte haben, sich zu empfehlen.“

„Wie? meine Freundin, sind Sie jetzt freimüthig? sind Sie billig? sind Sie vergeltend? sind Sie großmüthig?“ —

„Ah — h!“ rief Frau von Helm, als schöpfte sie tief Athem; „bald sind Sie auf der rechten Höhe! Nun wohl, ob es billig, vergeltend, großmüthig ist, davon ist allerweile nicht die Frage; ob es in der Natur der Sache ist, ob ich in Ihrer Gegenwart meinen Kindern Alles sagen werde, was ich hinter Ihrem Rücken sagen würde, ob ich — o fort, fort mit Ihnen! Wäre es denn nicht lächerlich, vor Ihnen von Ihnen zu schwatzen?“ — Frau von Helm erröthete, die liebe Wöchnerin und ihr Mann schauten neugierig auf, betroffen und scherzhaft zürnend rief die Mutter: „Nun da haben wir's! Meinen ganzen Plan verderben Sie mir, und nun ist den Kindern schon verrathen, was das Salz meiner Geschichte ausmachen sollte. Adieu, adieu!“ — Sie drängte Feldberg gegen die Thüre, indeß er ihre Hand hielt und an den Mund führte und sie dadurch glauben machte, er wolle sich ihrem Willen fügen.

„Nein, Amalie,“ sagte er, wie er zum Worte kommen konnte, „Ihrer Geschichte wird an Interesse nichts abgehen, wenn Sie mir erlauben, Ihren Kindern zu sagen, daß Sie meine innigste, feurigste Liebe waren, daß eben das Gefühl, welches mich

in meiner Jugend, aus meinem Vaterlande, vertrieb, mich vereinzelte, und langem, schwerem Unglück hingab, jetzt meine stille Zufriedenheit, meinen Genuß, mein Band an die besten, liebsten Menschen ausmacht" — Amaliens schöne Züge wurden jetzt von einer Röthe überstralt, die den Reiz der Jugend zurückzauberte. Feldberg sah Thränen in ihren Augen zittern; indem er ihre Hand losließ, sprach er mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: „o meine Freundin, jetzt könnte ich wirklich fortgehen — in dieser Thräne, in diesem Blick auf Ihre Kinder, in dem liebevollen Ausdrucke dieser beiden glücklichen Menschen, läge Entschädigung — läge Belohnung wenigstens für das Entsagen, zu welchem Sie mich damals zwangen — soll ich also gehen, meine Freundin?"

„Wirklich, wie Sie wollen," erwiderte Frau von Helm; „etwas mehr oder weniger armsündermäßig, wenn man einmal beichtet, kommt im Grunde doch auf Eins heraus —"

„Ich werde Ihnen aber heute zum ersten Male sagen, wie unbillig Sie waren —"

„Zu seiner Zeit, wenn ich es erlaube, auch das! — Jetzt bitte ich mir Stille aus."

Sie setzte sich, meist gegen Gertrudens Bett, und durch Zufall gegen Feldberg, der seitwärts saß, mehr mit dem Rücken gekehrt; Karl stand gelehnt am Kopfe des Bettes.

„Sie werden es bezeugen, Feldberg: wie Sie in * * studirten — ich war damals acht Jahre alt — galt ich für ein sehr hübsches und gescheites Mädchen,

und um so mehr, als meines Vaters Geschäfte ungemein zu glücken anfingen. Sie erinnern sich vielleicht noch, wie er während der vier Jahre Ihres Aufenthaltes seine Ausgaben vermehrte, den Bau seines schönen Hauses unternahm, mit immer größerem Aufwande zahlreiche Gäste bewirthete. Mein Vater hatte viel Handelsgeist; er hatte sich durch viele Anstrengungen und große Mühseligkeiten bis zum Wohlstande, und zuletzt bis zum Überflusse durchgearbeitet — wenn er jetzt Andere eben das leiden sah; was ihn gedrückt hatte, überließ er es ohne sonderliche Theilnahme ihrem Schicksals, ob es sie endlich so gut oder schlechter bedenken würde, als ihn das seinige bedacht hatte. Er war nichts weniger als geizig, setzte aber einen so hohen Werth auf das Geld, daß es nichts gab, was er nicht damit erkaufen zu können glaubte. Er kaufte sich also auch den Adel — das muß wol nach Ihrer Abreise geschehen sein — sein Fabrikwesen übergab er den Brüdern meiner Mutter und schaffte sich ein sehr schönes Landhaus an, wo er die Sommermonate zubrachte.

„Meine Mutter kannten Sie, lieber Feldberg — ich habe nicht vergessen, daß Ihre ersten Worte, als Sie mich nach achtjähriger Abwesenheit wiedersahen, ihr Andenken feierten. Sie war eine sanfte, edle Frau; sie hatte einen hellen Verstand, dem keiner von den falschen Schritten meines Vaters entging. Allein zu weich, um seine Handlungen zu leiten, ließ sie es nur ihr tägliches Geschäft sein, jede üble Folge, die sie hatten, bestmöglich zu mildern. Am meisten trieb sie dies Geschäft in Ansehung meiner und meines nachmals

verstorbenen Bruders. Ich habe erst spät begreifen gelernt, wie sehr sie leiden mußte, in meiner Erziehung den Keim der Verkehrtheiten entstehen und pflegen zu sehen, aus denen in der Folge mein — mein Unglück erwuchs. Mit welcher Sorgfalt liebkoste sie dem wenigen Guten in mir, was das Schicksal erst nach so vieler Mühe von seinen Schlacken gereinigt hat! Unterdessen spärte mein Vater keinen Aufwand, um jedes glänzende Talent bei mir ausbilden zu lassen, und ehe ich es noch in irgend einem zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, wurde ich schon durch sein schmeichelndes, von der Gesellschaft, in der wir lebten, gefällig nachgesprochenes Lob überredet, daß ich den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätte.

„Diese verderblichen Eindrücke waren mächtiger, als das sanfte Gegenstreben meiner guten Mutter. Ich fühlte zwar oft, daß sie Recht hatte; wenn ich aber in den Augenblicken, wo mir Alles lächelte, auf ihren Ernst und Tadel stieß, konnte ich, so mild beide waren, doch nicht umhin, sie als freudestörend zu empfinden.

„Freilich gab es wol auch Augenblicke, wo die Wahrheit siegte. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mich zuweilen von meinen glänzenden Beschäftigungen unmerklich und spielend an ihren Arbeitstisch herüberlockte. Sie machte Hemdchen, Häubchen, einen ganzen Kram für arme Kinder, wie denn überhaupt thätige Frömmigkeit ein Zug dieser schönen Seele war. Wenn ich dann einen Nachmittag lang mit ihr gearbeitet, ja wol gar irgend eine Gesellschaft, zu der ich berufen war,

TAYLOR INST. OXFO

freiwillig darüber versäumt hatte, so leitete es ihre liebende, fromme Absicht dahin ein, mich fühlen zu lassen, wie viel lohnender es wäre, in der Freude der armen Mutter, die ihr Kind gekleidet sähe, in der Behaglichkeit des kleinen Geschöpfchens, das nicht mehr von der Blöße litte, ein bleibendes Denkmal dieses Abends gestiftet zu haben, als wenn ich ihn in meinem gewöhnlichen Cirkel von Zerstreuungen hätte verhallen lassen.

„Ich war bei solchen Gelegenheiten nicht ohne tiefe Rührung — aber wie wenig gelang es dennoch der einfachen, himmlischen Seele, mich dadurch zu sich emporzuheben! Einmal an Außenseite gewöhnt, mischte meine Einbildungskraft fremdartiges Gepränge hinzu: ich spielte in meinen eignen Augen die Rolle einer schönen Wohlthätigen; meiner Eitelkeit waren die Flügel nicht beschnitten, und meine Vernunft gewann nichts.

„Ich war ungefähr in meinem vierzehnten Jahre, als mein Vater den Adel kaufte. Ich konnte bemerken, daß meine gute Mutter sich vielfältig dagegen sträubte, und ich höre noch, wie sanft sie unter Thränen mir zusprach, mich zu der schweren Rolle tüchtig zu machen, die mir zuwachsen würde, wenn mein Vater seinen Entschluß ausführte.

„An einem von jenen süßen, zu spät mir unvergeßlich gewordenen vernünftigen Abenden, trat mein Vater, halb beschämt, weil er meiner Mutter Gesinnungen kannte, halb entzückt, mit seinem Diplom in der Hand, in unser Zimmer. Eine Frau, deren Mann in unsern Gärten arbeitete, war im Kindbette; meine Mutter, die mir ein Recht verschaffen wollte, diesen

äußerst armen Leuten zu helfen, hatte mich zur Pathin vorgeschlagen und ließ mich ein artiges Taufzeug nähen: bei dieser Arbeit schwatzte sie freundlich mit mir — das ist, sagte sie, eine traurige Barmherzigkeit von reichen Leuten, die den Armen immer nur vom Stehlen oder Verhungern rettet. Die Vorsehung gab den Menschen Genuß als Sporn zum Guten, und wie oft sehen wir ihn sogar als Zweck unsers Thuns an! Um aber Gottes Ebenbild auf Erden zu sein, meine Amalie, wollen wir dem Armen, so wir es vermögen, nicht blos geben, daß er sich im Schweiße seines Angesichtes Brot verdiene, sondern wir wollen ihn zuweilen auch durch einen frohen Tag uns näher bringen, ihm ein besseres Bewußtsein, als das eines bloßen Lasttieres, verschaffen. So wird schon das Tauffest, und mehr der jedesmalige Anblick dieses Wämschens, dieses Häubchens, die armen Richters ergötzen, und jedesmal wird die angenehme Erinnerung einen süßen Tropfen in den Kelch ihrer Mühseligkeiten mischen, und das hilft die Menschen gut machen — ach, setzte sie hinzu und faltete wie betend die Hände, könnte man nur Jedem, der im Begriffe steht, eine tadelnswürdige Handlung zu begehen, sogleich eine reine Freude in den Weg werfen, es würde viel weniger Böses geschehen.

„Dies Gespräch unterbrach mein Vater durch seinen Eintritt und begrüßte mich als Fräulein Amalie. Meine Mutter senkte ihre Blicke auf ihre Näharbeit und schwieg. Er kündigte eine Menge kostbarer Veränderungen an, wie neue Equipage, Ameublements und dergleichen; mir gab er eine Börse mit zwanzig Louis-

dors, um bei dieser Gelegenheit meine Garderobe zu vermehren.

„Dadurch war freilich die sanfte mütterliche Weisheit bei mir verdrängt, und leider mischte sich dadurch auch dem milden Charakter der trefflichen Frau ein wenig Bitterkeit bei, sodaß sie weniger im Stande war, durch überlegte Theilnahme der Eitelkeit, die jetzt in meinem Gemüthe die Oberhand gewann, ihren Spielraum zu beschränken.

„Sie litt viel, die gute Mutter, und meine erste Freude war auch nicht von langer Dauer. Man ließ es meinen Vater gern empfinden, daß man den Ursprung seines Adels nicht aus den Augen verlöre; er hingegen vergaß ihn nur zu oft und setzte sich mancher Verlegenheit aus, die auch auf mich zurückfiel.

„Doch jung und schön wie ich war, besaß ich bei Männern einen vollgültigen Adelsbrief, und die Weiber vollends hätten mir darum fast einen himmlischen Ursprung beigelegt; denn sie waren zuweilen versucht, mir nicht nur Ahnen, sondern gar Vater und Mutter abzusprechen.

„Diese Stimmung bei meinem Geschlechte mußte mich natürlicherweise von seinem Umgange entfernen, und ebenso natürlich mußte ich an der Gesellschaft von Männern Vergnügen finden — daraus entstand in meinem Betragen etwas, das man nicht säumte, für Koketterie zu nehmen, ungeachtet es das damals noch nicht war: gern hätte ich die allgemeine Bewunderung für ein Wesen, das mich geliebt hätte, hingegeben; ein solches Wesen suchte ich unter der Menge meiner soge-

nannten Anbeter, und wenn ich, lebhaft fühlend, verzagen, zart, romantisch, es nicht fand, so war mein Gutes daran ebenso sehr schuld wie meine Fehler. Indessen war es doch immer ein Zug mehr, der wie Koketterie aussah, der zur Gewohnheit wurde und zuletzt wirklich mit einigem Rechte Koketterie heißen konnte. Mein Herz, das sich nach Liebe gesehnt und theils keine gefunden, theils nicht verstanden hatte, sie zu finden, hielt sich endlich an kleine Sensationen, die nothdürftig ein tiefes Gefühl beschwichtigten; von diesen nährte es sich kümmerlich von einem Tage zum andern, indeß sich meiner übersatten Eitelkeit immer neue Speisen aufdrängten, und meine widerstrebende Vernunft ein sophistisches System von Jugendgenuß zusammensetzte, zu welchem sie auf keinen Fall stark noch reif genug war.

„Mein einziger Schutzgeist ward mir auch entrissen. Meine Mutter starb — ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich nun ganz mir selbst überlassen fand. Ein Gefühl meiner Lage gährte verworren in mir, als eine neue Bekanntschaft meinem Wesen neue Empfindungen beimischte — —"

Amalie hielt hier inne; sie sah, halb muthwillig, halb gerührt, auf ihre Kinder, die sie stillschweigend liebkosten, gleichsam zum Danke für ihre Erzählung und zur Bitte um die Fortsetzung. Feldberg hatte mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört; jetzt war sein geistvolles Gesicht von einer brennenden Röthe überflogen — Wie Amalie immer noch schwieg, stand er auf, unentschlossen, ob er sich nicht entfernen wollte; nun fing sie

über ihre Erzählung wieder an, und er ging leise im Zimmer auf und ab.

„Zum ersten Male nach dem Tode meiner Mutter erschien ich in einer zahlreichen Gesellschaft. Wie meine Toilette vollendet war, konnte ich mir nicht verhehlen, daß sie mir sehr geglückt wäre. Die Veranlassung, wegen deren ich dieses schwarze Gewand trug, regte zugleich mein Gefühl auf eine andere Weise auf. Die Neuheit des Wirrwarrs nach einigen in der Einsamkeit verlebten Wochen, die schmeichelhafte Bewegung, die bei meinem Eintritt entstand, der Gedanke, zum ersten Mal als Waise das Getümmel der Welt wieder vor mir zu haben — Alles trug dazu bei, mich in eine solche Rührung, in einen solchen Aufruhr der Empfindungen und Gedanken zu versetzen, daß ich die Anreden, mit denen man sich zu mir drängte, kaum beantworten konnte.

„Unter Andern stand aber ein Fremder vor mir und sagte: wie freue ich mich, in dem Ausdrucke dieser schönen Züge zu lesen, daß unter dem schwarzen Gewande ein Herz schlägt, welches die beste Mutter betrauert! — Ich stutzte, denn des jungen Mannes Gesicht war mir ganz unbekannt. Er nahm bescheiden wieder das Wort: „Ich heiße Feldberg — verzeihen Sie, daß die Lebhaftigkeit, mit der ich mich erinnerte, vor einigen Jahren Ihrer Frau Mutter prophezeit zu haben, was Sie jetzt so schön wahr machen, mich vergessen ließ, daß Ihnen der Weissager längst aus dem Sinne gekommen sein mußte.“

„Feldberg war — nicht so liebenswürdig als er jetzt

ist; er war mit der Welt unzufrieden, weil er mehr taugte als die Welt, und doch war er nicht gut genug, um die Bösen zu bedauern und es dem Bessern nachzusehen, daß es nicht das Beste ist. Von unserm Geschlechte hatte er sich ein Ideal ausgedacht, das er in seiner Geliebten realisiren wollte. Das Ideal war aller Ehren werth, aber der Bildner war — wenigstens ein Pedant."

Feldberg hielt im Gehen Amalien gegenüber inne und machte ihr stillschweigend eine tiefe Verbeugung.

„Ein Pedant" — wiederholte sie, ohne ihren Ton zu verändern und gleichsam nur um den Faden ihrer Rede wieder anzuknüpfen: „noch an demselben Abend ward ich hinlänglich inne, daß sich mein Gefolge um ihn vermehrt hatte — so stolz war ich noch nie auf eine Eroberung gewesen; ein Mann, dessen Jünglingsalter vor acht Jahren her ein allgemein geschätztes Andenken zurückgelassen hatte, der jetzt auf die ehrenvollsten Bedingungen, als ein noch sehr junger Mann, in ein Landescollegium berufen war, das wenige Fremde unter seinen Mitgliedern zählte, der sich als Gelehrter durch den feinsten Ton, als Weltmann durch die gründlichsten Kenntnisse auszeichnete —"

„Aber, liebe Freundin, bedenken Sie doch nur einen Augenblick, wie des alten Feldbergs Bescheidenheit gefoltert wird, wenn er seiner Jugend solche Ver dienste....."

„Still, mein Herr! die Rede ist nicht von Ihnen. Ich war mehr als geschmeichelt, ich war mit furchtsamer Freude besorgt, die Achtung des Mannes zu fes

Indem erschien Amalie. „Holla, mein guter Freund,“ sagte sie, als sie Feldberg erblickte; „so war es mit nichten gemeint; daß Sie unter meinen Zuhörern sein sollten; daraus wird nichts, Sie begreifen es, wissen es — und müssen die Güte haben, sich zu empfehlen.“

„Wie? meine Freundin, sind Sie jetzt freimüthig? sind Sie billig? sind Sie vergeltend? sind Sie großmüthig?“ —

„Ah — h!“ rief Frau von Helm, als schöpfte sie tief Athem; „bald sind Sie auf der rechten Höhe! Nun wohl, ob es billig, vergeltend, großmüthig ist, davon ist alleweile nicht die Frage; ob es in der Natur der Sache ist, ob ich in Ihrer Gegenwart meinen Kindern Alles sagen werde, was ich hinter Ihrem Rücken sagen würde, ob ich — o fort, fort mit Ihnen! Wäre es denn nicht lächerlich, vor Ihnen von Ihnen zu schwazen?“ — Frau von Helm erröthete, die liebe Wöchnerin und ihr Mann schauten neugierig auf, betroffen und scherzhaft zürnend rief die Mutter: „Nun da haben wir's! Meinen ganzen Plan verderben Sie mir, und nun ist den Kindern schon verrathen, was das Salz meiner Geschichte ausmachen sollte. Adieu, adieu!“ — Sie drängte Feldberg gegen die Thüre, indeß er ihre Hand hielt und an den Mund führte und sie dadurch glauben machte, er wolle sich ihrem Willen fügen.

„Nein, Amalie,“ sagte er, wie er zum Worte kommen konnte, „Ihrer Geschichte wird an Interesse nichts abgehen, wenn Sie mir erlauben, Ihren Kindern zu sagen, daß Sie meine innigste, zurigste Liebe waren, daß eben das Gefühl, welches mich

in meiner Jugend aus meinem Vaterlande, vertrieb, mich vereinzelte, und langem, scheuem Unglück hingab, jetzt meine stille Zufriedenheit, meinen Genuß, mein Band an die besten, liebsten Menschen ausmacht" — Amaliens schöne Züge wurden jetzt von einer Röthe überstralt, die den Reiz der Jugend zurückzauberte. Feldberg sah Thränen in ihren Augen zittern; indem er ihre Hand losließ, sprach er mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: „o meine Freundin, jetzt könnte ich wirklich fortgehen — in dieser Thräne, in diesem Blick auf Ihre Kinder, in dem liebevollen Ausdrucke dieser beiden glücklichen Menschen, läge Entschädigung — läge Belohnung wenigstens für das Entsagen, zu welchem Sie mich damals zwangen — soll ich also gehen, meine Freundin?"

„Wirklich, wie Sie wollen," erwiderte Frau von Helm; „etwas mehr oder weniger armsündermäßig, wenn man einmal beichtet, kommt im Grunde doch auf Eins heraus —"

„Ich werde Ihnen aber heute zum ersten Male sagen, wie unbillig Sie waren —"

„Zu seiner Zeit, wenn ich es erlaube, auch das! — Jetzt bitte ich mir Stille aus."

Sie setzte sich, meist gegen Gertrudens Bett, und durch Zufall gegen Feldberg, der seitwärts saß, mehr mit dem Rücken gekehrt; Karl stand gelehnt am Kopfe des Bettes.

„Sie werden es bezeugen, Feldberg: wie Sie in * * studirten — ich war damals acht Jahre alt — galt ich für ein sehr hübsches und gescheites Mädchen,

und um so mehr, als meines Vaters Geschäfte ungemein zu glücken anfingen. Sie erinnern sich vielleicht noch, wie er während der vier Jahre Ihres Aufenthaltes seine Ausgaben vermehrte, den Bau seines schönen Hauses unternahm, mit immer größerem Aufwande zahlreiche Gäste bewirthete. Mein Vater hatte viel Handelsgeist; er hatte sich durch viele Anstrengungen und große Mühseligkeiten bis zum Wohlstande, und zuletzt bis zum Überflusse durchgearbeitet — wenn er jetzt Andere eben das leiden sah; was ihn gedrückt hatte, überließ er es ohne sonderliche Theilnahme ihrem Schicksals, ob es sie endlich so gut oder schlechter bedenken würde, als ihn das seinige bedacht hatte. Er war nichts weniger als geizig, setzte aber einen so hohen Werth auf das Geld, daß es nichts gab, was er nicht damit erkaufen zu können glaubte. Er kaufte sich also auch den Adel — das muß wol nach Ihrer Abreise geschehen sein — sein Fabrikwesen übergab er den Brüdern meiner Mutter und schaffte sich ein sehr schönes Landhaus an, wo er die Sommermonate zubrachte.

„Meine Mutter kannten Sie, lieber Feldberg — ich habe nicht vergessen, daß Ihre ersten Worte, als Sie mich nach achtjähriger Abwesenheit wiedersahen, ihr Andenken feierten. Sie war eine sanfte, edle Frau; sie hatte einen hellen Verstand, dem keiner von den falschen Schritten meines Vaters entging. Allein zu weich, um seine Handlungen zu leiten, ließ sie es nur ihr tägliches Geschäft sein, jede üble Folge, die sie hatten, bestmöglich zu mildern. Am meisten trieb sie dies Geschäft in Ansehung meiner und meines nachmals

verstorbenen Bruders. Ich habe erst spät begreifen gelernt, wie sehr sie leiden mußte, in meiner Erziehung den Keim der Verkehrtheiten entstehen und pflegen zu sehen, aus denen in der Folge mein — mein Unglück erwuchs. Mit welcher Sorgfalt liebkoste sie dem wenigen Guten in mir, was das Schicksal erst nach so vieler Mühe von seinen Schlacken gereinigt hat! Unterdessen sparte mein Vater keinen Aufwand, um jedes glänzende Talent bei mir ausbilden zu lassen, und ehe ich es noch in irgend einem zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, wurde ich schon durch sein schmeichelndes, von der Gesellschaft, in der wir lebten, gefällig nachgesprochenes Lob überredet, daß ich den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätte.

„Diese verderblichen Eindrücke waren mächtiger, als das sanfte Gegenstreben meiner guten Mutter. Ich fühlte zwar oft, daß sie Recht hatte; wenn ich aber in den Augenblicken, wo mir Alles lächelte, auf ihren Ernst und Tadel stieß, konnte ich, so mild beide waren, doch nicht umhin, sie als freudestörend zu empfinden.

„Freilich gab es wol auch Augenblicke, wo die Wahrheit siegte. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mich zuweilen von meinen glänzenden Beschäftigungen unmerklich und spielend an ihren Arbeitstisch herüberlockte. Sie machte Hemdchen, Häubchen, einen ganzen Kram für arme Kinder, wie denn überhaupt thätige Frömmigkeit ein Zug dieser schönen Seele war. Wenn ich dann einen Nachmittag lang mit ihr gearbeitet, ja wol gar irgend eine Gesellschaft, zu der ich berufen war,

TAYLOR INST. OXFORD

freiwillig darüber versäumt hatte, so leitete es ihre liebende, fromme Absicht dahin ein, mich fühlen zu lassen, wie viel lohnender es wäre, in der Freude der armen Mutter, die ihr Kind gekleidet sähe, in der Behaglichkeit des kleinen Geschöpfchens, das nicht mehr von der Blöße litte, ein bleibendes Denkmal dieses Abends gestiftet zu haben, als wenn ich ihn in meinem gewöhnlichen Cirkel von Zerstreuungen hätte verhallen lassen.

„Ich war bei solchen Gelegenheiten nicht ohne tiefe Rührung — aber wie wenig gelang es dennoch der einfachen, himmlischen Seele, mich dadurch zu sich emporzuheben! Einmal an Außenseite gewöhnt, mischte meine Einbildungskraft fremdartiges Gepränge hinzu: ich spielte in meinen eignen Augen die Rolle einer schönen Wohlthätigen; meiner Eitelkeit waren die Flügel nicht beschnitten, und meine Vernunft gewann nichts.

„Ich war ungefähr in meinem vierzehnten Jahre, als mein Vater den Adel kaufte. Ich konnte bemerken, daß meine gute Mutter sich vielfältig dagegen sträubte, und ich höre noch, wie sanft sie unter Thränen mir zusprach, mich zu der schweren Rolle tüchtig zu machen, die mir zuwachsen würde, wenn mein Vater seinen Entschluß ausführte.

„An einem von jenen süßen, zu spät mir unvergeßlich gewordenen vernünftigen Abenden, trat mein Vater, halb beschämt, weil er meiner Mutter Gesinnungen kannte, halb entzückt, mit seinem Diplom in der Hand, in unser Zimmer. Eine Frau, deren Mann in unsern Gärten arbeitete, war im Kindbette; meine Mutter, die mir ein Recht verschaffen wollte, diesen

äußerst armen Leuten zu helfen, hatte mich zur Pathin vorgeschlagen und ließ mich ein artiges Taufzeug nähen: bei dieser Arbeit schwatzte sie freundlich mit mir — das ist, sagte sie, eine traurige Barmherzigkeit von reichen Leuten, die den Armen immer nur vom Stehlen oder Verhungern rettet. Die Vorsehung gab den Menschen Genuß als Sporn zum Guten, und wie oft sehen wir ihn sogar als Zweck unsers Thuns an! Um aber Gottes Ebenbild auf Erden zu sein, meine Amalie, wollen wir dem Armen, so wir es vermögen, nicht blos geben, daß er sich im Schweiße seines Angesichtes Brot verdiene, sondern wir wollen ihn zuweilen auch durch einen frohen Tag uns näher bringen, ihm ein besseres Bewußtsein, als das eines bloßen Lastthieres, verschaffen. So wird schon das Taufffest, und noch mehr der jedesmalige Anblick dieses Wämschens, dieses Häubchens, die armen Richters ergötzen, und jedesmal wird die angenehme Erinnerung einen süßen Tropfen in den Kelch ihrer Mühseligkeiten mischen, und das hilft die Menschen gut machen — ach, setzte sie hinzu und faltete wie betend die Hände, könnte man nur Jedem, der im Begriffe steht, eine tadelnswürdige Handlung zu begehen, sogleich eine reine Freude in den Weg werfen, es würde viel weniger Böses geschehen.

„Dies Gespräch unterbrach mein Vater durch seinen Eintritt und begrüßte mich als Fräulein Amalie. Meine Mutter senkte ihre Blicke auf ihre Näharbeit und schwieg. Er kündigte eine Menge kostbarer Veränderungen an, wie neue Equipage, Ameublements und dergleichen; mir gab er eine Börse mit zwanzig Louis-

dors, um bei dieser Gelegenheit meine Garderobe zu vermehren.

„Dadurch war freilich die sanfte mütterliche Weisheit bei mir verdrängt, und leider mischte sich dadurch auch dem milden Charakter der trefflichen Frau ein wenig Bitterkeit bei, sodaß sie weniger im Stande war, durch überlegte Theilnahme der Eitelkeit, die jetzt in meinem Gemüthe die Oberhand gewann, ihren Spielraum zu beschränken.

„Sie litt viel, die gute Mutter, und meine erste Freude war auch nicht von langer Dauer. Man ließ es meinen Vater gern empfinden, daß man den Ursprung seines Adels nicht aus den Augen verlöre; er hingegen vergaß ihn nur zu oft und setzte sich mancher Verlegenheit aus, die auch auf mich zurückfiel.

„Doch jung und schön wie ich war, besaß ich bei Männern einen vollgültigen Adelsbrief, und die Weiber vollends hätten mir darum fast einen himmlischen Ursprung beigelegt; denn sie waren zuweilen versucht, mir nicht nur Ahnen, sondern gar Vater und Mutter abzusprechen.

„Diese Stimmung bei meinem Geschlechte mußte mich natürlicherweise von seinem Umgange entfernen, und ebenso natürlich mußte ich an der Gesellschaft von Männern Vergnügen finden — daraus entstand in meinem Betragen etwas, das man nicht säumte, für Koketterie zu nehmen, ungeachtet es das damals noch nicht war: gern hätte ich die allgemeine Bewunderung für ein Wesen, das mich geliebt hätte, hingegeben; ein solches Wesen suchte ich unter der Menge meiner soge-

nannten Anbeter, und wenn ich, lebhaft fühlend, verzagen, zart, romantisch, es nicht fand, so war mein Gutes daran ebenso sehr schuld wie meine Fehler. Indessen war es doch immer ein Zug mehr, der wie Koketterie aussah, der zur Gewohnheit wurde und zuletzt wirklich mit einigem Rechte Koketterie heißen konnte. Mein Herz, das sich nach Liebe gesehnt und theils keine gefunden, theils nicht verstanden hatte, sie zu finden, hielt sich endlich an kleine Sensationen, die nothdürftig ein tiefes Gefühl beschwichtigten; von diesen nährte es sich kümmerlich von einem Tage zum andern, indeß sich meiner übersatten Eitelkeit immer neue Speisen aufdrängten, und meine widerstrebende Vernunft ein sophistisches System von Jugendgenuß zusammensetzte, zu welchem sie auf keinen Fall stark noch reif genug war.

„Mein einziger Schutzgeist ward mir auch entrissen. Meine Mutter starb — ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich nun ganz mir selbst überlassen fand. Ein Gefühl meiner Lage gährte verworren in mir, als eine neue Bekanntschaft meinem Wesen neue Empfindungen beimischte — —"

Amalie hielt hier inne; sie sah, halb muthwillig, halb gerührt, auf ihre Kinder, die sie stillschweigend liebkosten, gleichsam zum Danke für ihre Erzählung und zur Bitte um die Fortsetzung. Feldberg hatte mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört; jetzt war sein geistvolles Gesicht von einer brennenden Röthe überflogen — Wie Amalie immer noch schwieg, stand er auf, unentschlossen, ob er sich nicht entfernen wollte; nun fing sie

über ihre Erzählung wieder an, und er ging leise im Zimmer auf und ab.

„Zum ersten Male nach dem Tode meiner Mutter erschien ich in einer zahlreichen Gesellschaft. Wie meine Toilette vollendet war, konnte ich mir nicht verhehlen, daß sie mir sehr geglückt wäre. Die Veranlassung, wegen deren ich dieses schwarze Gewand trug, regte zugleich mein Gefühl auf eine andere Weise auf. Die Neuheit des Wirrwarrs nach einigen in der Einsamkeit verlebten Wochen, die schmeichelhafte Bewegung, die bei meinem Eintritt entstand, der Gedanke, zum ersten Mal als Waise das Getümmel der Welt wieder vor mir zu haben — Alles trug dazu bei, mich in eine solche Rührung, in einen solchen Aufruhr der Empfindungen und Gedanken zu versetzen, daß ich die Anreden, mit denen man sich zu mir drängte, kaum beantworten konnte.

„Unter Andern stand aber ein Fremder vor mir und sagte: wie freue ich mich, in dem Ausdrucke dieser schönen Züge zu lesen, daß unter dem schwarzen Gewande ein Herz schlägt, welches die beste Mutter betrauert! — Ich stutzte, denn des jungen Mannes Gesicht war mir ganz unbekannt. Er nahm bescheiden wieder das Wort: „Ich heiße Feldberg — verzeihen Sie, daß die Lebhaftigkeit, mit der ich mich erinnerte, vor einigen Jahren Ihrer Frau Mutter prophezeit zu haben, was Sie jetzt so schön wahr machen, mich vergessen ließ, daß Ihnen der Weissager längst aus dem Sinne gekommen sein mußte."

„Feldberg war — nicht so liebenswürdig als er jetzt

ist; er war mit der Welt unzufrieden, weil er mehr taugte als die Welt, und doch war er nicht gut genug, um die Bösen zu bedauern und es dem Bessern nachzusehen, daß es nicht das Beste ist. Von unserm Geschlechte hatte er sich ein Ideal ausgedacht, das er in seiner Geliebten realisiren wollte. Das Ideal war aller Ehren werth, aber der Bildner war — wenigstens ein Pedant."

Feldberg hielt im Gehen Amalien gegenüber inne und machte ihr stillschweigend eine tiefe Verbeugung.

„Ein Pedant" — wiederholte sie, ohne ihren Ton zu verändern und gleichsam nur um den Faden ihrer Rede wieder anzuknüpfen: „noch an demselben Abend ward ich hinlänglich inne, daß sich mein Gefolge um ihn vermehrt hatte — so stolz war ich noch nie auf eine Eroberung gewesen; ein Mann, dessen Jünglingsalter von acht Jahren her ein allgemein geschätztes Andenken zurückgelassen hatte, der jetzt auf die ehrenvollsten Bedingungen, als ein noch sehr junger Mann, in ein Landescollegium berufen war, das wenige Fremde unter seinen Mitgliedern zählte, der sich als Gelehrter durch den feinsten Ton, als Weltmann durch die gründlichsten Kenntnisse auszeichnete —"

„Aber, liebe Freundin, bedenken Sie doch nur einen Augenblick, wie des alten Feldbergs Bescheidenheit gefoltert wird, wenn er seiner Jugend solche Verdienste....."

„Still, mein Herr! die Rede ist nicht von Ihnen. Ich war mehr als geschmeichelt, ich war mit furchtsamer Freude besorgt, die Achtung des Mannes zu fes-

selst, dem ich gefallen hatte. Ich ließ ihn in mein ungebildetes, vielleicht verkehrtes aber warmes Herz blicken. Der Mann verstand aber nicht, mich zu behandeln; voll sehnlichen Verlangens nach einem Hafen für das unstete Treiben meiner Empfindungen, ging ich unachtsam einen raschen Schritt; er, neben einem warmen Herzen im Besitz eines kalten Sinnes, folgte gemessen einer steifen Methode. Feldberg erkannte die Gewalt, die er über mich gewann; er ward mein Mentor, tadelte mich, gab mir Rath — ich folgte ihm gern; ich ergrimmte über seine Vernunft und ehrte sie, versagte mir Zerstreuungen, erwarb mir Kenntnisse, bekämpfte Launen, brachte ihm tausend kleine Opfer und hoffte jedes Mal, nun — nun ihn liebend, anbetend zu meinen Füßen zu sehen, um ihn wieder zu lieben, um endlich....."

„O Amalie!" rief jetzt Feldberg, der mit der lebhaftesten Bewegung bisher zugehört hatte, und faßte ihre Hände. Sie sah ihn mit nassem Auge und angenommener Kälte an. „Mein Herr," sagte sie, „verwechseln Sie hier nicht Geschichte und Gedicht. Meinten Sie, meiner Erzählung eine dramatische Form zu geben, so hätten wir andere Abreden nehmen müssen. Sogleich ex tempore eine Rolle zu spielen, die doch nicht zu den leichtesten gehören würde, könnte nur einer — sehr schlechten Schauspielerin zugemuthet werden."

„Ja, ja! Nach zwanzig Jahren — und noch dieser peinigende Wechsel von Gefühl und Muthwillen!"

„Nach zwanzig Jahren? — Das war grob! Jetzt, Kinder, bittet einmal den Herrn, daß er schweigt, oder

wenn er's nicht lassen kann, hinübergeht und dem Bambino vordeclamirt; dort findet er ein geneigtes Publicum, bei welchem seine artigen Complimente nichts auf sich haben."

Feldberg legte, demüthig sich bückend, den Finger auf den Mund, und Frau von Helm fuhr fort.

„Und consequent zu sein, vermochte der arme Pygmaleon doch nicht; wenn er sein Werk betrachtete, vergaß er oft, daß es nur eine rohe Materie war, und stand davor, in Entzücken verloren. Da vermaß sich dann die Statue wohl auch, solche Augenblicke ein klein wenig zu merken, und ein ziemlich unartiges Mädchen zu sein und sich rächen zu wollen an seiner systematischen Kälte, an seiner pedantischen Gewalt über sein Herz —"

„Darf ich reden?" unterbrach jetzt Feldberg noch einmal.

„Und mir zu widersprechen? — Nein, noch nicht; vielleicht nachher — — Mein Bruder starb, und ich war nun die einzige Erbin von meines Vaters sehr ansehnlichem Vermögen. Ich hatte meinen Bruder geliebt und beweinte ihn, noch mehr aber bewegte ich ihn, als mir mein Vater erklärte, jetzt könnte er auf einen Schwiegersohn Anspruch machen, der mir an Rang und Ehre Alles gäbe, was er mir mit Geld allein nicht verschaffen könnte.

„In der Zeit, wo sich mein Vater mit diesen Gedanken trug, lernte ich Ihren Vater kennen, lieber Karl. Sie wissen, daß ich sein Andenken ehre, daß ich seine Tugenden immer zu schätzen wußte. Ich darf

glauben, daß ich ihm nicht in den Weg zu einem höhern Glücke getreten bin. Sie sind aber ein Mann und rechnen es nicht zu den kindlichen Pflichten, auf die Unfehlbarkeit seiner Ältern zu schwören. Ihr Vater besaß bei vielen Kenntnissen ein gutes, ja oft sehr edles Herz; aber als letzter Zweig einer alten Familie, die auf ihren Namen um so mehr hielt, als sein Glanz nicht durch Glücksgüter erhöht wurde, war er von Jugend auf verzogen worden. Seine wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten wurden frühzeitig bewundert; aber seine Ältern bildeten sie gerade nur standesmäßig aus: alles Solidere, was er besaß, verdankte er einer glücklichen Zusammenstimmung von Umständen, die den Ehrgeiz in ihm erregt hatten, sich durch eignes Verdienst hervorzuthun. Er war noch jung, als er schon anfing, dem Staat in ansehnlichen Ämtern zu dienen; er stellte den erlöschenden Glanz seiner Ahnen wieder her. Aber diese Selbstbildung unter alltäglich verkehrten Leuten hatte auch ihr Schädliches gehabt. Es war etwas Weichliches in ihn gekommen, und da Andere ihn vollkommen fanden, und er sich wahrer Tugenden bewußt war; lernte er sich zu vortheilhaft beurtheilen.

„Er war gereist, hatte gelebt, hatte ziemlich spät zum ersten Mal geheirathet; durch unglückliche Zufälle war Ihre würdige Mutter um ihr ansehnliches Erbe gekommen: sie hatte ihn im vierzigsten Jahre als Witwer und ohne Vermögen zurückgelassen. Ihm that das wenig; da er Alles, was ihn anging, sich auf einem erhöhten Gerüste gleichsam historisch vorzustellen pflegte, sah er die Zukunft seiner Kinder unter diesen Umständen

nur in einem interessanten Lichte. Junge Leute, die bei der edelsten Geburt durch ihres Vaters und ihre Verdienste allein zu glänzen haben werden! so dachte er, und fing schon an, Weltbürger aus ihnen zu bilden. Die Familie dachte aber anders; sie seufzte, daß die letzten Zweige eines solchen Stammes vielleicht als Kuppenreiter und Gesellschaftsfräulein würden verderben müssen. Da war besonders eine alte Tante — Sie haben sie nie gekannt — diese hatte eine edel betagte Wittib mit ungeheuerm Vermögen in Bereitschaft, welche durch eine Heirath mit Ihrem Vater das Öl in die erlöschende Adelslampe liefern sollte —"

Feldberg sah ernsthaft aus; Amalie erröthete und fuhr fort.

„Sie waren damals vier Jahre alt, und Ihre Schwester sechs. Ich traf Sie eines Tages in dem **schen Garten. Ihre Lebhaftigkeit freute mich. Sie schleuderten Steine in den Teich; bei einem ungeschickten Wurf mit einem zu schweren Steine verloren Sie das Gleichgewicht, Sie fielen auf den groben Kies am Ufer und bluteten stark an der Stirne. Ich eilte auf Sie zu; indeß Sie und Ihre Schwester gewaltig schrien und ihre französische Mamsell wie eine Gans schnatterte, wusch ich Ihre Stirne, legte etwas Balsam darauf, den ich bei mir hatte, und so mit dem artigen Knaben beschäftigt, war ich leider nicht ganz ohne ein gewisses Bewußtsein, daß ein schönes junges Mädchen, die sich eines blutenden Kindes so thätig annähme, ein hübsches Tableau geben müßte. Auf einmal hörte ich Mlle Bonne eine Octave tiefer schnattern:

sie war mit einem feinen Manne im Gespräch, der auf mich zuging, den Knaben bei der Hand nahm, und mir einige verbindliche Worte sagte, aus denen ich erst klug wurde, als ich das Junkerchen weinerlich rufen hörte: Papa, ma bonne a bien vu que ce n'était pas ma faute.

„Auf diese Art also lernte mich Herr von Helm kennen. Der Auftritt bestimmte wahrscheinlich mein ganzes Schicksal. Ich gefiel Ihrem Vater, und es ward ihm leicht, mir alle Tugenden beizulegen, die seine Gattin, die seiner Kinder Mutter haben sollte. Als seine Absichten merklich wurden, frohlockte mein Vater und ich — brachte bald Feldberg auf durch geflissentlichen Leichtsinn, bald verwirrte ich ihn durch die natürliche Ergießung meines Gefühls, oder befremdete ihn durch Kälte: kurz, ich that Alles, um ein Geständniß von ihm zu erhalten, das mich in den Stand gesetzt hätte, einen Willen zu haben. Um eine Heirath mit dem Präsidenten zu fürchten, war ich zu eitel, zu gewohnt, Rang und Titel als etwas Vorzügliches zu schätzen. Überdem war Ihr Vater ein Mann, dessen Aufmerksamkeit in mancherlei andern Betracht schmeicheln mußte, und da ich mich mit allem Unangenehmen wenig abzugeben pflegte, drang ich in die Ursachen einer Abneigung, die ich im Hintergrunde meines Herzens spürte, eben nicht ein.

„Für Feldberg war mein Gefühl zu wenig einfach, um Leidenschaft zu sein. Es setzte sich zusammen, erstlich auch aus Eitelkeit, dann aus Eigensinn, diesen Menschen unterjochen zu wollen, aus Achtung — und

so wäre es dann wol Liebe geworden, wenn — wenn es also hätte sein sollen.

„Ihre obbemeldete Tante, lieber Karl, hatte ihres Bruders häufige Besuche in unserm Hause erfahren und von den Vermuthungen der Stadt über seine Absichten Wind bekommen. Sie schauderte vor dem Gedanken einer solchen Misheirath, die ihr überdem auch aus persönlichen Gründen verhaßt war, weil ihr Mann mit meinem Vater in Geschäftsverhältnissen gestanden hatte, bei denen Ihre Frau Tante — leider, wenigstens nicht gewann.

„Ich kannte die Stimmung der Frau von Z. gegen mich, und war also unangenehm betroffen, als ich sie eines Abends ganz unerwartet in einer großen Gesellschaft fand, die ihr Bruder, wie ich wußte, diesen Tag nicht besuchen konnte. In dem, für die kindliche Achtung peinigenden, Falle, mit Menschen zusammenzukommen, die in Geschäften mit meinem Vater den Kürzern gezogen zu haben meinten, hatte ich mich schon öfters befunden, und es war mir meistens schwer geworden, in meine Höflichkeit gegen sie nicht ein gewisses wehmüthiges Gefühl zu legen, das sie leicht misdeuten konnten.

„Frau von Z. drängte sich zu mir, überhäufte mich mit Schmeicheleien aller Art, zog mich in einen Zirkel von Verwandten und — fing nun an, mich auf die unbarmherzigste Weise zu persifliren. Ich war Anfangs bei dieser Frau [illegible] mit meiner eignen Empfindung, die ihr zu günstig war, um sich eines solchen Angriffs zu versehen, beschäftigt. Zudem war ich zu jung und

haben würde, ihre Unart wieder gut zu machen. Ich fühlte einen Stich ins Herz — und ward Braut.

„Meine Verbindung wurde drei Tage darauf in einer großen Gesellschaft, die mein Vater gab, bekanntgemacht. Der Triumph über den Augenblick, wo Feldberg sie erfahren würde, war mir in den drei Tagen vergangen. Er kam in diese Gesellschaft, und ich glühte vor Scham, als mir der strenge Mann Glück wünschte, zu einer Verbindung Glück wünschte, die nur Eitelkeit und Leichtsinn geknüpft hatten —"

„O jener Abend!" rief Feldberg, und Amalie schwieg — „darf ich nun reden? Jener Abend, der das Grab meiner Wünsche ward! Darf ich endlich Ihnen sagen, wie groß Ihr Unrecht war, und wie richtig Sie mich dennoch beurtheilten? Ich hatte keinen Adel, aber ein Amt, das mich in der Gesellschaft dem Adel gleichstellte; mein Ruf, ich durfte es mir eingestehen, gab mir vor dem Publicum ein Recht, die Hand des schönsten Mädchens zu suchen, und mein Vermögen erlaubte mir, auf ein reiches Mädchen Anspruch zu machen. Als ich Sie aber kennen lernte, meine Freundin, traten diese Betrachtungen in den Schatten andrer, die meinem Herzen und meiner Vernunft näher waren. Ich fand ein weibliches Geschöpf, mit allen Anlagen geschmückt, das durch Umstände in Gefahr war, weder glücklich zu werden noch glücklich zu machen. Ich war kein Knabe mehr; ich hatte geliebt und war betrogen worden: jetzt strebte ich danach, den Gegenstand meiner Liebe ewig zu verehren, ihm meinen ganzen sittlichen und bürgerlichen Werth in die

Hände zu legen. War es mir zu verdenken, wenn ich zögerte, untersuchte, desto strenger untersuchte, je lebhafter ich fühlte, daß ich als erklärter Liebhaber diese Gewalt über meine Liebe nimmer würde behaupten können?

„Ich war glücklich in diesem Kampfe," fuhr Feldberg fort, „glücklicher als Pygmalion; denn ich flehte von keiner Göttin Leben in das todte Gebilde: bei der leisesten geistigen Berührung sprühte ja himmlisches Feuer aus dem schönsten Stoff; wie oft, wenn ich Sie im Gespräch mit mir, sich selbst unbewußt, von Ihrem reizenden Leichtsinn zu der Äußerung des feinsten Gefühls, des reinsten Sinnes für das Gute führte, verbarg ich den Drang, Ihnen meine Liebe zu gestehen, hinter eine Mentorsmiene! Wie oft mußte ich das ABC meiner Weisheit hervorsuchen, um in andern Augenblicken die Kälte, mit welcher Sie mich, die mädchenhafte Gefälligkeit, mit der Sie Andere aufnahmen, zu ertragen!

„An jenem Abend, wo Frau von Z. jedes weibliche Gefühl und jedes Gesetz der gesellschaftlichen Höflichkeit mit ihrem giftigen Aufziehen eines jungen, unerfahrnen, schutzlosen Mädchens verletzte: o meine Freundin, Sie mußten von Ihren eignen Gefühlen so hingerissen, so überwallend voll sein, um meinen Kampf bei dem lieben Ausbruch Ihres Schmerzes nicht zu bemerken! Wie offen, wie achtungswerth, wie edel erschienen Sie mir in diesem Augenblicke, der ein gemeines Wesen Ihres Geschlechts so blosgestellt hätte!

„Nun glaubte, nun hoffte ich, Sie glücklicher machen zu können, als es eine glänzendere Aussicht, die ein Anderer Ihnen etwa böte, vermögen würde. An jenem Tage aber war ich zu stolz, mein Schicksal und das Ihrige waren mir zu heilig, als daß ich Sie in einer Aufwallung gekränkter Eitelkeit hätte überraschen wollen. Deswegen schwieg ich, belohnt für die Gewalt, die ich mir anthat, durch den Vorsatz, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um — Ihnen die Unsträflichkeit Ihres lieben Leichtsinns und mir das Recht, Sie vor dessen Folgen zu schützen, zuzusichern."

„Ich wollte, Sie scherzten nicht," unterbrach hier die junge Wöchnerin, indem ihre bisher von Rührung glänzenden Augen etwas Unwillen ausdrückten; „auf diesem Wege mußte uns das Schicksal die geliebteste Mutter zuführen; aber Ihr Männer, o Ihr Männer!"

„Nicht scherzen? erwiderte Feldberg. „Auch nicht, wenn ich scherze, um — um meinem jungen Freunde hier ein Beispiel zu geben — das er nie nachzuahmen haben möge —, wie man unwiederbringlich verlornen Glücks gedenken soll?"

„Genug," fiel Amalie ein, „genug, Feldberg! Jenseits des Styx *erzählt* man sich nur; man leidet, empfindet, handelt nicht mehr."

„Aber vor Minos' Thron darf auch der schuldigste Schatten sich vertheidigen."

„Sie verkennen den Unbestechlichen — fahren Sie fort."

Feldberg beugte sich vor dem komischen Richterernst

auf der Stirn seiner Freundin und gehorchte. „Mit Träumen von der schönsten Zukunft war ich beschäftigt, als mich ein Freund, der einige Meilen von der Stadt gefährlich krank lag, dringend zu sich berief. Zwei Tage mußte ich bei ihm zubringen. Es war fast Abend, als ich zurückkam. Ich fand eine Einladungskarte von Ihrem Vater; ich hatte nur die Zeit mich anzukleiden und eilte nach Ihrem Hause. Eine zahlreiche Gesellschaft ist schon dort versammelt; auf den ersten Blick unterscheide ich Amalien im ausgesuchtesten Putz; neben ihr der Präsident: eine Ahnung steigt in mir auf; einer von den Anwesenden, der mich unentschlossen stehen sieht, fragt mich, ob ich dem Brautpaare schon Glück gewünscht habe?

„O Amalie, ich sah Sie erblassen, in dem Augenblick, wo ich zu Ihnen trat; hörte ihre Stimme, sanfter als sonst, sanfter als je, zu mir sagen: ich weiß, daß Ihnen mein Glück werth ist! — Was ich sprach, was sonst vorging, davon ist mir keine Erinnerung geblieben. Ich zwang mich, der Gesellschaft anzugehören. Auf Ihrer Stirne schwebte eine Wolke, Helm schien in seiner Glückseligkeit verschmolzen. Ich schützte die Müdigkeit von meiner kleinen Reise vor, um mich nach einer Stunde zu entfernen.

„Drei lange Wochen kämpfte ich. Umsonst! Ich konnte nicht länger ausdauern an dem Orte, wo Amalie, berauscht vom Taumel der Gesellschaft, sich selbst entrissen durch die Bewunderung, die sie umgab, vergessen hatte — ihre weibliche Würde und das liebende Herz eines Mannes vergessen hatte! — Mein älterer

Bruder, der unser Vermögen verwaltet hatte, starb in dieser Zeit: jetzt hatte ich einen Vorwand; ich nahm meinen Abschied und verließ Deutschland, wie ich glaubte, auf immer."

„Wahrlich, Feldberg," sagte Frau von Helm, „das ahnete ich nicht. Ich hielt Sie für einen gefühlvollen Pedanten und glaubte endlich gar, das Gefühl stünde bei Ihnen der Pedanterie so sehr nach, daß Sie mein Herz Ihrer Menschenkunde aufopferten; aber unser Weibchen hier möchte ruhen, und der dicke Bube möchte essen; wir wollen also unsere Erinnerungen ein wenig beiseite setzen und dieser sehr reellen Gegenwart ihr Recht lassen."

Man fand sich einen andern Abend wieder zusammen. Da saß die junge Frau mit ihrem Knaben am Busen im freundlichen Zirkel. Feldberg stand am Kamin und las Zeitungen. Amalie machte ein Häubchen für den Kleinen, dem man es fast zum moralischen Verdienst anrechnete, schon in den ersten acht Tagen seines Lebens aus dem ihm vor Anbeginn seines irdischen Daseins bestimmten Mützchen herausgewachsen zu sein. — „Da, liebe Mama," sagte Gertrude, nachdem sie sich heimlich mit ihrem Mann besprochen hatte; „da," sagte sie leise und entzog sachte dem Knaben die Brust; „der Kleine schläft, ich brauche keine Ruhe, und unser liebes Mütterchen merkt wohl, wie sehr mich

zu wissen verlangt, warum sie so gut, so gut, und doch nicht glücklich war."

„Liebe Seele!" erwiderte Amalie; „so gut und doch nicht glücklich? Weil wir zum Theil unsers Schicksals Werkmeister sind; und um es sehr gebrechlich und verkehrt aufzubauen, braucht es nicht einmal Bosheit — o die reinste Güte könnte an der Strafe ihrer Fehler verschmachten! Und das war mein Fall nicht; ich hatte nicht aus Güte gehandelt: aus Leichtsinn, Unerfahrenheit, Eitelkeit hatte ich über das Loos meines Lebens entschieden —

„Doch was entscheidet denn gewöhnlich unser Loos in der Ehe? — Unsrer Ältern Weisheit? Die kann unser Herz nicht bedenken. Vernunft? Welcher traurige Wahlmann, wo es darauf ankommt, zwei Menschen zu einem Verhältnisse zu vereinen, welches so schwer, so ernst, so dauernd ist, daß nur Liebe, die Alles trägt, es ertragen kann! Also Leidenschaft? Und wenn die Flamme verlöscht, wie sie verlöschen muß, weil sie aus irdischem Stoffe entbrannte? — Was soll uns aber schützen, retten, uns, die wir in diesem Verhältniß nicht unser Glück allein, sondern unsern ganzen Werth niederlegen mußten? Der unglückliche Gatte, ja der schuldige Gatte kann noch Freund, noch Bürger, sogar Vater könnte er noch sein. Wir sind nichts, wenn wir nicht glückliche Weiber sind; Selbstachtung, Muth, Duldung, Alles verschwindet, und wir versinken in Erniedrigung, oder kämpfen den zerstörenden Kampf zwischen Gewissen und Herz.

„Was soll uns also retten? — Nur Eines, meine

Kinder: nur deutliche Ansicht unsrer Pflichten als Gattinnen und Mütter in ihrem ganzen Umfang. Ein Mädchen, das sich frühzeitig gewöhnt hat, diese Pflichten in allen ihren Theilen, ohne falsche Scham, mit allem Ernst, den der Gegenstand gebietet, zu überlegen, frage sich alsdann: wirst Du auch Muth haben, diese Pflichten alle durch deine Verbindung mit diesem Manne zu übernehmen? Aber nicht blos einmal, und dann ein ander Mal nicht, nicht stückweise und in Augenblicken leidenschaftlicher Spannung, sondern zusammenhängend, mit gleicher Aufmerksamkeit auf alle Schritte des Lebensganges, auch nicht jene heroischen, tragischen Pflichten allein, sondern alle die kleinen Obliegenheiten des häuslichen Beisammenseins; ich könnte einen Mann Monate lang in der beschwerlichsten Krankheit pflegen, ihn mit heldenmüthiger Selbstverleugnung, mit unausgesetzt zärtlicher Theilnahme behandeln, während es mir unmöglich wäre, ohne Widerwillen mit ihm zu frühstücken, während er mir die Galle erhitzte, so oft ich ihn seine Nachthaube aufsetzen sähe. An die Misgestalt eines Mannes kann sich eine Frau gewöhnen; aber ein schöner Mann kann ihrer Achtung den ersten Stoß geben, wenn er mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze im Hause umherschlendert.

„Ihr findet wol, ich misbrauche mein Privilegium als Großmutter. Genug des Geschwätzes, und will's Gott, meine Geliebten, des überflüssigen Geschwätzes! Vergeßt es aber nicht, haltet es werth und heilig, dies ewige Jugendmittel der Liebe, sorgsame Feinheit im häuslichen Umgange. Der kleinste Zwang macht es

allein möglich, die Ehe vor Ausartung in erniedrigende Gemeinheit zu verwahren; gute Eheleute schützt er vor Vergröberung ihres Glücks, zwischen unglücklichen erhält er Anstand und äußere Achtung, die nicht Heuchelei ist und also einen Grad von innerer voraussetzt; dies letzte habe ich oft erfahren.

„Ich war also Braut. Für ein gutes, unschuldiges, leidenschaftliches Mädchen ist die Seligkeit dieses Zustandes ziemlich zweideutig. Wäre die Eitelkeit nicht gewesen, so hätte ich ihn nur traurig empfinden können, oder mein Schicksal würde eine ganz andere Wendung genommen haben. Alles, was mich umgab, wirkte auf mich wie ein Traum. Ich fand den Traum wol ergötzend, aber er hatte doch Augenblicke, die an Erwachen grenzten. Ihr vermuthet schwerlich, welches diese Augenblicke waren: ganz besonders die einfältigen, frommen Glückwünsche einiger Hausbekannten von der niedrigern Classe, wie Handwerker, Näherinnen und dergleichen. Eine sagte mir mit einem andächtigen Blicke gen Himmel: ach, daß die gnädige Frau Mama die Freude nicht erlebten. Ein gutes altes Mütterchen seufzte: nun, Gott gebe Ihnen Freude an Ihren Kindern, wie Ihre wohlgebornen Ältern an Ihnen hatten. Lacht nur nicht! Die albernen Worte gaben mir einen ernsten Fingerzeig auf meine Zukunft, während alles Übrige um mich her nichts als Schaum und Tand war: der Aufwand, den mein Vater machte, die Schmeicheleien meines Bräutigams, die feinern oder gröbern Zweideutigkeiten in den Glückwünschen unserer männlichen Bekannten. Doch auch die letztern reg-

ten mich auf eine andere Weise in meinem Traume an. Sie stellten mir die Verbindung, die ich eingehen sollte, in ein von mir noch unbedachtes Licht. Ich schauderte und scheute den Mann, dem ich auf eine mir unbekannte Art angehören sollte.

„Mein Gefühl rettete sich hinter eine dunkele Ideenverbindung. Ich fing an, Herrn von Helm viel über seine Kinder zu befragen, die in dieser Zeit auf dem Lande waren. Mein Wunsch, sie bald zu sehen, machte ihn verlegen; ich brachte heraus, daß er sie dem Adelstolze seiner Verwandten geopfert hatte. Julie war der Frau von Z. übergeben, und Sie sollten nach Kolmar geschickt werden. Ihr Vater wendete alle Feinheit an, um das Demüthigende dieser Absindung mit seiner Schwester vor mir zu verbergen; ich empfand es aber sehr bitter.

„Hätte ich weisen Rath gehabt, so hätte mein mit Recht gereiztes Gefühl auf einen guten Weg geleitet werden können; allein wie ich war, verfehlte ich ihn.

„Von dem wehmüthigen Gedanken: ich würde die Kinder geliebt haben, ging ich zum herzlichen Hasse gegen die Familie des Herrn von Helm über; sie diesen empfinden zu lassen, wußte ich nichts Besseres, als meinen Mann ganz zu fesseln und allgemeine Bewunderung zu erwerben. Nach der Hochzeit machte ich der Frau von Z. meinen Besuch, suchte sie durch meinen glänzenden Anzug zu ärgern und Juliens Herz, so geschickt als es mir in der kurzen Zeit möglich war, zu gewinnen. Die Kleine fand die junge, lebhafte Mama, die ihr eine Menge Bonbons und eine Puppe mitbrachte,

die so schön und geschmackvoll angezogen war, als die Mama selbst, viel liebenswürdiger als die grämliche Tante. Als ich Abschied nahm, wollte sie mit mir gehn; ich ließ gegen die theuere gnädige Schwägerin ein beißend empfindsames Schwärmerchen fliegen und stieg mit kindischem Triumphe in den Wagen.

„Mit Ihnen, Karl, ging es anders. Sie waren ein schöner, trotziger Knabe, verzogen, aber nicht verzärtelt, abgehärtet, ohne roh zu sein. Sie erkannten das hübsche Fräulein, das Ihnen Balsam auf die Stirn gestrichen hatte. Sehen Sie, es ist geheilt! sagten Sie und wiesen mir Ihre glatte Stirn. Ich liebkoste Ihnen fast wehmüthig, denn Ihre Tante war nicht da, und dieser Augenblick machte mir Ihren Vater lieber, als er mir noch je gewesen war. „Nimm dich aber in Acht, daß Du nicht wieder fällst." — „Haben Sie noch von dem Balsam?" — „Gewiß." — „Nun so sollen Sie mich auch wieder heilen." — Und dabei schlangen Sie Ihre Arme um mich.

„Sie reisten ab, und für Alles blieb mir nur Eitelkeit zum Ersatz. So lebte ich einige Jahre in nichtsbedeutenden Zerstreuungen. Herr von Helm genoß meiner Triumphe, genoß des allgemeinen Geständnisses, sein Haus wäre das artigste, seine Frau die schönste in der ganzen Stadt.

„Nach vier Jahren sollte ich Mutter werden. Meines Mannes Freude war sehr groß. Ich war zu verwirrt, mein Gefühl war zu unausgebildet, zu tief eingeschlafen, als daß ich mich eigentlich gefreut hätte. Gute Gertrude! Dies ist der einzige Zeitpunkt meines

Lebens, an dessen Erinnerung sich wirkliche Reue geknüpft hat. Das Andenken von Irrthümern, die aus Leidenschaft, aus Schwäche begangen wurden, wird von der Zeit wohlthätig gemildert; aber Vergessen der Natur! — O meine Tochter, liebe Deinen holden Knaben, freue Dich seiner. Ich sah seitdem manche Mutter an der Leiche ihres Kindes verzweifeln und beneidete ihre Thränen, ihr Geschrei.

„Es war beschlossen worden, daß ich meinen Knaben nicht selbst stillen sollte. Der Gebrauch war damals allgemein; Anstand, Sittsamkeit, Philosophie, Empfindsamkeit, Alles schien ihn in Schutz zu nehmen, alle Welt betete nach, und überall hatte man Ammen. Auch mein Knabe hatte eine. Er bekam Zahnfieber, ließ sie nicht schlafen; sie gab ihm aus Ungeduld eine große Dosis Opium — das Kind starb."

Frau von Helm schwieg; sie hatte die letzten Worte kaum mit zitternden Lippen aussprechen können. Gertrude weinte und drückte ihren Knaben, der auf ihrem Schooße schlief, an ihr Herz.

Nach langer Stille fing Amalie gefaßter wieder an: „Wie verworren ist der Menschen Urtheil und Sinn. Ein unbesonnenes Weib kann durch Vernachlässigung mehre Kinder kränklich zur Welt bringen, kann die zarte Pflanze verdorren oder ausarten lassen: der Gatte ist darum nicht beschimpft, das Weib nicht entehrt; keine sittliche Übereinkunft rächt, statt des Gesetzes, diese fürchterliche Unnatur, diesen schaudervollsten Mord. Und jenes arme, verirrte Weib, die treu über ihre Kinder wachte, die von ihnen allein Freude

empfing, begegnet kein Mann, der ihr alles das sein kann, was derjenige nicht ist, der die Güte hatte, sie bei der Geburt jedes dieser Kinder, von den Gesetzen autorisirt, dem Tode auszusetzen — und ihre Ehre, ihre Ruhe, ihr Bewußtsein sind auf immer dahin, sind mit Recht verwirkt! Sagt mir aber, Ihr Weisen und Menschenkenner, ob es nie möglich sein wird, die Erziehung und die Gesetze, die Sitten und die Sittlichkeit mit einander in Übereinstimmung zu bringen?"

Frau von Helm glaubte sich damit wieder gleichgültig raisonnirt zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Um mich zu zerstreuen, machte ich eine Reise. Kurz vor ** brach unser Wagen und mußte in einem Dorfe ausgebessert werden. Die Langeweile trieb mich umher, ich sah einen Haufen Kinder spielen, unter diesen ein sehr zerlumptes und ausnehmend schönes Mädchen von etwa acht Jahren. Ich rief sie zu mir; die große Freimüthigkeit, mit der sie mir antwortete, entzückte mich. Sie sagte mir, sie wäre die Tochter des Herrn von K., ihre Mutter wäre bald nach ihrer Entbindung gestorben, und nun lebte sie bei dem Großvater. — Ich fragte, ob der Vater denn Kostgeld für sie zahlte? — „Bewahre!" antwortete sie, „der T . . . bezahlt Kostgeld! Großvater sagt, er hätte wie ein Heide an mir gehandelt."

„Wenn ich etwas Menschenkenntniß und ein gebildetes Gefühl gehabt hätte, so würde ich hier nicht Schamlosigkeit und Härte mit Naivetät und interessantem

Trotze verwechselt haben. Das Kind bezauberte mich. Ich dachte mir es als eine höchst angenehme Beschäftigung, als etwas Rührendes, Schönes, die Bildung dieses unglücklichen Geschöpfes über mich zu nehmen; ein dunkles Gefühl von Wehmuth in der Erinnerung an mein Kind kam hinzu; ich bat Herrn von Helm, mir die Kleine von ihren Verwandten zu verschaffen. Er bot mir mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit bei meinem Projecte die Hand. Die Unterhandlung ging sehr leicht von Statten: die Großältern der armen Verlassenen schienen jedes Gefühl von Menschlichkeit in ihrer Mutter Grab verscharrt zu haben, und die rohen gräßlichen Flüche, die sie gegen des Kindes Vater aussprachen, waren die einzige Anerkennung ihrer Verwandtschaft mit der Tochter.

„Ich nahm die kleine Christine mit nach M., wo wir uns einige Zeit aufhalten wollten. Ich kleidete sie, putzte sie, setzte sie in alle Rechte eines Schooshündchens oder Eichhörnchens ein. Wozu ich sie bestimmte, das war meine geringste Sorge; fürs erste freute ich mich nur, daß sie so schön war: ich ließ zehnerlei neue Kleidungsstücke für sie zurechtmachen, und so oft ich ihr etwas anprobirte, erzählte ich ihr, wie elend ihr voriger Zustand gewesen wäre, und wie lieb sie mich haben müßte.

„Wir kehrten nach Hause zurück. Ich fing an, ihr Unterricht zu geben. Sie hatte noch weniger Kopf zum Lernen als ich zum Lehren; aber zur Musik zeigte sie Anlage. Diese allein bildete ich aus, weil es mir leicht wurde, weil es mir den Genuß verschaffte, Chri-

finchen bewundert zu hören, und ich erschuf mir den Grundsatz, zum Lesen, Schreiben, Nähen, Stricken wäre das Kind noch zu jung. Sie wurde bald unleidlich eitel, und in dem Maße, wie Andere sie bewunderten, nachlässig gegen mich. Ich legte mich nun darauf, ihr über Undankbarkeit vorzupredigen, ihr die Aussicht vorzuhalten, daß sie ohne meine Wohlthaten verhungern müßte. Das Mädchen fühlte mich ungroßmüthig, tyrannisch und sann auf Unabhängigkeit.

Man hält Kinder für zu unerfahren, für zu beschränkt, um einige Consequenz zu haben; vornehmlich um es sich selbst bequem zu machen, überläßt man sich gern dieser Meinung. Aber man kennt die Kinder nicht; man weiß nicht, aus wie vielen Abstractionen einerseits ein Kind sein Ideengebäude zusammensetzt, und wie sehr es auf der andern Seite Alles um sich her nur aus Einem Gesichtspunkte betrachtet, sobald es diesen Einen gefaßt hat. Christine hatte sich einmal überzeugt, ich thäte ihr Unrecht, weil ich den Neigungen zum Putze, zur Weichlichkeit, zur Trägheit, zur Koketterie, die ich selbst in ihr erweckt hatte, widerstreben wollte. Nun mochte ich thun, was ich wollte, so stimmte sie Alles zur Undankbarkeit und führte sie zum Verderbniß.

„Bewunderte man ihren Gesang, ihr Spiel auf der Zither, so stimmte ich bald selbst mit ein; oft riß mich ihre wirklich reizende Gestalt hin, oft schmeichelte ich ihr um der Andern willen. Dagegen spielte sie ihrerseits auch, zuweilen durch eine angenehme Empfindung bestochen, zuweilen aus List, um noch mehr Lob zu ern-

ten, die Komödie der Zärtlichkeit gegen mich. So kam Falschheit zu ihren Fehlern hinzu, und Verdacht, daß ich falsch gegen sie wäre, und Geringschätzung und Nichtachten meines Raths, und Nichtachten des Guten und Rechten.

„Doch lernt im Ganzen ein Kind das Böse immer erst, nachdem es Böses gethan hat; Anfangs hat es nur Nachahmung, oder Instinct, zu versuchen. Könnte man ihm verbergen, daß es gelogen hat, so wüßte es nicht, was Lügen ist und wozu es nützt. Im System der Strafen müßte es gegründet werden, daß ein Kind in dem Lügen nicht den Nutzen, unangenehme Empfindungen zu vermeiden, erkennte, bis die reifende Vernunft es lehrte, die Lüge zu verachten.

„Ich aber säumte nicht, Christinen der Heuchelei zu beschuldigen. Nun wußte sie, wie das hieß, worauf sie ohne Vorsatz verfallen war; sie lernte, was damit ausgerichtet würde; sie wußte, es wäre etwas Böses für Die, gegen welche man es gebrauchte, für sie, wenn man es gegen sie gebrauchte, aber etwas, das sie zu einem angenehmen Zweck führte, wenn sie es zur rechten Zeit und klug und glücklich gebrauchte.

„Welcher schöne Stoff, über die menschliche Verderbniß zu wehklagen, was ziemlich darauf hinausläuft, daß man sich um diese keine grauen Haare wachsen läßt, oder über einen satanischen Charakter Wunder auszurufen, was so manchen Schauspieldichtern und Romanenschreibern gewonnene Sache macht.

„Das Mädchen war zwölf Jahre alt geworden. Ihre Lust an den Opern, die bei uns gegeben wurden,

ging bis zur ausschweifendsten Leidenschaft: meiner Verkehrtheit getreu, bestimmte ich ihr das Besuchen der Oper zur Belohnung, das Zuhausebleiben zur Strafe.

„Ihr musikalisches Talent gab Anlaß, daß Sänger von der Oper in unser Haus kamen. Ich bemerkte, daß sich Empfindungen in ihr entwickelten, zu denen es noch sehr früh war. Diese Entdeckung stieß so unsanft gegen die Reinheit meiner Sitten und meiner Begriffe, daß sie mein innerstes Gefühl traf und mir endlich die Augen öffnete. Ich sah, daß ich das Mädchen völlig falsch erzog; aber wie wenig erkannte ich, was ich an ihr verschuldet hatte! Ich, die ich nie deutlich an ihre Bestimmung gedacht hatte, nahm mir plötzlich vor, sie auf dem Lande zur künftigen Frau eines braven Schulmeisters oder Verwalters bilden zu lassen. Aus Trägheit, Weichlichkeit, Blindheit fuhr ich fort, mit ausgesuchter Unvernunft zu handeln. Ich hielt dem Mädchen eine äußerst überdachte Rede, die ich mir einbildete, aus dem Grunde meines Herzens geschöpft zu haben. Ich stellte ihr, — sie war gegen vierzehn Jahre alt — ihr Unrecht, ihre Falschheit, ihre Lasterhaftigkeit vor, und verkündigte ihr die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umänderung ihrer Lebensart; ich setzte ihr auseinander, wie es künftig auf dem Lande, wo man sie zu allen Hausarbeiten anleiten würde, mit ihrer Kleidung gehalten werden sollte; im Gefühl, wie besonders kitzlich dieser Punkt war, führte ich gleichsam als Entschuldigungsgrund an, sie sei kein Kind mehr, und die schönen Kleider, die Flöre, Bänder, Blumen seien in ihrem Alter nicht mehr schicklich.

„Das Mädchen hörte mich stöckisch an, veränderte keinen Zug und sah doch mit jedem Augenblick widerwärtiger aus. Als sie ging, weinte ich; denn ich liebte sie; sofern man unvernünftig lieben kann; sie machte bei meinen Thränen ein Gesicht. Ich fühlte mich von ihr verachtet und schauderte — und wie ich nach sechs Wochen erfuhr, daß sie mit einem Opernsänger entlaufen war, wunderte ich mich nicht, und wie mir nach vier Jahren zu Ohren kam, sie wäre in B. als Operistin an einer gewaltsamen Faussecouche gestorben, ahnete ich nicht, daß ich ein Hauptglied in der Kette dieses abscheulichsten Schicksals gewesen war.

„Ich habe jetzt Alles zusammengefaßt, was Christinen betraf. Ich kehrte zurück. Während ich meine leichtsinnige, leere Rolle in der Welt fortspielte, hatte ich im Innern meines Hauses zuweilen trübere Stunden. Der Verlust unsers Sohnes hatte meinen Gemahl ernster gerührt als mich, oder vielmehr, er hatte die Rührung nicht, wie ich, zurückgewiesen. Er fing an, sich nach seiner Tochter zu sehnen: sie war mit ihrer Tante dem Herrn von Z. nach ** gefolgt, wo er einen Gesandtschaftsposten bekleidete; er sprach oft von ihr, und ich war unbillig genug, mich dadurch für beeinträchtigt zu halten. Unbefriedigt durch meine glänzende Lebensart, überredete ich mich, daß ich sie nur um seinetwillen, um ihm zu gefallen und ihm Ehre zu machen, gewählt hätte: mit aller Kleinlichkeit eines verzogenen Weibes meinte ich hintangesetzt zu sein, weil ein Vater, ein einsamer Vater nach seinen Kindern verlangte.

„Herr von Helm reiste endlich nach Kolmar, um

seinen Sohn dort abzuholen und ihn auf einer Universität seine Erziehung vollenden zu lassen. Es war gerade in der Zeit, da Christine aus unserm Hause entfernt wurde. Mit eigennützigem Vergnügen — so verkehrt und verdörrt war mein Herz — erfuhr ich, daß Sie durch ein sonderbares Ungefähr, in dem nämlichen Augenblick, wo Ihr Vater die gelehrte Laufbahn für Sie erwählte, die vortheilhafteste und ehrenvollste Gelegenheit gefunden hatten, in den Kriegsdienst des Königs von Frankreich zu treten. Herr von Helm kam äußerst erfreut, obschon durch jene unerwartete Wendung Ihres Schicksals auf die unbestimmteste Zeit von Ihnen getrennt, wieder zurück. Christinens Entweichung war während seiner Abwesenheit vorgefallen, und gab den Anlaß zu einer ganz neuen, sehr stürmischen Epoche meines Lebens.

„An dem Tage, wo ich diese Nachricht erhalten hatte, besuchte ich eine Gesellschaft. Ich erschien sehr betroffen von dem widrigen Vorfall; er wurde mit aller verkehrten Weichlichkeit, aller leeren Ziererei des Gefühls, womit ein Zirkel artiger Damen so etwas behandelt, zum Gegenstande des Gesprächs. Es waren mehre Fremde zugegen, unter Andern ein Officier, den man mir vorgestellt hatte; aber ich hatte nur auf den Titel und nicht auf den Namen gemerkt. Man sprach natürlicherweise von meiner schönen Handlungsweise an dieser Schlange, die ich in meinem Busen genährt hätte. Ein paar liebe Freundinnen, die im Grunde ihres Herzens spotten mochten, daß meine Phantasterei mit diesem Mädchen so zu Schan-

den geworden war, strichen meinen Edelmuth heraus, und veranlaßten mich endlich, die Art, wie ich Christinen gefunden hatte, selbst zu erzählen. Die Umstände, unter denen ich mich heute jenes Vorfalls erinnern mußte, rührten mich wirklich, und ich gerieth bei meiner Erzählung in ein sehr gefühltes Pathos. Natürlich verschwieg ich den Namen, unter dem man mir des Mädchens Vater angegeben hatte; indem ich aber bemerkte, daß der fremde Officier mir mit einer auffallenden Spannung zuhörte und jener Name mir während des Erzählens durch das Gedächtniß ging, war ich plötzlich versichert, daß es der nämliche war, unter dem man mir den Mann vorgestellt hatte.

„Das war nun wirklich einmal etwas wirklich Pikantes! Ich betrachtete den Officier mit vieler Aufmerksamkeit; er nahte sich mir und suchte, ob er gleich durch einen fremden Gegenstand zerstreut schien, den ganzen übrigen Abend mich zu unterhalten.

„Er war ein schöner Mann, etwas über dreißig; er hatte in der Welt, die ihn erzogen hatte, alles Gift eingesogen, was frühe Erfahrung, männlicher Muth, eine eisenfeste Gesundheit und ein kaltes Herz ihn nur aufnehmen ließen. Der Augenblick unserer Bekanntschaft war sonderbar und spannend. So lange hatte ich das Kind dieses Mannes um mich gehabt, er war mir so lange als Verbrecher bekannt gewesen, und in diesem Augenblick spielte ich den anklagenden Engel gegen ihn, rief die Geister seiner Sünden auf — Alles kam zusammen, um mir den Mann interessant zu machen.

„Indem wir zusammen sprachen, trat ein Bedienter herein, der etwas an ihn auszurichten hatte und ihn bei seinem Namen nannte. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war der Name von Christinens Vater, und sein Betragen dazu gerechnet, wurde meine Vermuthung zur Gewißheit. Ich fühlte mein Gesicht glühen; sein Auge traf eben auf das meinige: er bat mich mit einiger Verwirrung um die Erlaubniß, sich in meinem Hause aufführen zu lassen und ging." —

Amalie hielt hier inne. Sie hatte heute mit weit mehr Ernst und trüben Erinnerungen gesprochen, als den ersten Tag. Auch die Zuhörer waren in einer Stimmung, die es ihnen nicht nahe legte, auf die Fortsetzung zu dringen. Feldberg besonders sah finster vor sich hin.

Nach einigem Stillschweigen, während dessen Frau von Helm sich mit ihrer Handarbeit beschäftigt hatte, richtete sie ihre Augen, die von einer trüben Wolke überschattet waren, auf Gertruden: „Laß mich heute, liebe Tochter," sagte sie; „morgen komme ich wieder zu Euch." Sie küßte Gertruden und ging aus dem Zimmer.

Sie ließ ihre Freunde in einer unbehaglichen Stille zurück. Feldberg entfernte sich. Gertrude beschäftigte sich mit ihrem Knaben; ihr Mann betrachtete sie beide schweigend: stille, kindlich ehrerbietige Furcht, das Unrecht einer geliebten Mutter zu erfahren, sprach aus dem Schweigen des edeln Paars.

Gertrude war sehr betroffen, den ganzen folgenden Tag ihre Mutter nicht zu sehen. Am Abend schickte sie

zu Amalien und ließ zärtlich nach ihrem Befinden fragen. Sie erhielt ein Zettelchen voll Liebe zur Antwort. Amalie schrieb, daß sie heute durch nothwendige Briefe abgehalten würde.

Am zweiten Tag schickte sie, anstatt selbst zu kommen, ein Packet Papiere, deren Inhalt wir hier mittheilen.

„Es wird mir unmöglich, Euch heute mündlich zu erzählen, und doch quält es mich, daß ich Euch nicht vor Augen haben werde, indem Ihr dieses leset.

„Lieben Kinder, guter Feldberg — denn Sie werden ja diese Blätter auch lesen — meine Eitelkeit leidet nicht darunter, daß meine Verirrungen Euch bekannt werden. Was that ich anders, als einen Menschen für gut halten, der es nicht war? Ich ward betrogen, weil ich redlich war. Ein zweites Mal betrog ich mich selbst.

„Ich habe hier einige Blätter für Euch aufgesucht, einige geschrieben. Als ich Euch neulich zu erzählen anfing, fühlte ich das Ziel, an welchem ich mich befinde, lebhafter als die Erinnerung des Weges, der mich dahin geführt hat. Nachher aber empfand ich vieles heftiger, als mein ruhig schlagendes Herz es jetzt gewohnt ist — darum ist mir Schreiben nun lieber. Auch mußte ich ein paar Mal Ihres Vaters, mein guter Karl, erwähnen. Ich darf hoffen, daß er neben mir keines größeren Glücks entbehrte; ich bin mir bewußt, keinen sei-

ner Wünsche vereitelt zu haben — aber bei dem Gedanken, meine Gertrude werde dieses lesen, erröthen zu müssen, ist für mein weiches, stolzes Herz eine hinreichende Strafe, wenn ich auf eine Glückseligkeit Anspruch machte, zu der mich die Natur bestimmt hatte, der zu entsagen aber mir Klugheit und Sitte geboten.

„Am Morgen nach jener Gesellschaft empfing ich diesen Brief:

„Sie könnten den Schritt, den ich wage, auf das härteste auslegen: Sie würden mir durch eine solche Auslegung das bitterste Unrecht thun.

„Ich stelle mich freiwillig als Schuldigen vor den Richterstuhl, vor welchem rein zu erscheinen ich am sehnlichsten wünschte; ich bitte da um Schonung, um Nachsicht, wo ich gern mit allen Vorzügen des Verdienstes begünstigt erschienen wäre.

„Gnädige Frau — ich bin Christinens Vater!

„Eher kann ich aus dem reizenden Munde, der gestern dieses unglücklichen Mädchens Schicksal beklagte, den strengsten Urtheilsspruch vernehmen, als meinem Herzen, das Sie so neue, so schmerzlich schöne Empfindungen lehrten, Stillschweigen auferlegen. Zu meiner Entschuldigung weiß ich nichts — gar nichts zu sagen. Und die wunderbarste Verzauberung treibt mich, meine Schuld noch durch das Bekenntniß zu erschweren, daß ich bis gestern Abend den ganzen Vorfall nicht für wichtig ansah, daß noch jetzt mein lebhaftestes Ge-

fühl Dank gegen Sie ist, die Sie einen Theil meines Unrechts gut machten und mir das Mittel verschafften, weiter gut zu machen.

Dieser Gedanke gibt mir den Muth, diese Zeilen zu schreiben; denn noch bin ich ungewiß, ob ich recht urtheilte, wie es mir gestern schien, daß Sie in mir Christinens Vater erkannt hätten. Ich sah Ihr Auge, bestürzt, dann forschend auf mir ruhen, dann sich ernst abwenden und nicht wieder dem meinen begegnen.

„Aber nicht das allein beobachtete ich; ich erkannte auch die sanfte Güte, mit welcher Sie gegen einige der Anwesenden die schmerzliche Reue mit in Anschlag brachten, die der Verführer von Christinens Mutter empfinden müßte, wenn er sein Kind auf der Bahn herzloser Thorheit, so nannten Sie es, fände.

„So menschlich fühlten Sie meine Beschämung und suchten die Seite des Verbrechens hervor, welche am ersten Mitleiden verdienen konnte —

„Edle Seele! Sie wurden nicht verstanden; man schalt fort: der Leichtsinnige, dessen Gegenwart außer Ihnen Niemand geahnet hatte, ward unbarmherzig verurtheilt, und Sie standen in Ihrer reinen Milde allein.

„Christine hat sich Ihrem Schutz entrissen, und Sie können nichts mehr für sie thun. Mich aber binden Geschlecht und Sitte nicht; ich kann noch auf ihr Schicksal wirken. Herr von ***, bei dem ich gestern das Glück hatte, Sie zu sehen, bot mir an, mich bei Ihnen einzuführen; ich konnte mich nicht entschließen, in zweideutiger Ungewißheit vor Ihnen zu erscheinen. Sollte Ihre strenge Tugend mich zurückweisen wollen;

so spreche wenigstens der Wunsch, Gutes zu befördern, in Ihrem Herzen für mich. — Alexander von K."

„Der Brief überraschte, befremdete, ärgerte mich: Um ihn ganz zu beurtheilen, hatte ich zu wenig Erfahrung und Menschenkenntniß; doch fand ihn mein Gefühl schwankend, grundsatzlos, süßlich. Ich war einen Augenblick versucht, den Besuch abzuwehren; nur besorgte ich, K. möchte mich für einen Tugenddrachen halten, und zudem schien es mir Gewissenssache, Christinen eine Stütze zu verschaffen und sie dadurch vielleicht auf einen bessern Weg zu bringen. Ich ließ Herrn von K. sagen, sein Besuch würde mir angenehm sein.

„Sein Betragen war voll der feinsten Aufmerksamkeit; seine Äußerungen verriethen Leichtsinn und Verderbniß, aber gegen die gewöhnliche Politik oder vielmehr den gemeinen Schlendrian der Männer seiner Art, schien er von einer exaltirten Meinung von dem Werth unsers Geschlechts durchdrungen, und hatte, wie soll ich sagen? wissenschaftlich, ein sehr feines Gefühl für alles weibliche Schöne.

„Zufällig und ohne Arg erwähnte Herr von ***, der ihn bei mir einführte, bei diesem ersten Besuch der Lebensart, in welche Christine sich geworfen hatte. Das Gespräch spann sich aus, es befremdete mich sehr, daß K. diese Laufbahn für ebenso gut als eine andere erklärte. Nach seiner Meinung hatte Christine, um ihren Schritt zu rechtfertigen, keine andere Bedingung auf sich, als es in ihrer Kunst zu wirklicher Vollkommenheit zu bringen. Er sprach natürlicherweise als

unbefangener Dritter — ich müßte, sagte er, wofern ich mich des Mädchens noch annehmen möchte, sie nur von dieser umherziehenden Truppe zu trennen suchen, und sie in Hände geben, welche ihr Talent gehörig ausbilden könnten.

„Ich erklärte lebhaft, daß ich mich nie mit meinem Gewissen dahin abfinden würde, eine Person meines Geschlechts freiwillig einer Lebensweise zu übergeben, die sie so weit von aller weiblichen Bestimmung abführte. Alles, was er darüber gegen mich vorbrachte, war geistreich und schmeichelhaft; auf vieles hatte ich nichts zu erwidern, aber es hatte einen lügenhaften Glanz, den ich um so lieber in seiner Blöße aufgedeckt hätte, als ich selten über solche Gegenstände mit Jemandem gestritten hatte, der so viel über unsre Lage in der Gesellschaft nachgedacht zu haben schien.

„Ich müßte Euch nun meine innere Stimmung in jenem Zeitpunkt schildern können. Es war, als wenn alle meine Gefühle langsam einer heftigen Gährung entgegengereift wären. Der tägliche Wirbel von Vergnügungen war mir nachgerade so schaal geworden, daß ich hatte versuchen wollen, mehr zu Haus zu sein. Ich las, bei meiner Art zu sein, fiel ich zu meiner Zerstreuung besonders auf Romane. Der Zufall machte mich jetzt zum ersten Mal mit einigen Meisterwerken in diesem Fache bekannt. Die Schilderung von Saint-Preux Leidenschaft für Julien, das schöne, abscheuliche Schicksal der Manon Lescaut und ihres Geliebten, ein paar andere Gemälde von gleichem Werth, lehrten mich einsehen, was es wäre, geliebt zu werden:

ich empfand, daß dies die Blüte des Lebens, der Punkt sei, wo unser Glück zur höchsten Entwickelung gedeiht, und dann berechnete ich, daß die Jahre meiner Jugend, ohne dieses Gefühl entschwunden waren: ich verblühte, ohne geblüht zu haben. Weich, schwermüthig brauchte ich Empfindung, und Befriedigung dieses Bedürfnisses konnte ich bei meinem Gemahl nicht hoffen. Ich las also mehr, und immer mehr, und nie mochte es einen vom Romanenlesen verdrehteren Kopf gegeben haben, als der meinige damals war.

„An Romanenschicksale glaubte ich nicht, ich rechnete nicht auf solche, ich liebte sie nicht: Romane, die viel Geschichte enthielten, fesselten mich nicht einmal; mich zog nur Ausdruck der Liebe, Ausdruck feiner, inniger Gefühle an, wie in den Briefen der Babet, in den Briefen der Miß Fanny Butler, in den Liebesbriefen einer portugiesischen Nonne. So las ich in den Tagen, wo K.'s Besuche anfingen, eine engliche Sammlung von Briefen, unter dem Titel Love and madness, die ich immer für mehr als erfunden hielt, besonders da der Handlung des kleinen Romans eine bekannte wirkliche Geschichte zum Grunde liegt — und indem ich mit der Theilnahme eines achtzehnjährigen Mädchens bei diesem Büchern weinte, mischten sich unter meine Thränen auch bittrere, über das Lächerliche, im vierunddreißigsten Jahre zum erstenmal über fremde Liebesqualen zu weinen!

„Ich erinnerte mich dann wol an jenen Augenblick meiner ersten Jugend, wo Leichtsinn und Eitelkeit mich zur Undankbarkeit gegen Feldberg verleiteten; er schien

mir jetzt der einzige beneidenswerthe meines ganzen Lebens, der einzige, der eine Geltung gehabt hatte.

„K.'s Bekanntschaft hatte etwas Romanhaftes in ihrem Ursprung. Seine ersten einsameren Unterredungen mit mir bewiesen, daß er das zu benutzen wußte. Wir geriethen in weitläuftige Streitigkeiten über die Strafbarkeit des Umgangs, dem Christine das Leben zu verdanken gehabt hatte; er wollte ihn in allen Stücken rechtfertigen, und bekannte sich nur wegen der Vernachlässigung seines Kindes für schuldig. Meine Grundsätze waren streng, aber erlernt, also auf Treue und Glauben angenommen; mein Thun war von meinem Sein immer getrennt gewesen, und die Alltäglichkeit meines Schicksals hatte bisher keine Zwietracht unter beiden entstehen lassen; meine Sitten aber waren rein, und sie sträubten sich gegen K.'s System von freier Liebe und Rechten der Natur; aber es fehlte ihnen die einzige sichere Grundlage der Religion.

„Doch die gefährlichste Seite dieser Moral für ein unverdorbenes weibliches Herz habe ich in so Manchem, was dagegen gesagt worden ist, nur umgangen gefunden — es ist die Abhängigkeit von dem Gegenstande unserer Liebe, das Gefühl, ihm ganz geweiht zu sein, das uns so werth ist. Der Mann erscheint uns stärker durch unsere Schwäche, und wir fühlen uns reich an Allem, was wir ihm geben.

„So sehr diese Idee in jedem Systeme der Verderbniß und der Sinnlichkeit entartet, so sehr sie in einem solchen nur durch entheiligenden, frechen Misbrauch ihren Platz finden kann, so wußte doch K., der

sie aufgefaßt hatte, sie mit Lebhaftigkeit und Feuer zu behandeln. Hatte er mir den Eindruck, den sie auf mich machte, abgemerkt, oder war sie ihm ohnehin eine Marotte, die er sich zusammengesetzt hatte, genug, er kam nach mancher Erörterung so weit, mich zu dem Geständnisse zu bringen, daß, wenn die Menschen einfach und gut wären, Liebe allein hinreichend sein würde, um Treue zu erzeugen, und ich mußte ihm mit einem inneren Seufzer zugeben, daß die Kette der Gesetze überflüssig sein würde, um Verbindungen zusammenzuhalten, die von der Natur nie zwischen ungleichartigen Wesen gestiftet werden könnten.

„Bei uns Weibern bleiben solche Verirrungen unsers Verstandes nie ohne einen Zusammenhang mit dieser oder jener Faser unsers Herzens, der sie ebenso gefährlich als unschuldig, und oft je edler, desto verderblicher macht. K.'s Reden erhielten nach und nach Beziehung. Der Gedanke, daß ich meine Bestimmung durch meine Heirath verfehlt hätte, schimmerte zwischen uns anfangs nur aus der Theilnahme hervor, die er in trüben Stunden — und diese wurden mir nun häufiger zugezählt — gegen mich äußerte. Diese Theilnahme zerstreute und tröstete mich nicht; aber sie bildete in mir das bestimmte Gefühl, eine solche Empfindung bei einem liebenswürdigen Manne zu erregen, sei ein schönes Glück — und sei mir verboten.

„Die feste Überzeugung, daß ich für die Liebe todt wäre, ohne jemals für sie gelebt zu haben, verführte mich zu der gemeinen Chimäre, mich mit Freundschaft zu begnügen. Nun folgte ein langer Zeitraum verwor-

daß unter den Büchern, die er mir gab, mehre sehr verführerische, ja sogar sittenlose waren. Ich ging sein Betragen sorgfältig durch, und fand sonst nichts, was mein bitteres Gefühl, daß er es an Achtung gegen mich fehlen ließe, gerechtfertigt hätte. Einige Tage war ich tiefsinnig; er verdoppelte seine zärtliche Theilnahme, ohne je den Ausdruck der ehrerbietigsten Freundschaft zu überschreiten. Nach vielen dringenden Bitten von seiner Seite, gestand ich ihm freimüthig, was mich beleidigt, beschämt, erschreckt hatte. Er gab sich viele Mühe, mir einen Gesichtspunkt aufzustellen, aus welchem man solche Bücher betrachten müßte; er zog eine Scheidungslinie zwischen dem Schönen und dem Belehrenden oder Schädlichen. Das Wahre von Dem, was er sagte, litt aber durch die innere Verlegenheit, die er empfand, mir eine Blöße gegeben zu haben, und ob ich ihn gleich nicht durchschaute, so machten doch seine Sophistereien keinen andern Eindruck auf mich, als daß ich mich beschied, sie nicht zu verstehen, mithin zu streiten aufhörte, und es bei der schlichten, freundlichen Bitte bewenden ließ, er möchte die Bücher zurücknehmen.

„Dies war seit langer Zeit wieder der erste Streit zwischen uns. Er störte unser Verhältniß: K. schien beleidigt, ich war unbefriedigt und fühlte es doch als eine unerträgliche Last, ihm den geringsten Anlaß zum Unwillen zu geben. Wir schieden mit einiger Heftigkeit von einander; den folgenden Tag sahen wir uns erst in großer Gesellschaft wieder.

„Es war Ihrer Schwester Hochzeittag, lieber Karl.

Julie hatte ihren Bräutigam an dem Hofe kennen gelernt, wo ihr Onkel Gesandter war; er war jüngerer Sohn einer Familie, welche lauter Lehngüter besaß, und hatte es nur mit der äußersten Mühe erlangt, daß er statt des geistlichen Standes, zu dem ihn sein Vater bestimmte, Kriegsdienste nehmen durfte. In einer von Seiten des Vermögens so ungünstigen Lage liebte er unsere Julie ohne Hoffnung, und doch unter tausend jugendlichen Entwürfen, als der Tod von zwei älteren Brüdern, die bei einer Lustfahrt im Wasser umkamen, ihn plötzlich reich und unabhängig machte. Die Hochzeit wurde in unserm Hause gefeiert. Julie war erst seit wenigen Tagen bei mir; aber ich hatte sie genug gesehen, um bitter zu bereuen, daß ich mir das Glück, mit diesem sanften, liebevollen Geschöpfe zu leben, entzogen hatte. Ich erstaunte über meine Verkehrtheit, ein fremdes Kind auferzogen und meines Mannes Tochter Fremden überlassen zu haben. Ich erröthete vor Scham, daß es der verhaßten Frau von Z. gelungen war, Julien so auszubilden, indeß ich aus Christinen — Mit dem Mismuthe über mich selbst, den ich bei diesen Vergleichungen empfand, verband sich ein wehmüthiges Gefühl bei dem Anblicke des Glückes der beiden Liebenden: sie hatten gelitten, gehofft, ertragen; nun waren sie vereint, sie durften lieben, sie konnten noch lange glücklich sein — sie waren jung.

„In dieser Stimmung hatte ich Julien an ihrem Hochzeittage geschmückt. Mit zärtlichen, ja reuigen Thränen sagte ich ihr, daß ich kein Recht als Mutter hätte, ihr Lehren zu geben für ihr künftiges Glück, denn

ich wäre nie Mutter gewesen; daß ich kein Recht hätte, als Gattin — Meine Empfindung hatte mich überrascht; denn ich kannte das Glück der Liebe nie, wollte ich sagen, aber Julie schlug erröthend ihre Arme um mich und sagte etwas mir damals Unverständliches, äußerst Zartes und Liebreiches, worüber ich erst späterhin Licht erhielt, wie ich erfuhr, daß man mich als Gattin des Herrn von Helm viel härter beurtheilt hatte, als ich es verdiente.

„Für Julien und ihren Geliebten, die nichts als glücklich waren, ging das Ernste der heutigen Feierlichkeit verloren; mich erinnerte sie an jene, die vor so vielen Jahren meine Ansprüche auf ein Glück, das ich jetzt erst kennen lernte, durchstrichen hatte. K. bemerkte meine Rührung, meine Weichheit; er benutzte die Betäubung vom gesellschaftlichen Geräusch, die Spannung von dem Zwang, den die Nothwendigkeit, sich zu beobachten, auflegt, den Ausdruck, der so leicht in halb verständliche, vor Zeugen gesprochene Worte kommt, das Anziehende einzelner, unbeobachteter Augenblicke: mein Herz gerieth in den schmerzlichsten Aufruhr; daß ich ihn in das tiefe Gefühl meiner verfehlten Bestimmung blicken ließ, galt für ihn dem Geständniß der zärtlichsten Gegenliebe gleich. Ich konnte nicht länger unter Menschen sein und floh in mein Zimmer. Der Ball war nach der Abendmahlzeit wiedereröffnet worden; ich glaubte mich allein, ging in der heftigsten Bewegung auf und ab, als K. unangemeldet hereintrat.

„Du bist ein sittsames, weichfühlendes Weib, Gertrude; du denkst und empfindest männlich, mein Sohn,

und Ihr ſchaudert vor der Infamie, ein vertrauendes Weib betrügen zu wollen. Denkt Euch mein Entſetzen, als K. meine Bitte, mich jetzt zu verlaſſen, mir mit Muth beizuſtehen, damit kein Rauſch der Leidenſchaft jedes Band zwiſchen uns zerriſſe, mit einem Ungeſtüm beantwortete, der mir mit Blitzesſchnelle entdeckte, aus welchem ſchimpflichen Geſichtspunkt er mein ganzes Betragen beurtheilte, welche Abſicht das ſeinige leitete.

„Meine erſte Bewegung war Verzweiflung, betrogen und beſchimpft zu ſein; ſogleich aber hob ſich mein Stolz — ich befahl ihm, mich zu laſſen, und ſtrebte mit meinem Arm, den er hielt, nach der Schelle über dem Kamin. Er ſah meine Bewegungen halb mit Erſtaunen, halb mit Spott und ließ mich betroffen los, da ich die Schelle wirklich ergriff und heftig klingelte. Meine Kammerfrau ſtürzte erſchrocken herein; ich ſagte ihr trocken, Herr von K. befinde ſich nicht wohl und wünſche eine Sänfte, um ſich nach Hauſe zu begeben; ich machte ihm eine Verbeugung und taumelte — denn mein Herz brach — aus dem Zimmer.

„Ich ſah ihn nie wieder; aber jeder Tag belehrte mich durch Erinnerung mehr und mehr, wie ſehr mich Leidenſchaft verblendet hatte — Leidenſchaft! Mich, das verblühende Weib, die Gattin eines Greiſes! An dem Tage, wo ich ſeine Tochter zum Altar führte, hatte ich durch meine Schuld in ſolcher Gefahr geſtanden!

„Mit jedem Tage durchbohrte mich die Erkenntniß neuer Fäden des Gewebes, in welches er mich verſtrickt hatte; freie Grundſätze, verführeriſche Lecture, künſtliche Zurückhaltung — nur ein Wunder hatte mich vor dem

Elend verwahrt, durch meinen Fall Dem unterthan zu werden, den ich, früher oder später, immer verachtet hätte.

„Ein Wunder dünkte es mich damals, zu meiner gerechten Strafe. Jetzt darf ich es ohne Unbescheidenheit denken, der Augenblick mußte immer erscheinen, wo wir Beide erfuhren, das wir uns geirrt hatten.

„Mein Wohnort war mir unerträglich, meine Gesundheit litt durch die Stürme in mir; ich nahm des Arztes Rath, nach dem * * er Bade zu reisen, willig an. Ich konnte es in dem Geräusch, das mich hier umgab, nicht aushalten und zog mich nach den ersten acht Tagen von allen gesellschaftlichen Zirkeln zurück, um allein auf meinem Zimmer zu bleiben.

„Einst wurde ich des Nachts durch einen ungewöhnlichen Lärm in einer anstoßenden Wohnung aufgeweckt. Ich erkundigte mich, was es gäbe; ich hörte, eine französische Dame, die erst den vorigen Abend spät angekommen wäre, hätte einen heftigen Blutsturz bekommen und ränge mit dem Tode. Ich vernahm deutlich in den stillern Augenblicken das Schluchzen und die schmerzlichen Ausrufungen einer, wie mir schien, weiblichen Stimme. Das Mitleiden trieb mich aus dem Bette; es fiel mir ein, daß die Leute, von lauter Deutschen umgeben, Mühe haben könnten, sich verständlich zu machen, und ich entschloß mich, zu meiner unglücklichen Nachbarin hinüberzugehen.

„Ich fand eine ältliche Frau in der traurigsten Erschöpfung auf ihrem Bette; ihre Bedienten waren wirklich in der größten Verlegenheit, mit den Hausleuten fertig zu werden. Ich trat leise an das Bett und

sagte zu der Kranken in ihrer Mutterſprache, ich ſei ihre Nachbarin und wünſche ihr dienen zu können. Sie ſchlug ein paar ſchöne, nun erloſchene Augen auf und bewegte lebhaft ihre vorher matt hingeſtreckten Arme gegen ihren Sohn. Dieſer war es, deſſen Stimme ich für eine weibliche gehalten hatte; er richtete ſich bei meinen Worten raſch auf und rief mir mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu: O Gott, retten Sie meine Mutter! — Der junge Menſch wäre mir von dieſem erſten Anblick unvergeßlich geworden: ein feines, ſchwarzes Haar, das eine blendend weiße Stirn bedeckte, ein ovales Geſicht, worin Schwärmerei und Muthwille ſtritten, eine Geſtalt, die für ſiebzehn Jahre zu zart und doch kein Alter bezeichnete. Ich ſagte ihm einige tröſtende Worte. Eine bejahrte Kammerfrau und ein noch älterer Bedienter wußten ihre dankbare Freude, ſich Jemanden verſtändlich machen zu können, nicht genug auszudrücken; ich ging ihnen in Wartung der Kranken zur Hand; allein unſre Sorgfalt war vergeblich, gegen den Morgen kam ein neuer Anfall, und die Kranke erſtickte in meinen Armen.

„Den Augenblick vorher hatte ſie in convulſiviſcher Angſt mit einer Hand eine der meinigen an ſich geriſſen und mit der andern ihren Sohn gefaßt. Ich war unendlich erſchüttert. Der Schmerz des jungen Menſchen hatte die ganze Heftigkeit bisher glücklicher Jugend, die überzeugt iſt, ſchrecklicher könne kein Schickſal ſein als das ihre; zugleich kämpfte er gegen ſeinen Schmerz mit einer Anſtrengung des Willens, die weit über ſeine Jahre ging.

„Die Bedienten sagten mir, ihre Herrschaft sei aus Lothringen gewesen, sie habe einen berühmten deutschen Arzt über ihre Gesundheit zu Rathe gezogen und auf seine Weisung dieses Bad besucht, wo der Vater des jungen Chevaliers in wenigen Tagen auch eintreffen werde, um ihn von da nach *** zu bringen; der Vater liebe Deutschland und sei darum Willens, seinen Sohn auf einer deutschen Universität seine Studien vollenden zu lassen.

„Es wurde beschlossen, den Marquis, der unterwegs sein mußte, hier zu erwarten. Unterdessen verließ mich der Chevalier keinen Augenblick; die Sonderbarkeit unsrer ersten Zusammenkunft hatte uns des Bekanntschaftmachens überhoben. Als Zeugin des Todes seiner Mutter war ich gleichsam in einen Theil ihrer Rechte getreten: nur ich hatte sie gesehen, nur mit mir konnte er von ihr reden. Er hatte sie unendlich geliebt; sie war durch fortwährende Kränklichkeit in den Stand gesetzt worden, ihrem Hang zum häuslichen Leben zu folgen, und erfreute sich ihrer ununterbrochenen Sorgfalt für die Erziehung ihres Sohnes um so mehr, als sie einen Gehülfen gefunden hatte, der allen ihren Wünschen entsprach. Dieser war vor wenigen Monaten gestorben; sein Tod hatte den Entschluß der Ältern bestimmt, den Chevalier bis zu seinem Eintritt in die Welt in Deutschland leben zu lassen.

„Der Anstand erlaubte dem Chevalier nicht, Gesellschaft zu sehen; meine Stimmung verleitete sie mir, und nichts konnte mich auf eine angenehmere, schmei-

chelhaftere Weise beschäftigen, als die Anhänglichkeit dieses sonderbaren kindlichen Jünglings.

„Ich weiß nicht, wie seine Führer die unschuldige Naivetät neben der Heftigkeit von Gefühl, in einem Alter, wo die Sinne ungestüm erwachten, hatten leiten wollen. In der Folge unsers Umgangs erkannte ich mit Erstaunen, welche richtige Begriffe von Recht, die er sich selbst immer nur als Gesetze der Ehre vorstellte, ihn in seiner raschen Handlungsweise stets begleiteten.

„Sein Vater kam endlich an, ein Weltmann, der über den Tod seiner Gemahlin nicht sehr betroffen war, dafür aber meine Theilnahme für seinen Sohn mit etwas zweideutiger Beflissenheit erkannte und durch ein feines Lächeln mein Herz schmerzhaft schlagen machte, als der Chevalier, mit dem Ausdruck der süßesten Schmeichelei gegen mich und mit wirklicher Heftigkeit gegen seinen Vater, dessen galante Dankbarkeit ihn entrüstete, zu ihm sagte, er nähme es auf sich, seiner schönen Mutter — so nannte er mich — selbst abzutragen, was sie um ihn verdient hätte.

„Der Marquis ergötzte sich sehr an dem lebhaften Jüngling; er besprach sich mit mir über seines Sohnes Aufenthalt in Deutschland, und da ihm nur daran lag, ihn an einen Ort zu bringen, wo er ihn Bekannten empfehlen könnte, so willigte er gern in die Bitten seines Sohnes, der, anstatt nach *** zu gehen, mich nach unsrer Residenz zu begleiten wünschte. Ich meinerseits konnte ihm versprechen, daß mein Gemahl väterlich für den jungen Menschen sorgen würde. Der Chevalier war außer sich vor Freude; er küßte meine

Hände, rief tausend Mal, nun sei er wieder unter den Augen seiner Mutter — Wollen Sie aber auch ganz meine Mutter sein? fragte er; werde ich Ihnen Alles sagen, Alles von Ihnen bitten dürfen? — Ich streichelte lächelnd dem kindischen Schwätzer die Stirn; er hielt meine Hand an seinen Mund, und von seinen Augen fiel eine Thräne auf sie herab.

„Mein Zögling kam wenige Tage nach mir in der Residenz an. Er fand sich durch die Bemühungen des Herrn von Helm, der meiner Theilnahme an dem jungen Menschen auf das gütigste zur Hand gegangen war, gleich völlig eingerichtet. Er entzückte jede Gesellschaft durch seine Schönheit, seine Alles vor sich hinreißende Lebhaftigkeit; er interessirte alle Männer durch seine Lernbegierde; mir schuf er eine neue Welt in meinem Herzen durch seine schwärmende, kindische, herrschsüchtige Anhänglichkeit.

„Beschriebe ich sein Betragen, so würde Niemand begreifen, wie es nicht hätte befremden müssen, und Niemanden, der es sah, fiel der Gedanke ein, warum man dieses Kind — denn ihn ein Kind zu nennen war die Aushülfe aller Derer, die nicht Muth hatten, sich über seine Unarten zu ärgern — dieses Kind so duldete.

„Er schwatzte mit mir das thörichtste Zeug, plagte mich, machte mich ungeduldig, bis ich ernsthaft sagte: Chevalier, Sie misbrauchen meine Nachsicht; dann wandte er sich gegen Herrn von Helm: O mein Herr, rief er, Ihnen dürfte sie das nicht sagen! Nie durfte sie es Ihnen sagen, und Sie machten sie noch nie un-

geduldig — ich möchte so vernünftig sein als Sie, so alt als Sie, damit ich nur meiner schönen Mutter Zorn nie mehr zu fürchten hätte. Herr von Helm lachte zu gutherzig; ich erröthete vielleicht mehr, als ich um des Chevaliers willen hätte thun sollen, denn in seinem Geschwätz war mehr Instinct als Schelmerei.

„Ich fühlte indessen bald, daß in des jungen Menschen Betragen eine Leidenschaftlichkeit kam, die mich in Verlegenheit setzte. Ich sah mich — und hier war nicht Verführung, nicht Falschheit — ich sah mich geliebt über Alles, mit allen Kräften einer Feuerseele geliebt, die nichts hoffte und nichts fürchtete, keinen Zweck, keine Absicht hatte, unwillkürlich brannte, und für mich brannte.

„Nur in einem Bilde kann ich meine Stimmung beschreiben. Es war die Wirkung der unverhofft belebenden Sonne in Oktobertagen; sie vergoldet das sterbende Laub, lockt junge Blumen hervor, die sich, freundlich verwundert über ihr unerwartetes Dasein, dem Lichte öffnen; aber ehe ihr Kelch den warmen Stral aufnimmt, tödtet sie der kalte Nachtreif.

„Der Chevalier wurde plötzlich tiefsinnig, ernst, weich. Diese Erscheinung war mir unbegreiflich: ich zitterte für seine Gesundheit, für seine Sittlichkeit. Anfangs suchte ich ihn aufzuheitern; er erkannte es mit der lebhaftesten Zärtlichkeit, ging auf Augenblicke in ausgelassenen Muthwillen über, verließ mich dann plötzlich, um sogleich zurückzukehren und wieder in die vorige Laune zu fallen.

„In meiner Unruhe äußerte ich gegen Herrn von

Helm den Wunsch, über seine Gänge und Gesellschaften nähere Auskunft zu haben. Wir erfuhren, daß der Chevalier vor einiger Zeit einen Abend unter sehr übel berufenen Menschen zugebracht hatte, seitdem aber nicht wieder mit ihnen gesehen wurde, sondern allein blieb, oder auf dem Lande umherschwärmte. Diese Nachrichten hatten für mich etwas unaussprechlich Schmerzliches und Empörendes. Ich fühlte als Mutter meinen Sohn dem Laster hingegeben, als Weib ein Wesen, das mir so ganz angehörte, mir so schändlich entrissen; ich fühlte — mit Schamröthe, mit demüthigendem Schmerz fühlte das alternde Weib Eifersucht, Neid — Meine Vernunft zürnte über meine Phantasie, und ich zitterte vor des Jünglings Anblick.

„Doch siegte nach langem Kampfe mein besserer Geist. Unsere Verhältnisse, des jungen Menschen Lage, wie er gefehlt habe, was er fühlen mochte: das Alles stand hell vor mir, und meine Schwäche selbst zeigte mir den einzigen Weg, den ich hier zu gehen hatte. Bei seinem nächsten Besuch war der Chevalier launischer, heftiger als je. Ich redete ihm freundlich zu; ich bat ihn, in keinem Falle sein Vertrauen zu mir schwächen zu lassen, nie, auf welche Abwege er auch gerathen sein möchte, zu fürchten, daß mir irgend ein Geständniß weher thun könnte als die unerklärte Veränderung in seinem Charakter.

„Er setzte sich in unruhiger Zerstreuung neben mich. Wie er aber anfing ruhiger zu werden, sagte ich liebreich zu ihm: bin ich nicht ihre Mutter? muß ich nicht an meinem Sohne Theil nehmen, wie er sich mir auch

zeige? — Er ließ mich kaum ausreden und rief, heftig aufspringend: Nein, nein! Nicht diesen Namen, diesen theuern Namen, den ich nicht hassen möchte —

„Ich sah ihn voll Entsetzen an. Ich fühlte nur das undankbar Harte seiner Worte; wirklich ich fühlte jetzt nur mütterlich. — Louis! rief ich durchdrungen, mit einem Strom von Thränen, als er vor mir niederstürzte, unter Schluchzen, mit Zittern, mit der Furchtsamkeit und der Glut erster Jugend mir ein Geständniß that, vor dem ich zitterte, das ich erwartete, und zu dessen Empfang ich darum nicht gefaßter war.

„Ich suchte den Gesichtspunkt, aus welchem ich den Vorfall betrachten, nehmen sollte; aber ich konnte die beiden Bilder: diesen Jüngling in der Gesellschaft, die er vor einigen Tagen besucht hatte, und nun liebend zu meinen Füßen, nicht neben einander ertragen; mein Gefühl empörte sich immer heftiger. Sie haben Recht, Chevalier, sagte ich endlich, indem ich kalt vor ihm hintrat: nicht mehr Mutter! Der unglückliche Jüngling, der das Gefühl der Schande so verlor, den Hauptmann von O. auf seinen Gelagen zu begleiten, der die Freundin so beleidig[illegible] die ihm seine Mutter auf dem Todtenbette gegeben hatte, kann und soll mir diesen Namen nicht mehr geben.

„Er erhob sich und sagte ruhig: Gefühl der Schande verloren? — Er sch[illegible]achzudenken. Ich war mit dem Hauptmann, meine Mutter, sagte er; ich ging aus Thorheit mit [illegible] ich kam rein von seinem Gelage zurück, rein [illegible] ein Kind — wie ein Gimpel,

meine gütige, ungerechte Mutter! setzte der junge Thor hinzu; mich ekelte jene Gesellschaft an, denn ich liebe Sie, ich bete Sie an —

„Ich war nun gefaßt; ich erinnerte mich, wie ich alle die Kindereien vor diesem Auftritt angesehen hatte, und ich fing ein freundliches Gespräch an, worin ich ihn selbst zu bereden suchte, der jetzige Vorfall sei eine Verirrung seiner Einbildungskraft, die er leicht wieder auf den rechten Weg lenken würde.

„Meine Bemühungen gelangen nur halb; es folgte noch mancher Augenblick, wo mir das Gefühl, daß nur Vernunft, die kälteste Vernunft mich leiten dürfte, daß ich über Louis' Leidenschaft nur lächeln dürfte, schwer und bitter ankam. Nach mehren Monaten — denn über diese Vorfälle war der Chevalier nahe an ein Jahr bei uns — ward sein Betragen ruhiger; er war nicht mehr stürmisch und ungleich, er nannte mich wieder seine Mutter, aber nicht mehr seine schöne Mutter; er war weniger muthwillig, gegen mich ehrerbietiger, achtsamer gegen Herrn von Helm; ich genoß seufzend die Freude, den tändelnden Knaben zum Mann werden zu sehen.

„Während der Winterlustbarkeiten begleitete mich der Chevalier, so oft ich ausging, so oft er allein in einer Gesellschaft gewesen war, erzählte er mir am andern Morgen mit all' seinem Leben und Leichtsinn die Geschichte des verflossenen Abends. Ein hartnäckiges Schnupfenfieber hatte mich aber eine Zeitlang zu Hause gehalten; anfangs wollte der Chevalier darum auch aus unsern gewöhnlichen Zirkeln wegbleiben; ich beredete ihn aber, sie nach wie vor zu besuchen, und an einem

Morgen kam er glühend, freudetrunken, bezaubert von der Anmuth und den Reizen der Fräulein von B.; die den Abend vorher zum ersten Mal auf dem Ball erschienen war, zu mir.

„Ich erschrak über mich selbst, als mir die Entdeckung, daß der Chevalier nun wirklich lieben würde, wie ein Dolch durch das Herz fuhr. Doch faßte ich mich, ließ ihn reden, ließ ihn in den folgenden Tagen alle Wechsel von Glück und Unglück, die einen jungen Liebhaber treffen können, vor meinen Augen durchgehen; ich wurde es gewohnt, seine Vertraute zu sein, und ich fing an, meinem Sohne zu rathen, ihn zu belächeln oder zu bedauern, wenn er mit der Sitte haderte, die ihn zwang, trotz seiner französischen Zuversicht etwas deutsche Behutsamkeit in seine Leidenschaft zu bringen.

„Seit ich seine Liebe kannte, hatte ich mich nicht überwinden können, unsere Gesellschaften wieder zu besuchen. Jetzt fühlte ich, daß ich diese Schwachheit mit unerbittlicher Strenge aus meinem Herzen reißen müßte. Ich überzeugte mich bald, daß Auguste von B. der ernstlichen Huldigung des Chevaliers nicht werth war. Es schmerzte mich, und ich lächelte darüber. Die arme an Mutterstatt Angenommene kämpfte unter den Menschen mit bitterer Laune und weinte insgeheim Thränen so heiß als im achtzehnten Jahre —

„Damals wüthete der amerikanische Krieg. Es ging die Rede, der König von Frankreich würde den Insurgenten mit Truppen beistehen. Der Chevalier sagte, wenn das geschähe, so müßte die Sache der Rebellen die gerechte sein, denn seine Landsleute würden

ihr unfehlbar den Sieg verschaffen. Man zog ihn auf, fragte ihn, ob er sich mit einschiffen wollte; er beantwortete den Scherz mit der phantastischen Bravour, die im Munde seiner Landsleute außerhalb des Schlachtfeldes oft zweideutig klingen kann.

„Eines Abends trat er zu einer ungewöhnlichen Zeit in mein Zimmer. Er hatte Papiere in der Hand, seine Augen funkelten. Meine zärtliche, meine gütige Freundin, rief er, lieben Sie Ihren Louis! Vergessen Sie ihn nie — in zwei Tagen reise ich nach Brest ab, mein Vater hat mir eine Stelle unter den Truppen verschafft, die sich dort einschiffen.

„Ach, jetzt sah ich nur meinen Sohn in ihm! Vor mir stand die blasse, schon leblose Gestalt seiner Mutter, wie sie den weinenden Jüngling auf mich anwies. Schnell drängten sich die zwei seitdem verflossenen Jahre in meiner Vorstellung zusammen. Nun schied er von mir, so ganz verändert, so viel liebenswürdiger, so viel reifer zu tausendfacher Gefahr. Ich ließ meinen Thränen freien Lauf. Ihn hatte seine jugendliche Phantasie schon ganz zum Helden umgeschaffen. Und Auguste? fragte ich endlich, lächelnd unter meinem Schmerze, um sein heroisches Geschwätz zu unterbrechen. — Auguste! rief er, hielt inne; Thränen drangen aus seinen Augen, er beugte sich über meine Hand: O meine Mutter, indem ich freudig meine Laufbahn antrete, fühle ich nur den Schmerz, Sie zu verlassen; gegen diesen ist alles Andere Thorheit, Posse! Meine Lorbern lege ich einst meiner Mutter zu Füßen, oder — falle ich in dem

Kampfe, so werden diese gütigen Augen allein um mich weinen.

„Und so war es auch!

„Der liebenswürdige Thor eilte nach Brest. Ehe der Krieg beendigt war, erhielt ich diesen Brief in französischer Sprache von einer unbekannten Hand:

„Am 17. August 1782 früh um acht Uhr rückten unsere Truppen aus. Der Kampf war hitzig, der Sieg blieb unser; unter vielen tapfern Männern fiel der Chevalier de ***, der acht Tage vorher von unserm braven General auf dem Schlachtfelde zum Capitain ernannt worden war. Er starb zwei Stunden nach dem Gefechte. Vor seinem Tode befahl er mir, den obigen Zeilen, die er mit schon starrer Hand geschrieben hatte, diese Nachricht hinzuzusetzen. — Labourdaie, Feldchirurgus.“

„Oben stand von des Chevaliers Hand, fast unleserlich:

„Adieu, meine geliebteste Mutter. Ihr Louis.

„Er hatte mehr schreiben wollen — stirbt, vermuthlich, wie ein noch angefangener Buchstabe zeigte.

„Ihr werdet nun begreifen, warum ich nicht mehr mündlich erzählen wollte. Nach dem dreißigsten Jahre sind die Leidenschaften nicht mehr Spiel, nicht mehr Sommergewitter, nach welchem der Himmel schöner lacht. Sie sind Orkane im Spätjahre, schütteln gewaltig die letzten Blätter von den Zweigen, zerschlagen die letzten Blumen, und die gebleichte Sonne kämpft fortan vergebens, der erstarrenden Natur aufzuhelfen.

„Wie Sie zurückkamen, mein guter Karl, beweinte ich meine Jugend, mein unnütz verflossenes Leben, meinen Gatten, dem ich vielleicht Alles war, was er verlangte, bedurfte, ohne daß ich es fühlte, ohne daß es mich befriedigte, der mich so wenig verstanden hatte, mir so wenig sein wollte oder konnte; nur die sterbende Hand jenes guten, heroischen Schwärmers hatte mir das einzige Zeugniß hinterlassen, daß mein Dasein nicht ganz ohne Werth für Andere gewesen war.

„War es Plan bei Ihnen, mich nach und nach in das thätige Leben zu ziehen? Verdankte ich die theilnehmende Güte, mit der Sie mich aufzuheitern suchten, die bescheidene Achtung, mit welcher Sie meinen Rath und Beistand verlangten, nur dem Mitleiden, das Ihnen meine gehaltlose Existenz einflößte?

„Mit Sehnsucht hatte ich in Ihnen einem Wesen entgegengesehen, an dem ich meine Schuld gegen Natur und Gefühl, die beide mein leeres, egoistisches Leben verdammten, abtragen könnte, ohne mein ewig seiner Jahre vergessendes Herz von Neuem in Gefahr zu bringen. Aber auch mit reuiger Scham hatte ich Sie empfangen: ich fühlte, Karl, daß ich es war, die Sie in zarter Jugend in die Welt hinausgetrieben, daß um meinetwillen nicht väterliche Sorgfalt, nicht mütterliche Liebe Sie erzogen hatten, sondern „die Zeit und das ewige Schicksal."

„Wie Sie nun kamen! Wie ich, da Sie mich zum ersten Male als Mutter begrüßten, zum ersten Male ohne schwankende Bitterkeit daran dachte, daß die Jahre der Jugend dahinwären; wie Jeder, der Sie

sah, mir zu solch einem Sohne Glück wünschte; wie ich bald mich zu jung fühlte, weil ich, Ihre wahre Mutter zu sein, nicht alt genug war, und Sie mir jedes nähere Band des Herzens theuer machten; wie Sie Ihre Gertrude liebten und ich Ihre Vertraute ward —

„Mein Sohn, da lernte ich meine Bestimmung erkennen. Das gefährliche Spiel des Gefühls, als der arme, schwärmende Chevalier mich Mutter nannte, und das sanfte Bewußtsein, womit ich von Ihnen diese liebe Benennung empfing — oft stellte ich diese beiden Empfindungen zusammen; Schamröthe und Dank gegen Sie wechselten bei mir ab: aber je mehr ich Sie sah, je mehr ich erkannte, daß ich Ihnen werth, nützlich war, desto heiterer blickte ich in die Zukunft, und die Wolken meiner Vergangenheit klärten sich mir auf. Noch mehr ward ihr finsterer Eindruck verwischt, als Feldberg zurückkam; seine Empfindung für mich schien in der langen Reihe von Jahren nur entwickelt, gereift worden zu sein, seine Freundschaft knüpfte den Zeitpunkt meiner sorglosen Jugend an meine jetzige, nun nicht mehr verlorne Existenz — —"

Karl las noch, als Frau von Helm plötzlich neben ihm stand; sie hielt ihren Enkel auf dem Arme, haschte ihrem Sohne die Blätter aus der Hand und rief mit heiterer Rührung: „Genug, und schon mehr als genug! Ich wollte Eures und meines Gefühles schonen, indem ich Euch

meine Leiden und Irrthümer in diesen Blättern erzählte; mein Glück, nützlich zu sein, wo ich es darf und muß, leset Ihr in meinen Augen, hört es von meinem Munde — —"

Karl war aufgesprungen und hielt seiner Mutter Hand in der seinen; Gertrude umfaßte sie mit inniger Zärtlichkeit — Feldberg, auf dessen Gesicht während des Lesens Ernst, Rührung, Nachdenken abgewechselt hatten, unterbrach jetzt Amalien — „Amalie," rief er „knüpfte ich die Tage Ihrer ersten Jugend an den gegenwärtigen Zeitpunkt — o so lassen Sie uns den Irrthum des Schicksals, das in dem trüben Zwischenraume uns trennte, wieder gut machen! Einst, Amalie, hoffte ich, Ihnen das Glück meiner früheren Jahre verdanken zu dürfen — schenken Sie meinem Alter die Seligkeit, die mir ein Leben noch wünschenswerth machen kann, das noch nie durch Gegenliebe verschönt wurde —"

Er hatte bittend ihre Hand ergriffen. „Feldberg," sagte sie, — „wollen Sie mich wieder aus dem Hafen treiben, wo dies Herz allein Ruhe findet? Kommen Sie in diesen Kreis" — sie zog ihn zu sich, vereinigte ihres Sohnes Hand mit der seinen, drückte Beide an ihre Brust, schlang ihren einen Arm um Gertruden und ihr Kind, und unter Thränen der freudigsten Rührung fuhr sie fort — „So — Freund, Bruder, Sohn! — so in Eurer Mitte, kann dies weiche, liebende, unweise Herz ohne Furcht das Alter herannahen lassen — die Jahre werden mein Haar bleichen, aber Eure Liebe gibt mir eine bessere, eine ewige Jugend zurück.

IV.

Heidenbekehrung.

Kaiſer Julianus war im Perſerkriege gefallen; das römiſche Heer zog ſich nach ſchimpflichen Verträgen nach Kleinaſien zurück, Jovian gebrauchte das Scepter, um das Kreuz zu erhöhen, und die Römer betrauerten nicht nur die Schmach ihres Kriegsruhmes, ſondern auch den Sturz ihrer Altäre. Mutius Sextilius, aus einer der edelſten Familien in Ravenna, hatte unter dem Kaiſer Julian in Gallien gedient, er hatte ſeine Liebe, er hatte ſein Vertrauen beſeſſen; in ihm hatte ein langes Leben die traurige Überzeugung entwickelt, daß der Einſturz des Alten herbeiſchreite. Aber es ſtand noch ſo erhaben da in ſeinem Ruin, daß nicht die Feinde Roms ihn beſorgt machten, ſondern die Ausartung der Römer. Selbſt an des großen Konſtantin's Hofe hatte er nie glauben können, daß die Prieſter der finſtern Lehre aus Syrien es wären, die das Schickſal berufen hätte, den heitern Dienſt der olympiſchen Götter zu vertilgen. Auch auf dem Zuge nach dem Orient blieb Mutius an des Kaiſers Seite, und indeß dieſer in Antiochien weilte, begab er ſich auf ein kleines Gut, das Julius Sextilius, ſein Sohn, in den Thä-

lern des tauriſchen Gebirges bewohnte. Julius hatte ſchon als zarter Jüngling unter Conſtantius in Kleinaſien gefochten; eine ſchwere Wunde hielt ihn zufällig in dieſer Gegend zurück. Der Gutsherr, der ihn zur Pflege aufgenommen hatte, gab ihm ſeine einzige Tochter zum Weibe, und durch ſeinen Tod zum Beſitze ſeiner Güter gelangt, lebte er ſeit einigen Jahren als friedlicher Landmann. Mutius rief ihn auf, ſeinem Kaiſer zu folgen; von römiſchem Geiſte belebt, ſah ſein Weib ihn dahinziehen und wiederholte ihren Söhnen ſeine Abſchiedsworte: werdet des Römernamens werth. Mit finſterer Ahnung im Buſen folgte Mutius dem Kaiſer in die Ebenen von Kteſiphon nach. Oft wenn die Sonne die hohen Adler mit ihrem letzten Strale vergoldete, und die Cohorten, müde vom Tageswege, in gebrochenen Reihen ſtillſchweigend daherzogen, däuchte ihm, als wandle ein unermeßliches Todtengepränge dem dunkelnden Orient zu. Und ſeine Ahnung traf ein. Furchtbar hallten am Tage der Schlacht die Worte der großen Huldigung, mit denen der Kaiſer dahinſank, in ſein Ohr. Den Nazaräer kannte Mutius nicht, aber mit einem großen Theile des römiſchen Heeres gab er ſeinen Anhängern die That ſchuld. Wie nun aber auch Julius, ſein Sohn, den blutenden Kaiſer aus der Schlacht tragend, von einem Pfeile erreicht ward, fühlte er zum Fechten keine Kraft mehr, nur zum Haſſen, und eilte von Julian's Grabmal, bis wohin er ſeinen Heerhaufen begleitet, dem einſamen Landgute ſeiner Sohnestochter zu. Dein Gatte iſt als ein Römer gefallen, war Alles, was er der Hinterlaſſenen ſagte; euer

Vater ist als ein Römer gefallen, wiederholte er seinen Enkeln — und diese Worte mußten Kraft haben, denn die Witwe gebot ihren Thränen, und die Knaben erstickten ihr Jammergeschrei, ihre lockigen Häupter in fester Umarmung Einer an des Andern Busen verbergend.

Jovian starb unwürdig, wie er gelebt; sein Nachfolger hielt Roms Verderben nicht auf, und Mutius ward vergessen in den Stürmen der Zeit. Abadea, das Landgut, das er mit seinen Enkeln bewohnte, lag in einem entlegenen Theile des tauriſchen Gebirges. Von einem klaren Strome durchflossen, gegen Norden von Bergen geschützt, von östlichen Lüften gekühlt, schenkte es alle Bedürfnisse des Lebens im Schooße der schönsten Natur, und dessen Üppigkeit zu entfernen war Mutius ernstlich bemüht. In allen Zeiten waren Gebirge die Zuflucht des Alten, und in der Entfernung vom Herrscherſitze verfließen die Wogen der Willkür in unmerklichen Wellen. So kam es denn, daß die kleine Römerpflanzstadt von Abadea der Nachbarschaft wenig bedurfte, und bald mußte sie ganz derselben entbehren, denn von den Ufern des Kalykadnus bis zu denen des Cydnus wütheten Verfolgung und Greuel. Nicht Feinde, nicht Barbaren brachten sie dahin, sondern die Christen, so sich nach Arrianus nannten, die Kaiser Valens zur Herrschaft erhob, drangen den andern Christen, die sich die Älteren nannten, ihre Wahrheiten mit dem Schwerte auf. Abadea entging in seinem Felsenthale der Bekehrung, aber Mutius sagte zu seinen Enkeln mit grimmiger Kälte: das sind Nachopfer für die Manen eures

Vaters. Eines Tages durften Primus und Prosperus mit ihrem Großvater auf die Jagd gehen; der Alte führte sie durch verschlungene Felspfade zu sanftern Hügeln des Vorgebirges, wo sie im lichtern Gehölze Gelegenheit fanden, ihre leichten Bogen am kleinen Wilde zu üben. Ein treuer Sklave blieb ihr Gefährte, indeß Mutius, auf einer vorragenden Klippe ruhend, das Haupt auf den Jagdspeer gestützt, trüben Blickes hinabsah in die verwüstete Ebene. Er gedachte der Zukunft seiner Enkel, für die das Thal von Abadea zu klein war, und für die er in der ganzen römischen Welt keinen Fleck mehr kannte, in dem nicht Verderbniß ohne Größe und Grausamkeit ohne Muth die Oberhand hielt. Da drang eine Stimme zu ihm, die ängstlich rief: Anna! Theodorus! gen Westen! gen Westen! und plötzlich trat ein Greis um den Felsenvorsprung, der bei seinem Anblicke erschrocken zurückfuhr, dann aber, gefaßter herantretend, seine Knie vor ihm beugte und sprach: Herr! ich und meine Kinder sind in Deiner Hand; ich bin eins der entflohenen Opfer von den Ufern des Kalykadnus. Schon vierzig Tage lang verberge ich mich mit meinen Enkeln in den Wäldern des Taurus, Hungertod droht uns, bei Dir finden wir vielleicht Schutz, wenn Du ein menschliches Herz hast. Mutius sprach: meine Laren werden Dich schützen, wenn Du Dich in Frieden ihnen nahst. Wo sind Deine Enkel? — Ach, sie gingen Beeren und Wurzeln zu suchen; die Angst um sie, die nicht wiederkehrten, trieb mich aus dem Dickicht, und meine Stimme ist zum Rufen zu schwach. — Kinder, gen Westen! rief

Mutius mit ehernem Tone, und bald hörte er Primus Stimme, die, gen Westen! zurückrief. Und bald sah er seine Enkel, die einige zur Bahre verschlungene Äste tragen halfen, sie Beide zu Füßen, der Sklave, ihr Begleiter, zum Haupte, und darauf lag ein Mägdlein in Kinderjahren, eine Engelgestalt, vom Elend verklärt, und ein fremder Knabe, älter als Primus, aber blaß und abgezehrt, ging, der Schwester Hand haltend, neben der Bahre einher. Jetzt erblickte er den Greis und leitete ihr erloschnes Auge auf den tröstenden Anblick, wie eben Mutius dem Alten einen Becher mit Wein bot. Unendliche Wehmuth sprach aus dem Antlitze des Greises; er ergriff hastig den Becher und eilte den nahenden Kindern entgegen. O, gib diesem Engel den Labetrunk, damit mir ihn Gott noch lasse hienieden! Der Wein rief das Mägdlein auch ins Leben zurück, und bald saß es mit dem Knaben auf dem Grasboden beim Mahle, und die beiden Alten ihnen gegenüber in ihrem Anschauen vertieft. Mutius' Blick folgte finster glühend den Bewegungen der Kinder, der Greis aber faltete seine Hände; sein Auge, das bald auf ihnen ruhte, bald emporschweifte zum Himmelsgezelt, lehrte, daß er sein Liebstes auf Erden mit etwas über den Wolken verbände. Anna saß matt an einen Baum gelehnt, und der zehnjährige Prosperus brachte ihr Speise und Blumen, bot ihr seinen Becher und wölbte die Zweige des Oleanders an ihrer Seite, um sie vor der Sonne zu schützen. Primus blickte wehmüthig in Theodorus' blasses Gesicht, hielt seine Hand, vergaß zu essen und reichte nur, sowie der neugefundene Gefährte eine

Bewegung machte, ihm Alles, was seine Wünsche befriedigen konnte, dar. Ahnherr, rief er plötzlich und hob Theodorus' Rechte mit seinen beiden Händen wie zu einem Bundesschwur empor, ich habe noch nie einen Freund gehabt — dann fehlten ihm die Worte, und wie der fremde Knabe jetzt an seine Brust sank, sprang er erschrocken auf, zog ihn mit empor und blieb, ihn fest umschlingend, stehen. Jetzt, nun der Fremde der Speise genossen und sich mit Trank erquickt hatte, erhob Mutius die Stimme und fragte: Wo fandet ihr die Kinder unsers Gastfreundes? Ahnherr, antwortete Primus und trat, Arm in Arm geschlungen, mit dem fremden Knaben vor die Alten; Ahnherr, wir hatten ungeschickt auf die flüchtigen Rehe geschossen, und weit abgelockt von diesen Klippen, ergriff uns der Durst. Da hörten wir eine Quelle im Gebüsche rauschen, schlichen ihr nach, und wie wir auf den kleinen Plan kamen, den sie benetzte, fanden wir diesen Knaben neben seiner Schwester, die unter Hunger und Schwäche erlag. Primus' Stimme ward lauter, weil sein Herz von Mitleiden brach; Theodorus aber zog den Arm von seines Freundes Nacken zurück, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, und ein leises Ächzen bewies seinen Schmerz. Annens Angesicht ward noch blässer bei der Erzählung ihres Elends, sodaß Prosperus mit bittenden Worten ihre Wange streichelte und ängstlich sich umsah, ob der Bruder nicht schwiege. Der aber hielt seine Wehmuth zurück und sprach weiter: des Mägdleins Haupt lag in dem hohen Grase wie ein zertrümmertes Götterbild, und der Arme beugte sich über die Quelle und wollte Wasser

schöpfen, der Verschmachtenden Lippen zu netzen, aber das Wasser lief durch die magern Finger seiner zitternden Hand, und sie brachte keine Labung ihr zu. — Hier verstummte er, von seiner eignen Erzählung überwältigt. Der fremde Greis, der still zugehört hatte, kaum athmend, damit er vor Jammer nicht aufschrie, und mit niedergesenkten Augen, deren Thränen der graue Bart eintrank, rief nun aus der Tiefe seines Herzens: Und da sendete der Allmächtige seinen Engel, um seine Kinder zu retten. Gebenedeit sei sein Name und unser Herz ihm geweiht. — Fort jetzt zur Heimath! rief Mutius mit zornigem Antlitz. Der Greis aber betete still, und die Kinder sahen sich liebend an, wie die Engel, die sie zu einander geführt hatten.

Die Sklaven mußten die Äste der Tragbahre, auf welche Anna gelegt ward, auf das bequemste verbinden, und Prosperus ging den ganzen Heimweg ihr voraus, zeigte den Trägern jede Stelle, die sie vermeiden sollten, und wenn ein Hinderniß eintrat, faßte er Annens Hand und blickte sie kühn und lächelnd an, um ihre Furcht zu zerstreuen.

Josephus war ein Landmann von den Ufern des Kalykadnus, da wo er, die nördlichen Gebirge verlassend, der Ebene zuströmt. Die rauhe Gegend dort, von Hirten und Fischern bewohnt, hatte von dem Pomp der heidnischen Tempel wenig gewußt; fromm ahneten sie bei den Erstlingsopfern ihrer Herden, bei den Reinigungen in den Wellen ihres Flusses ein höheres Wesen, das die Erde, die sie nährte, und ihr Herz, das ihm dankte, erschaffen hätte. Und wenn der Jahreswechsel,

stets wiederkehrend, Leben aus Tod schuf, und das Saatkorn, das sie hülflos dem Boden anvertrauten, immer wieder ihre Hoffnungen erfüllte, verstanden sie die dunkeln Bilder ihrer einfältigen Priester aus dem Beispiel der Natur. Da ward in dem ersten Menschenalter nach dem Tode des Gottmenschen ein Lehrer der syrischen Christen, der von Tarsus nach Tyana zu wandern auf dem Wege war, an den Ufern des Flusses von Räubern gemishandelt; eines Hirten Hund spürte seinem Blute nach; der Hirt, der ihn aufsuchte, fand ihn und verband seine Wunden. Der Lehrer genas und lehrte lieber den Hirten am Kalykadnus, als den Bürgern von Tyana. Seine Lehre aber war einfach, wie Christus selbst sie gelehrt, und da kein Anderer nach ihm das entlegene Thal besuchte, wußte auch nach dreihundert Jahren seine einsame Herde nichts von der Spaltung der Kirche. Wie nun Valens' Kriegsknechte aus der in Trümmern rauchenden Ebene zu ihnen herandrangen und ihnen die Natur der heiligen Drei durch den Brand ihrer Hütten, durch den Mord ihrer Brüder verkündigen wollten, meinten sie, die Heiden hätten im tollen Irrwahn ihren Gott des Verderbens mit dem Namen des Boten des Friedens benannt. Josephus sah seine Söhne bluten und seine Töchter, der Lust des Kriegers zu entgehen, sich in die Wellen des Stroms begraben und entfloh mit seinen Enkeln ins Gebirge. Nach vierzig Tagen des Elendes fand ihn Mutius, führte ihn nach Abadea und ward sein Wohlthäter. Eine Hütte gab er ihm und ein Feld, das er durch seine Sklaven ihm bebauen half. Theodorus fand bald

wieder Kräfte und Gesundheit, und trotz seiner jungen Jahre legte er Hand an die Arbeit, mit einem Muthe und einer Ausdauer, die Mutius mit Befremden erfüllte, denn er hatte den stillen Knaben für weibisch gehalten. Aber seinen Enkeln war des Fremden Fleiß nicht zum Vorwurf, sondern zum Sporn. Er und Primus wandelten immer beisammen, wie das Zwillingsgestirn; nur schien der Letztere feuriger zu blitzen, wie im Dunste der Erdnähe, indeß jener still strahlte wie am wolkenlosen Zenith. Nicht so wohlthätig war Mutius' gastfreie Aufnahme für Anna, das Mägdelein. Ihre zarte Blüte war vom Elende der Flucht zerknickt; wohl freute sie sich der Sonne, der Blumen, der Liebe von Allen, die sie umgab; wenn aber Theodorus und Primus Abends vom Felde kamen und erzählten, wie die Saat ihren Auen entkeimte, blickte sie sehnsuchtsvoll empor, und dem Sternenheer, wie es dem Himmel entsproßte, schien sie näher als jeder irdischen Saat. Prosperus ging nicht mit den Gefährten aufs Feld; er entschlüpfte dem Sklaven, der ihn beschäftigen sollte, um bei Anna zu sein. Dann half er Josephus bei den leichtern Arbeiten des Gartens. Anna saß daneben im Schatten der Bäume, und er brachte ihr jedes bunte Steinchen, das sein Grabscheit hervorwühlte, jede zierliche Pflanze, die er fand. Und wenn sie zu matt zum Spiel und zum Danke ihm ihre heißen Hände ließ, die er fragend gefaßt hatte, stieg Angst und Unruhe in seinem Gesicht auf, er ließ ihre Hände fahren, eilte in das Gebüsch, auf die Felder und drang wol in kindischer Heftigkeit verwüstend durchs Saatfeld. Wenn dann

Mutius ihn bei seiner Heimkehr mit harter Strafe empfing, schien er aus einem Traume zu erwachen und umfing weinend die Knie des Ahnherrn. Nur früh beim Erwachen war er sanft, dann ging er vor den andern Genossen des Hauses, um Weihrauch zu streuen, an den Altar der guten Göttin, der zunächst stand an der Pforte. Da sah ihn oft Mutius verstohlen knien und nahm daran wahr, daß der Christ seinem Knaben seine Götter nicht aufdrang. Mächtig mußten sie sein, diese Götter, denn sie hatten seinen Muth erhalten bei dem Morde seiner Kinder und hielten ihn aufrecht bei dem Dahinwelken des Mägdleins, bei dessen Verschmachten sein eignes Herz brach. Eines Abends sah er Prosperus von Josephus' Hütte herschleichen, große Blumengewinde im Arm und in die breiten Blätter der Althäa gewickelt eine Scheibe des reinsten Honigs. Er nahte sich der guten Göttin Altar, schmückte ihn mit den Kränzen, legte die Gabe darauf, sprengte sie mit dem lautern Wasser des Quells drei Mal gegen Aufgang und ein Mal gegen Niedergang und betete nach der Vorschrift des Bittopfers. Da trat Mutius zu ihm und fragte: Wem gilt dieses Gebet? — Anna, die ich bat mir die Kränze zu flechten. — Was erwartet sie von den Göttern, die ihr Vater verwirft? — Ihr Vater lächelte mit Thränen, als er sie sah diese Kränze flechten, und er sagte: bete nur, Prosperus, für Anna's Leben; der Allmächtige, der es in seiner Hand hält, hört Dich, auch an der guten Göttin Altar. — Da war es, als wenn Mutius' starker Brust ein Seufzer entstiege. Und wie die Nachtgleiche des Herbstes heran-

kam, glühten jeden Abend Anna's Wangen mit dem Himmel der sinkenden Sonne und jeden Morgen lag sie erstarrt in Schwäche wie die schlummernde Flur. Wie nun Mutius sie eines Tages nicht mehr sah im Schatten der Feigenbäume, ging er zu der Hütte, die er dem Fremdlinge erbaut hatte. Da lag sie tief athmend vor Schwäche auf dem reinlichen Lager; ihr Antlitz, weiß wie die Lilie der Bäche, ward von der glühenden Abendsonne gefärbt, und ihr Auge, das sich für die Erde schon verdunkelte, blickte ohne Zucken in den blendenden Stral. Prosperus kniete neben ihr und weinte unendlich. Josephus stand ihr zu Füßen mit festgefalteten Händen und bewachte das Kind. Da spielte ein leichtes Lächeln um ihre Lippen, sie reichte Prosperus eine Hand hin, ihre Augen glänzten wie die scheidende Sonne, und dann sanken sie zu. Sie schläft, sagte der Knabe getröstet und nahm seine Stellung behutsam, die Hand nicht zu erschüttern. Sie ging zu Gott, sprach Josephus und hob sein Antlitz gen Himmel.

Die nächste Nacht gab Mutius' bewegter Seele keine Ruhe. Er verließ vor Tage sein Lager, und wie er an einem kleinen Geklüft, von Cypressen umschattet, vorbeiging, fand er Josephus, der für Anna ein Grab grub. Mann, was stählte so furchtbar Dein Herz? fragte der römische Feldherr. — Daß sie dort meiner wartet, wo nichts mehr uns scheidet, sie und die Erschlagnen an den Ufern des Kalykadnus. — Hast Du denn einen Lehrer gehabt, weiser als der göttliche Plato, daß Du überzeugt bist von Dem, was unsrer Weisen höchstes Wissen nur ahnt? — Bescheiden blickte der Greis zu

ihm auf: Uns ist keine Weisheit gelehrt; wir glauben von Kindheit an, daß dieser Zeit Leiden zur Herrlichkeit führen, und die genießt Anna nun vor dem Throne des Höchsten. — Nur die Leiden, sklavisch gesinnter Greis? nicht Vaterlandsliebe und Muth? — Josephus besann sich: Auch die Vaterlandsliebe und der Muth und alle Tugend, die wir üben. — Und warum übtest Du sie nicht, um Deine Kinder zu rächen? — Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich will vergelten, und die Strafe gehört dem Gesetz. Dann schwieg er, hob langsam eine Schaufel voll Erde, und wie Mutius, seinen wunderbaren Worten nachsinnend, sah, wie die Thränen seiner alten Augen den trocknen Boden befeuchteten, ging er mit Selbstvorwurf hinweg.

Bei Prosperus aber schien es, als habe die Herbstsonne, die Anna's Lebensbaum abstreifte, sein Gemüth gereift. Er trauerte nicht nach Knabenart heftig und kurz, er ward thätig und schaffte verständig, gleich als sei seines ganzen Tages Geschäft ein Auftrag, den seine Gespielin ihm hinterlassen. Er ging mit den beiden andern Knaben an die Arbeit, und wenn auch der Schwächste, war er nicht der Unfleißigste von ihnen. Den Altar der guten Göttin kränzte er nicht mehr, wohl aber die Cypressen, die Anna's Grabhügel beschatteten. Wie einst rauhe Bergwinde den Alten im Hause hielten, und die Knaben, durchnäßt von der Jagd kehrend, am Herde sich wärmten, ward er, der daneben in einem großen Pergamente die Geschichten der Vergangenheit las, durch die Stille der jungen Leute gestört, denn aus ihrem lauten Geschwätz war ein leises einzelnes Re-

den geworden. Er sah über sein Buch hinweg, wie Primus und Theodorus Arm in Arm an dem Feuer standen, Prosperus aber, auf dem Herd sitzend, in die Flamme der hellauflodernden Weinreben wies. Sieh, wie die Flamme vom Irdischen aufsteigt! hörte er Theodorus, seinem Deuten folgend, ausrufen. — So stieg Anna's Geist in den Äther, sagte Prosperus und blickte zuversichtlich empor. — Wo siehest Du nicht Anna's Geist! rief sein Bruder. In den schwellenden Knospen des Cytisus, in den Saatkeimen des Feldes, in dem aufsteigenden Hesperus siehst Du Anna's neues Leben verbürgt. — Und Du nicht des großen Kaisers, für den der Vater gefallen? und nicht des Vaters, der uns befahl Römer zu sein? — Beim Jupiter, ja das thu' ich! rief Primus, auf Theodorus blickend, als habe er eine große Entdeckung gemacht. Nicht wahr, Gefährte, in Deines Lehrers Elysium wandeln diese auch? — Guter Primus, erwiderte dieser, das fragst Du so oft. Des Einigen Gottes Arm umfängt uns ja Alle, hier und dort. — Prosperus war aufgestanden vom Herd, hatte diese Beiden jetzt mit seinen Armen umfaßt und rief wie das Echo der stillen Abendluft: — Alle! und sie schwiegen in innerm Anschaun, und die Flamme des Herdes stieg hoch in die Lüfte empor.

So gingen die Jahre hin, und wie die Jünglinge stark wurden, erwachte in ihnen der Wunsch, ihre Kräfte an Gefährlicherm zu üben als den Thieren des Waldes und den Schollen der Erde. Mutius sprach zu ihnen: Ihr seid Römer, dieser Name fodert Euch auf, für seine Verherrlichung zu kämpfen, und wärt Ihr

die Letzten, vor denen die Barbaren entflöhen. Zieht nach Antiochien; dort lebt noch Einer meiner Kampfgenossen, der wird es Euch sagen, wo das Heer sich versammelt, das Theodosius, der jetzige Kaiser, die Gothen zu bekriegen, zusammenzieht. Ehrt die Götter und schont die Menschen. Da sprang Theodorus lebhaft empor und rief zu dem alten Josephus: Vater, laß mich mitziehen! Meiner Gefährten Feinde sind auch die meinen, und Ihr Herd, den die Barbaren bedrohen, war unsere Zuflucht. Gehe mit Gott, glaube an Gott und Unsterblichkeit und erbarme Dich Deiner Brüder! sagte der Greis und legte ihm segnend die Hand auf. Das befremdete Mutius sehr. Er hatte gemeint, der Christ verwerfe den Krieg. Also zogen sie Dreie zusammen und suchten den Feind.

Ehe die Jünglinge aber wiederkehrten, vollendete das Jahr drei Mal seine Laufbahn, und diese drei Jahre, in denen sie im Kriegsgetümmel zu Männern erstarkten, häuften den Reif des Alters auf den Häuptern ihrer Ahnherren. Ihr Lebenspfad ging abwärts, und da dunkelt die Erde, wie auch der Abendhimmel erglüht. Da sie aber Beide durch gleiches Opfer verarmt waren, trugen sie ihre Einsamkeit zusammen und warteten vereint ihrer Kinder. Doch anders zählte Mutius die vielen einsamen Tage, und anders der christliche Greis. Jener brachte täglich Opfer am Altare seiner Götter; da er aber nicht befahl, daß seine Sklaven ihm folgten, stand er allein an dem verlassenen Steine. Dieser pflanzte seinen Garten, pflegte seine Bienen und dazwischen richtete er sein Antlitz voll betender Wehmuth oft nach der

Gegend des Himmels, wo die Jünglinge die Ufer des Isters gegen das Andringen der Barbaren vertheidigten. Einst war Mutius von einem den Kriegern Unglück weissagenden Traume erschreckt, er verdoppelte seine Opfer und kam wieder mit ungestärktem Herzen von den Altären zurück; da fand er seinen alten Gefährten an der Thür seiner Hütte mit stiller Andacht im betenden Antlitz, und mit seinen freudig ausgebreiteten Händen sah er aus, als empfing' er schon im Geiste die Erhörung. O thörichter Greis, rief Mutius ihm zu, indeß Du da betest, zerstampft ihn ein Gothenroß in der Schlacht. — Der aller Sternen Heeren gebietet und die Haare auf unserm Haupte gezählt, wird unsere Söhne erhalten, antwortete Josephus. — Das Wort' traf des Alten Herz; er blickte in seine Augen, es war ihm als habe er auch gebetet, und er sagte: Erzähle mir von dem Gotte, der auch meine Knaben bewacht. — Herr, was soll ich erzählen von Dem, den ich nicht zu denken verstehe. Wie er unter uns lebte und uns liebte, will ich Dich lesen lassen in einer alten Schrift, die unsere Lehrer uns gaben. Wie der Feind meine Hütte zerstörte, war sie der einzige Schatz, den ich in meinem Busen verbarg. Du wirst sie aber nicht achten; denn es steht nichts darin von großen Menschen, wie Deine Römer sie loben. — Mutius hörte nicht auf ihn, sondern folgte ihm ungeduldig in die Hütte, wo aus einem kleinen Schrein, von Rinden geflochten, der Greis eine Schriftrolle hervorzog. Es war die Botschaft des heiligen Johannes, wie die Lehrer die ersten Kirche sie geschrieben. Mutius griff eifrig danach; denn ihm war's

wie einem Kranken, der wahrnimmt, daß sein Arzt ihn nicht zu heilen vermöge, und der nun hastig seine Hand ausstreckt nach dem Mittel, das einem Andern, wär' es auch dem Ärmsten, sein Leben gerettet. Darauf nahm er die Schrift mit in sein Haus, und sie lag neben seinem Plato und den römischen Geschichten; jedes Mal wenn er in ihr gelesen, trat er heiter zu seinem Hausgenossen, wie ein Sieger am Abend des Streites; wenn er aber von der Größe Roms gelesen, saß er still und stumm, wie an dem Aschenkrug eines Todten. Nun fragte er den Greis nicht mehr nach der Natur seines Gottes; aber er sorgte freundlicher für ihn als sonst, freute sich des Gedeihens seines Gartens, und wenn er von ihm schied, sagte er zu ihm: bete zu dem Vater unser Aller, daß er unsere Kinder erhalte.

Und er erhielt sie. Theodosius bändigte die nordischen Barbaren, und die Jünglinge kamen in ihre Heimath zurück. Gram hatte Josephus ertragen, und Sorge hatte er bekämpft; denn vor diesen Feinden flüchtete er in das ewige Sein; für die Freude aber war er zu schwach, denn sie band ihn an die Erde. Darum sank seine Kraft von dem Tage an, da die Freude über die Wiederkehr der jungen Krieger in Abadea erscholl. Aber sein Dahinsterben war süß durch der Jünglinge Liebe und Mutius' freundlichen Zuspruch. Wie endlich sein Auge zu dunkeln begann, rief er seinen Enkel an und sagte: „Sohn, Du hast im Angesicht des Todes die Hoffnung des ewigen Lebens empfunden, Du hast dem besiegten Feinde Barmherzigkeit erzeigt, also bist Du ein Christ. Werde nun noch nach unserer Väter Sitte

der Weihe theilhaft, die Dich abzeichnet als Genossen des großen himmlischen Reichs. Darauf befahl er ihm, reine Gewande zu bereiten, um beim Anbruch des nächsten Morgens an den Ufern des Waldstroms die heiligen Gebräuche zu begehen. Wie die Sonne emporstieg, bot Theodorus, in weiße Gewande gekleidet, dem Greis den stützenden Arm und leitete ihn in den Hain, den der Waldbach durchströmte. Doch wie nach stillen Gebeten der Täufling den Fuß in die reinen Fluten zu setzen gedachte, trat Mutius mit seinen Enkeln aus dem Schatten des Waldes hervor; die Jünglinge eilten mit freudestralendem Gesicht an die Seite ihres Gefährten; der Alte schritt ernst heran, legte seine Hand auf die zum Gebet ausgebreitete Rechte des Greises und sprach wie Einer, der das Schweigen wol vorzöge: „Diese Beiden glaubten auch im Angesichte des Todes an ein Leben im Lichte, sie schonten auch des überwundenen Barbaren, und ich habe ihnen befohlen, den Unsinnigen zu verzeihen, deren Pfeile Kaiser und Vater ihnen mordeten. Schenke ihnen auch die Weihe, die Dir Frieden ins Herz gab.“ Da wurden Josephus' Augen klar in himmlischer Freude; er fragte nicht nach dem Wissen der Knaben, denn ihnen leuchtete Liebe und Glauben auf dem Angesichte. Drei Mal netzte die reine Flut die Scheitel der Jünglinge in des drei Mal Heiligen Namen, und dann bat sie der Greis, reines Herzens zu sein bis an das Ende.

Jetzt war Josephus' Geschäft auf Erden vollendet. Bei seiner Heimkehr reichte er Mutius die Hand und sagte, zuversichtlich wie beim Abendgruße der scheidende

Hausfreund: Wir sehen uns wieder, und ehe der Morgen anbrach, war er hinübergeschlummert zum ewigen Tage.

Es war als hätte die Welle, die der Jünglinge Scheitel benetzte, aus Mutius' Busen allen Unmuth gespült. Ernst, aber heiter lebte er unter der neuen Christengemeinde, die in Ababea entstand. Die Jünglinge hatten sich unter den Bewohnern der nächsten Thäler christliche Mädchen zu Gattinnen gesucht, und die Sklaven des Hauses beteten mit ihnen den lebendigen Gott an. Wie die letzte Stunde des alten Römers herankam, saß er, die nahenden Schritte des Todes ruhig erwartend, unter seinen klagenden Kindern. Klaget nicht! rief er, plötzlich seine Stimme erhebend; denn jetzt öffnen sich mir die Pforten des Lichts — und sein Geist stieg empor zur Erkenntniß der Wahrheit.

Lange Menschenalter lebten die Seinen auf dem väterlichen Boden in Einfalt und Liebe, und überall, wo der Geist ihrer Lehre unverfälscht blieb, erkannte der weisere Heide, daß sie dem Menschenherzen zusicherte, was des Menschen Scharfsinn vergebens zu erweisen sich bemüht.

V.

Der Wille bestimmt die Bedeutung der That.

Im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam in einer kleinen deutschen Fürstenstadt ein Fremder an. Nach seiner Aussprache zu urtheilen, war er ein Liefländer, sagte aber nie mehr von seinem eignen Schicksale, als daß ihm frühe Unglücksfälle sein Vaterland verleidet und ihn zu langen Reisen in die mehrsten Länder Europas, ja sogar in die Levante geführt hätten. Seine Pässe waren von dem russischen Gesandten in Wien ausgefertigt und nannten ihn Herr von Frobig; außerdem verzehrte er im Gasthofe so vieles Geld, als nöthig war, ihn bei den Gästen und bei dem Wirth an seine rechte Stelle zu setzen. Dem Ansehen nach war er kaum dreißig Jahre alt, ein schöner gesunder, ernster Mann; denn selbst wenn er in scherzhaften Ton gerieth, bildete sich ein schmerzhafter Zug um seinen Mund, und sein Blick hatte eine sonderbare milde Trauer, wenn er ihn auf ein lachendes Angesicht heftete. Dennoch war er gern unter fröhlichen Menschen, und inniges Lachen liebte er so sehr, daß man ihn oft seine Schritte beschleunigen sah, um einen Kinderhaufen zu erreichen, dessen fröhliches Gelächter von

Weitem ertönte. Nach einigen Wochen, in denen er seinen täglichen Tischgesellschaftern sehr werth geworden war, durchreisende Fremde aber, die der Zufall an den Tisch führte, absichtlich mied, bezog er eine artige Wohnung, die er sich von einem wackern alten Finanzrathe, seinem Tischgenossen, wählen ließ, einem ehrenfesten Junggesellen, der schon mehr als zwanzig Jahre in diesem Gasthofe speiste. Frobig nahm einen Invaliden als Bedienten an, der seinem Herrn vom siebenjährigen Kriege, der ganzen Stadt aber von seines Herrn Güte, Fleiß und Rechtlichkeit erzählte.

Der alte Finanzrath Müller, welcher viel solide Kenntnisse in des Fremden Gespräche kennen gelernt hatte, führte ihn bei eintretendem Frühlinge in einen Garten ein, der einer geschlossenen, nur aus reifen Männern bestehenden Gesellschaft gehörte, wo literarische Gegenstände und allgemeine Angelegenheiten den Inhalt des Gespräches bildeten. Herr von Frobig aus Wien war der Name, unter dem Müller ihn vorstellte; wessen Neugierde genauere Fragen an ihn that, dem erzählte er so viele interessante Dinge, daß er meistens die Befriedigung seiner Neugier vergaß. Die Menge gab Anfangs wohl auf den Fremdling Acht, beurtheilte die Wahrscheinlichkeit seiner, nie von ihm selbst erzählten Geschichte, erzählte sie aber auf zehnerlei Weise an seiner Stelle. Endlich kam sie überein, ihn für einen heimlichen Jesuiten zu halten, oder für einen entflohenen Ordensmann, oder für einen gestürzten Günstling; doch das Alles wurde, wie es immer mit Stadtgeschwätzen geht, nach ein paar Jahren über dem tadellosen

Wandel des wackern Fremden dergestalt vergessen, daß man ihn unbemerkt wie einen Mitbürger behandelte. Und das mit einigem Recht, denn er unterstützte jedes nützliche Unternehmen, trug zu jeder wohlthätigen Anstalt bei, so reichlich und so bescheiden, daß ihm das Gemeinwesen Dank wußte, ohne daß die Eitelkeit des Einzelnen davon gekränkt ward.

Einstens, als er durch sein persönliches Verdienst also fast eingebürgert war, erzählte ihm sein Freund Müller, daß der jüngste Finanzrath, ein Mann von erwiesenem Verdienste, vom langsamen Zehrfieber aufgerieben, dem Tode nahe sei. Nach einigen Umschweifen entdeckte er alsdann seinen Wunsch, Frobig möchte sich zu dieser Stelle melden, da sie eines geschickten Mannes bedürften, der Präsident ihn von einer vortheilhaften Seite kenne, und der Fürst mehre Ursachen habe, einen Ausländer zu wählen. Frobig gerieth bei diesem Vorschlage in eine merkliche Bestürzung, suchte sich aber männlich zu fassen und stellte dem eifrigen Alten seine jetzige glückliche Unabhängigkeit und Willkür der Beschäftigungsweise vor. Müller, dem es wie allen ergrauten Geschäftsmännern ging, die jeden Bach, der nicht in dem Mühlgraben gefangen die Räder treibt, für wildes Wasser, und jedes Talent, dessen Übung nicht eines Beamtentitels Firma führt, für Contrebande halten, bewies dem jungen Manne bis zum Zornigwerden, daß er seine Gaben und Kenntnisse der Gesellschaft schuldig sei und zunächst dem Staate. — Müller hatte nicht bemerkt, daß Frobig gar nicht zugehört, sondern während seiner langen Rede, die

er dramatisirend in Frag' und Antwort getheilt hatte, mit dem Ausdrucke heftiger Seelenunruhe vor ihm stehen geblieben war. Müller unterbrach sich jetzt selbst und wiederholte: Dem Staate, das will sagen, dem Lande, wohin ihn die Vorsehung leitete; denn, mein werther Herr von Frobig, ich nehme es für wohlbegründet an, daß Sie Ihrem eigentlichen Vaterlande Ihre schönen Gaben nicht widmen. — Bei dem Namen: Vaterland, erwachte Frobig's Aufmerksamkeit, er faßte Müller's Rechte und blickte ihn fest, aber mit Augen an, die zu des Alten Überraschung von Thränen voll waren. Guter, ehrwürdiger Freund! rief er, Sie haben in Allem, was Sie mir sagen, aus meinem Herzen gesprochen; meine persönliche Lage fodert aber noch andere Rücksichten. Lassen Sie mir vierundzwanzig Stunden Zeit zur Überlegung! — Müller war ein weicher Mensch, den das männliche Auge voll Thränen bei dieser Anerkennung seiner Grundsätze tief gerührt hatte; er räumte die verlangte Frist freundlich ein und überließ Frobig seinen Betrachtungen.

Den folgenden Morgen begegnete der alte Andres, Frobig's diensthabender Invalide, Müller's Berend, einer ebenso treuen alten Seele, an der Straßenecke. Kamerad, sagte Andres, indem er das Knie auf einen Eckstein stützte und einen schweren Geldsack, den er soeben für seinen Herrn von der Post geholt hatte, darauf ruhen ließ; Kamerad, der Herr Finanzrath sollte meinem Herrn heute früh einen freundschaftlichen Besuch machen. Ich fürchte, daß er krank wird; denn Sorgen drücken ihn nicht, wie Figura zeigt — dabei

legte er die Hand auf den Geldsack. — Er hat gestern den ganzen Abend sowie die ganze Nacht in einer Unruhe zugebracht, die ein heftiges Fieber anzeigt und vorbedeutet. Gott behüte ihn und mich armen Krüppel vor Unglück! — Mit diesen Worten huckte er den Mammon wieder auf und setzte seinen Weg fort.

Berend berichtete seinem Herrn, der mit theilnehmendem Brummen mehrmals wiederholte: Wird sich schon zeigen, wohin die Unruhe deutet. — Aber gegen seine zwanzigjährige Gewohnheit ging er heute eine Viertelstunde früher ins Speisehaus, von der Ungeduld, Frobig's Entschluß zu vernehmen, gespannt. Der Erwartete kam ein wenig spät und ward um des Wartens willen etwas grämlich empfangen; aber das währte nur, bis er ihm in sein offenes ernstes Gesicht sah, auf dem die Spuren einer durchwachten Nacht und wol auch eines bekämpften Schmerzes sichtbar waren.

Nach Tische, auf einem einsamen Spaziergange sagte ihm Frobig ohne weitläufige Erörterung, daß er den ihm angedeuteten Weg mit voller Zustimmung seiner Vernunft einschlagen wolle; da er aber keine Protection habe und Alles von seinem eignen Werthe erwarte, müsse er auf eine genaue und strenge Prüfung seiner Kenntnisse bestehen. Müller versprach das mit freundlichem Lächeln, behandelte es auch gar nicht als einen Scherz, sondern setzte, nach sehr ernsthafter Vorbereitung, nebst den dazu ernannten Examinatoren, seinem jungen Freunde so ernsthaft zu, daß vielleicht manches angesehene Mitglied manches mächtigen Colle-

giums sehr zerzauſt aus einer ſolchen Prüfung herausgekommen wäre; Frobig beſtand ſie aber ſo ſiegreich, daß ihn Müller endlich mit weit ausgebreiteten Armen ſehr behutſam umarmte und als ſeinen würdigen Herrn Collegen begrüßte. Der Plan zu ſeiner Anſtellung ward nun befolgt und gelang ſo vollkommen, daß Frobig nach kurzer Zeit, unbeneidet von ſeinen Collegen und ausgezeichnet von ſeinem Präſidenten, als jüngſter Finanzrath arbeitete.

Bei dem nähern collegialiſchen Verhältniſſe erſtaunte Frobig über den ſtillen Werth und den Umfang wohlthätiger Wirkſamkeit des alten Müller. Die unabläſſige Beharrlichkeit, mit der er in einer vierzigjährigen Amtsführung unter allem Dunkel veralteter und allem Schutt verfallener Geſetze, unter allen Hinderniſſen, welche Perſönlichkeit und Gunſt ihm in den Weg legten, dennoch, ſo weit es an ihm hing, Recht und Gerechtigkeit verherrlicht hatte, durchdrang ihn mit Verehrung. Der Alte ſchien dagegen einen Sohn in ihm gefunden zu haben, ſo offen theilte er ihm ſeine Erfahrungen mit, ſo eifrig war er behülflich, ihm ſeinen Anfang zu erleichtern. Frobig's geſellſchaftliche Verhältniſſe blieben ſich gleich; er beſuchte keine öffentlichen Verſammlungen, gab ſich aber in Familienkreiſen und bekannten Geſellſchaften ſeiner geiſtreichen Heiterkeit hin.

Der Präſident des Collegiums, in welchem Frobig ſaß, hatte eine einzige Tochter, die er, da ſeine Frau bei ihrer Geburt ſtarb, bei ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, einem Pfarrer im Waadtlande, erziehen ließ. Sie kam nun als erwachſenes Mädchen zurück, um dem

Vater, der nicht wieder geheirathet hatte, das Hauswesen zu führen. Frobig hatte bisher jedes nähere Verhältniß mit dem andern Geschlechte geflissentlich gemieden. Anna schien seine Gleichgültigkeit oder Klugheit zu besiegen, und Müller erfuhr durch das dienstfertige Stadtgespräch, der junge Finanzrath schiene endlich doch auch der Macht weiblicher Liebenswürdigkeit zu huldigen. Eines Abends kam Frobig zu ihm und bat ihn sehr dringend, Alles anzuwenden, damit er als zweiter Commissarius zu der nach **berg bestimmten Untersuchung ernannt werden möchte. Müller machte große Augen. „Aber, Herr College," sagte er endlich zögernd, „da kann Ihnen ja indessen hier Jemand den Weg vertreten." — Ich muß mir ihn durch verdoppelten Berufseifer bei meiner Rückkehr wieder zu eröffnen suchen, antwortete Frobig. — „Aber, Herr College, das Mädchen, das Frauenzimmer, das Fräulein, welches Sie zu erkiesen weislich geschienen haben —" Bester Freund, daran ist gar nicht zu denken! unterbrach ihn Frobig mit hochglühendem Gesichte. — „Hm! thut mir leid, sehr leid!" wiederholte der Alte. „Sehe es auch bei meinem hohen Alter mit einiger Sorge, daß der Herr College auf eine so lange Zeit von mir scheiden will." — Das überwältigte Frobig; er beugte sich über Müller's Hände, der in der ungewohnten Äußerung seines weichen Gefühls diese Sohnesliebkosung mit Scharrfüßen deprecirte und mit einer Thräne in seinen grauen Wimpern erwiderte. Doch Frobig setzte seine Absicht durch; er bekam die Commission, die ihn über achtzehn Monate in **berg aufhielt.

Bei seiner Rückkehr war der Tod seines Präsidenten, der wenige Tage vorher unerwartet stattgefunden hatte, der erste Gegenstand seines Gespräches mit seinem alten Freunde. Dieser ließ sich mit vieler Lebhaftigkeit über seinen Nachfolger aus, dessen Charakter seiner Hoffnung fürs allgemeine Beste günstig schien. Zu seiner Befremdung unterbrach ihn Frobig zu wiederholten Malen mit Fragen nach der Familie des Verstorbenen und der Lage, in der er seine Tochter hinterließ. Unter steter Rückkehr auf die Geschäftsansicht bestätigte ihm Müller, was das Publicum ungefähr auch gesagt hatte: daß der Präsident ein Schlesier gewesen sei, daß er hier zu Lande gar keine Verwandten gehabt, daß er seine Gemahlin zum größten Misfallen der heirathsfähigen Fräulein der Residenz aus dem Auslande geholt und den Eigensinn besessen habe, nie ein Grundstück zu kaufen, sondern seine sehr mäßigen Ersparnisse jährlich bei der Landschaft zu verzinsen, glaubend, daß also das Publicum am besten zum Aufseher über seine Redlichkeit gesetzt sei. Auf die Frage nach seiner hinterlassenen Tochter berichtete er: sie habe den Fürsten gebeten, da ihr von väterlicher und mütterlicher Seite alle nahe Verwandten fehlten, zu ihrem Erzieher ins Waadtland zurückkehren zu dürfen, was ihr aber bis jetzt noch nicht gewährt sei. Frobig hörte diesen Bericht mit der größten Theilnahme und überraschte Müller'n nicht wenig, als er ihn nach einigen Gängen durchs Zimmer um seinen väterlichen Segen bei der Absicht bat, um dieses Frauenzimmer zu werben. „Aber, Herr College," beantwortete er diese Eröffnung, „warum haben Sie denn

diesen löblichen Entschluß nicht vor zwei Jahren, da ich demselben mit einigen Allusionen zuvorkam" — Theurer Freund, unterbrach ihn Frobig, damals hatte ich Gründe. — „Hätten aber einen Herrn Schwiegerpapa erworben, der seinen Stolz darein gesetzt hätte" — Er wäre nun auch todt! — „Wer weiß! wer weiß! ein frohes Jahr spinnt ein zweites, und einer Tochter frohe Ehe" — Erfreut den guten Vater auch im Himmel. — „Amen," sagte Müller und zog sein sammetnes Käppchen ab; „freilich ist die Hand eines Ehrenmannes einer Waise eine von Gott geschenkte Stütze." — Nun verabredete er diesen neuen Plan zu Frobig's Wohl und dem Besten seines Fürsten, dem er in diesem fähigen und gewissenhaften Staatsdiener die beste Erbschaft zu hinterlassen vermeinte. Anna hatte keine Familie, die sich ihrer annahm; der Fürst hatte ihr Vormünder ernannt, und an ihn verwiesen diese Frobig's Gesuch um ihre Hand. Er war theilnehmend genug, um Annens Neigung zu befragen; sie antwortete ihm mit edler Offenherzigkeit, daß sie Frobig schon lange gewogen sei und seit seiner Rückkehr nach der Residenz in dem zärtlichsten Einverständniß mit ihm stehe. Nun gab der Fürst ohne Bedenken seine Einwilligung zu dieser Ehe und ehrte das Andenken seines treuen Dieners durch ein glänzendes Hochzeitsgeschenk.

Die Heirath ward also und so prosaisch geschlossen, daß kein Thee-, Kaffee- noch Punschtisch etwas daran auszusetzen wußte. Die Poetik dieser Ehe und also ihr inneres Heiligthum blieb jenen Gerichtshöfen immer glücklich verborgen. Man sah Frobig und seine Frau

nur, wenn es der Anstand erfoderte, in den größern Zirkeln seines Standes, und dort war er sichtbar bemüht, sich aus dem Gedränge hinweg so bald als möglich an die alle Individualität aufhebende Freistatt des Spieltisches zu retten. Sobald er aber diesen Anfoderungen des Anstandes entgehen konnte, zierten die Genüsse gebildeter Menschen, Kunst und Wissenschaft seinen engen häuslichen Zirkel, in den er neue Mitglieder nur nach langer Prüfung aufzunehmen für gut fand.

Müller hatte, seit er vor mehren funfzig Jahren aus der streng bürgerlichen Zucht seines Vaterhauses nach Schulpforta gekommen war, nie mehr Familienleben gekannt; sein ungeübtes Gemüth schien bei den vielen neuen Eindrücken, die in Frobig's Hause auf ihn zudrangen, Anfangs wie unter einer Art Gespensterscheu zu leiden; aber sein gefühlvolles Herz machte ihn bald mit den neuen Erscheinungen befreundet, dergestalt, daß es wieder als heiterer Spiegel die Bilder des Lebens zurückstralte. Wie nun erst ein paar liebe Kinder um Frobig und seine Frau herumspielten, versicherte er oft mit der Förmlichkeit, zu der er jederzeit seine Zuflucht nahm, wenn er nicht mehr Herr seiner Rührung zu sein Gefahr lief: Gott habe ihm durch Frobig's glückliche Ehe seinen treu beobachteten Junggesellenstand mit wahren Großvaterfreuden belohnt.

Das reine häusliche Glück mußte doch irdischem Wechsel unterliegen. Der Tod von Anna's Sohn war die erste Wolke, die es umdunkelte. Müller hatte Frobig bis jetzt nur glücklich gesehen. Ein Zug in seinem Wesen, der, wie erheiternd das gesellschaftliche

Leben mit ihm war, dennoch auf einen sehr ernsten Hintergrund in seiner Seele muthmaßen ließ, hatte den alten Freund oft besorgt gemacht, daß Unglück ihn sehr schädlich erschüttern möchte. Den Abend, wie er des kleinen Heinrichs Tod erfuhr, eilte er daher, obschon eine kleine Unpäßlichkeit ihn seit einigen Tagen auf sein Zimmer bannte, zu dem gebeugten Älternpaar und hatte sich ängstlich auf die Standhaftigkeit gerüstet, die er ihrem Schmerz entgegensetzen wollte. Er ward sonderbar überrascht, wie ihm Frobig gefaßt entgegentrat und nur, gegen seine Gewohnheit, statt seine Hand zu schütteln, ihn fest ans Herz drückte. „Kommen Sie, lieber Vater," sagte er „dann, sprechen Sie mit meiner Anna von dem Engel, der uns vom Himmel herab zusieht." Annens Thränen flossen sanft bei des Alten Eintritt; aber sie ging schnell vom Tode des Kindes zu seinem Leben jenseits über und klagte nicht. Dieses Benehmen ergriff Müller's weiches Herz so lebhaft, daß auch seine Phantasie ihre Flügel entfaltete, und er, lebendiger als seine Freunde je von ihm gehört hatten, seine frohen Hoffnungen für die Zukunft aussprach. Seine Rede ward endlich ein Lobgesang am nahen Ziel, und gerührt sahen ihn die beiden Gatten an, wie er, jedem eine Hand reichend, beim Abschied sagte: Ja! so freudig, meine Freunde, reiche ich Ihnen auch einst zum letzten Abschiede die Hand, denn morgen sehen wir uns wieder! Anna verhüllte ihr weinendes Gesicht; Frobig nahm dem Diener das Licht aus der Hand, um [illegible] Freund selbst bis an [illegible] Thür zu begleiten, als dieser sich mit glänzenden, aber irren Augen nach ihm um-

sah. — Frobig sah ihn wanken, faßte ihn in seine Arme, und der Redliche sank, sanft ins höhere Leben abgerufen, an seine Brust.

Müller's Tod war der größte Verlust, den man hatte Frobig ertragen sehen. Er verhehlte nicht, wie tief er gebeugt sei, und Anna gestand, daß sie jetzt erst den Werth erkenne, den ihr Gatte ihr beilegte, da er bei ihr Trost suchte für den Verlust des besten, weisesten Freundes. Müller hatte Frobig zu seinem Testamentsverweser ernannt und ihm besonders empfohlen, der Vormund seines alten Berend zu sein, dem er, da keiner seiner natürlichen Erben in der Residenz ansäßig war, sein kleines Häuschen vermacht hatte. Es war eine reinliche helle Wohnnng, deren beste Zimmer in einen großen Garten gingen, dessen Ansaat und Pflege Müller's jährlich verjüngende Lebensfreude war. Frobig schrieb es zu Berend's Vortheil zur Miethe aus, und es wurde von einer jungen Witwe bezogen, die, aus der Fremde hergekommen, während des letzten Sommers mit ihrem zehnjährigen Sohn ein einsames Gartenhaus bewohnt hatte. Frau von Ahlen hatte seit ihres Mannes Tode in einer kleinen Stadt am Genfersee gelebt. Vielleicht hätte Frobig diesen Umstand nie erfahren und bei seiner Abneigung, Fremde kennen zu lernen, nie einige Verhältnisse mit ihr angeknüpft, wenn ihn nicht der Zufall in dem Augenblick in dieses Haus geführt hätte, wo seine neue Bewohnerin vom Lande her darin ankam. Seine Urbanität erlaubte ihm nicht, sie ohne einen wohlwollenden Gruß eintreten zu lassen. Indem er ihr seine Theilnahme an dem Miethsgeschäft erklärte,

war ihr Knabe ans Fenster geeilt und rief jetzt, mit glänzenden Augen zur Mutter gewendet: „O sieh, sieh! die Berge dort sehen aus wie der Jura.“ Eine sanfte Röthe verbreitete sich über die schönen schwermüthigen Züge der Fremden; sie drückte den Knaben, doch ohne ihn zu küssen, an die Brust und sagte leise, aber mit sichtbarer Rührung: Nun, so wird es uns hier wieder so gut gehen als da, wo wir ihn immer erblickten. Der Knabe richtete den Kopf von der Mutter Busen auf, sah sie mit großen thränenschweren Augen an und ging kopfschüttelnd, schweigend zum Fenster zurück. Frobig bemerkte theilnehmend, daß dieses weiche Gefühl für einen Knaben, der bestimmt sei, als Mann zu ertragen und zu wirken, ein schönes, aber gefährliches Geschenk sei. Frau von Ahlen gestand das ein und setzte hinzu, daß diese Weichheit wol stets die Folge blos mütterlicher Erziehung sein müßte. „Ich fühlte deren Gefahr,“ fuhr sie fort, „und da ich meinen Sohn in Rolle nicht ohne große Nachtheile für seinen Unterricht Männern anvertrauen konnte, verließ ich diesen geliebten Aufenthalt, um ihn hier der gründlichen deutschen Schule zu übergeben.

Dieser Anfang zog Frobig von der Befolgung seines Grundsatzes ab, keine neue Bekanntschaft zu suchen. Er besuchte die Fremde noch ein paar Mal, dann führte er sie bei seiner Frau ein, und bald war sie die Theilnehmerin jeder frohen wie jeder trüben Stunde in seinem häuslichen Kreise. Frau von Ahlen, die von ihren Freunden bei ihrem Taufnamen Juliane genannt wurde, war für die Mutter eines zehnjährigen Knaben

noch sehr jung, aber ernst und entschieden in ihrem Betragen. Ihr sehr lebhaftes Gefühl wußte sie nach sehr strengen Grundsätzen zu regeln, und beide strebte sie durch Geistesbildung zu läutern. Ihrem Sohn zu Liebe hatte sie seit seinen ersten Jahren Geschichte und classische Literatur zu ihrer Beschäftigung gemacht und dabei ihr Hauswesen in der größten Einzelnheit selbst besorgt. „Ich konnte," sagte sie schon im Anfange ihrer Verbindung mit Frohig's Familie, „der falschen Ansicht, die mein Sohn von meinem Geschlechte fassen mußte, indem ein Weib ihm Männertugend und Heldengröße lehrte, nur dadurch zuvorkommen, daß ich mich ihm täglich in seiner eigenthümlichsten Wirksamkeit darstellte. In dem lieben Lande, worin ich ihn bisher auferzog, bot mir Sitteneinfalt und evangelische Wohlthätigkeit neben der größten gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit die Hand dazu." Diese eigenthümliche Bildung sah man auch dem Sohne an. Es war ein schöner Knabe, dessen Gesicht aber keine Spur der Ähnlichkeit mit seiner Mutter hatte. Er war zwar auch braungelockt wie sie; aber statt des fast griechischen Ebenmaßes ihrer Züge glaubte man eine der lebhaften, stark ausgedrückten römischen Physiognomien zu sehen. Seine Stimme allein hatte er von seiner Mutter geerbt. Sie war ein so viel besaitetes Instrument, daß Frohig oft dachte: wie wird man ihr widerstehen, wenn das Erz der Manneskraft in sie hineintönt? Der Knabe träumte nur von Bürgertugend und Vaterland; aber es war wesenloser Traum, der ihn in die Vorzeit versetzte, denn nie knüpfte er diese erhabenen Gedanken an Fäden des Lebensgewebes

an. Seine Wirklichkeit war einzig von der Liebe zu seiner Mutter angefüllt, und ohne einen zergliederten Begriff damit zu verbinden, war die Absicht, einst ihre Stütze zu werden, sein Ziel. Daher kannte er auch weder Sehnsucht noch Schranken; nur tägliches Streben nach dem täglichen Endzweck und heiteres Hingeben an die tägliche Freude, ihn zu erlangen. Als sechsjähriges Kind hatte er, seinen Dorfkameraden nacheifernd, seiner Mutter Tannenzapfen zum Feueranzünden in den Wäldern gesucht; nun sie ihm in seinem zehnten Jahre sagte, er müsse von jetzt an alle seine Zeit dem Latein- und Griechischlernen opfern, um einst als Mann von Kenntnissen ihr Ehre zu machen, stieg er auf die höchste Staffel seiner Bücherleiter, um seinen deutschen Plutarch und Xenophon vor sich selbst zu verstecken, damit er in seinem Eifer, sie in der Ursprache zu lesen, nicht erkalte.

Frobig hatte seine Abneigung, sich mit Fremden zu verbinden, von Juliane besiegen lassen; bald ward auch seine ausschließliche Beschäftigung mit Amtsarbeit und Büchern von Alphons unterbrochen. Der Knabe hatte bei der feurigsten Zärtlichkeit für seine Mutter eine entschiedene Abneigung, mit Wesen weiblichen Geschlechts, am mehrsten mit kleinen Mädchen zu verkehren, da er gegen sein eignes Geschlecht mit zutraulicher Offenheit handelte, die ein feines Gefühl fürs Schickliche schattirte. Gegen die altväterischen Lehrer seines Gymnasiums zeigte er eine ehrerbietige Bündigkeit, gegen seine Kameraden heitere, etwas vornehme Spiellust; gegen Frobig aber eine durch kindliche Bescheidenheit gezügelte Innigkeit, die seiner Mutter Eifersucht je zuweilen zu reizen im

Begriff stand, bis sie bald mit ihrer Vernunft einig ward: daß die Natur für die Entwickelung des männlichen Gemüths den Zeitpunkt festgesetzt habe, wo es seinem Geschlechte sich anschließen müsse. Dieses Anerkennen entgeht oft der Mutter, der Gattin und gibt ihren Anfoderungen an den Sohn, den geliebten, die Unbilligkeit, welche die zärtlichsten Bande durch Weigerung zerreißt oder durch Nachgiebigkeit entwürdigt. Der Punkt, wo das Weib sich eingesteht, den Knaben, auch den, dessen schöneres Selbst ihrer Liebe Schöpfung war, nicht mehr zu verstehen, ihm nicht mehr zu genügen, deutet schmerzvoll auf die Trennung der beiden Hälften und winkt sehnsuchtstillend in jene Welt, wo es keine Trennung mehr gibt. Julianens klarer Verstand hatte diese Naturnothwendigkeit anerkannt; sie ordnete also bald ihre Gefühle und empfand nur eine für den Zeugen nicht ganz zu erklärende Wehmuth: den Mann Vatergüte gegen ihren Sohn bezeigen zu sehen, den ihr das Schicksal erst seit so Kurzem zum verständigen Freund zugeführt hatte.

Indeß Juliane und Anna sich mit diesem letzten einzig übriggebliebenen Kinde, der fünfjährigen Emma, beschäftigten, schenkte Frobig alle seine seltenen Feierstunden Alphons, um ihn, seinem Schulgang nachhelfend, schnell wieder zu dem Genuß seiner verwiesenen Freunde auf dem obern Büchernbrete zu verhelfen. Hatte Frobig aber auch nicht Zeit, ihn zu unterrichten, so fand Alphons seine Glückseligkeit darin, an einem ihm eingeräumten Tisch in seinem Studirzimmer seine Ausarbeitungen zu machen. Nebst den Geschichten der Vorzeit

zogen ihn die Beſchreibungen ferner Länder am meiſten an, und in der Folgezeit hatte er es ſich als das liebſte Glück gedacht, mit Frobig's Familie und ſeiner Mutter eine Colonie in Virginien zu ſtiften.

Die Auswanderungen waren damals aus den vom ſiebenjährigen Kriege noch immer zerrütteten Ländern nichts Ungewöhnliches; ſogar einige junge Männer aus der umliegenden Gegend von Bildung und Vermögen hatten ſich dorthin gewendet und waren mit ihrem Looſe zufrieden. Alphonſens Phantaſie war ſo fortwährend mit dieſem Plane beſchäftigt, daß er in allen, zu einer ſolchen Niederlaſſung nöthigen Kenntniſſen nach ſeiner Art von Fertigkeit ſtrebte. Die Flora der Ufer des Fluvanas war ihm völlig bekannt; die Handelsartikel, Erzeugniſſe und Bevölkerung am Roanoc waren der Gegenſtand ſeiner Neugier; er ſuchte in allen engliſchen Zeitungen zuerſt Nachrichten aus jener Provinz. Auch die beſondern Erfoderniſſe einer Niederlaſſung wurden bedacht; er machte in ſeinem vierzehnten Jahre das Modell eines Landhauſes nach dortiger Sitte, entwarf den Plan eines Parks und die Eintheilung von Feldern und erwarb ſo viel Kenntniſſe des Ackerbaues, als ſeine ſtrengen Schulſtudien nur immer erlaubten. Frobig, deſſen Grundſätze über den Gang des bürgerlichen Lebens eine ſehr ſtrenge Einfachheit hatten, die allen träumeriſchen Planen, allen befremdlichen Mitteln, allen weitabſchweifenden Wegen zu dem naheliegenden, in die Augen fallenden Zweck, ein nützlicher Bürger zu werden, abgeneigt war, beförderte dieſe Träume nie, in welche die dichteriſche Phantaſie der beiden Mütter mit mehr Ge-

fälligkeit einstimmte; als aber Alphons im funfzehnten Jahre war, fing er an, sie durch einiges sanfte Hinweisen auf seinen nächsten Zweck zu beschränken. „Du mußt," sagte er einst zu ihm, da er ihn wieder mit einer Zeichnung von der Ansicht von Richmond am Fluvana beschäftigt fand; „Du mußt Deine Phantasie nicht zu muthwillig von dem Punkt entfernen, auf den Dich das Schicksal zunächst angewiesen hat. Du mußt einst mein Mitarbeiter zu dem Besten dieses guten Ländchens werden, das mir eine Heimath gab. Überlaß Du Virginien sich selbst, und fasse Du im Vaterlande Wurzel." Vaterland? wiederholte der Knabe und heftete seinen leuchtenden Blick auf Frobig, mir ist dieses Ländchen nicht mehr Vaterland, als Virginien es ist. — „Über den Begriff Vaterland," nahm Frobig wieder das Wort, „brauchen wir nicht zu streiten; aber so, wie die Sachen stehen, Du lieber Schwärmer, arbeitest Du für das Stückchen deutschen Bodens zuerst, das Deinen Kräften ein angemessenes Feld darbietet. Das werden ich und Dein Verdienst Dir einst hoffentlich hier in ** verschaffen."

Der Knabe hatte sich abgewendet und klopfte, ohne zu antworten, mit merklicher Unruhe auf das Gesimse des Fensters, an dem er stand. Als Frobig, den dieses Betragen befremdete, sich nach ihm umsah, nahm er wahr, daß er mit Anstrengung die heftigste Wehmuth bekämpfte. „Alphons, ist das die Wirkung unsers Gesprächs, oder mußt Du mir ein Unglück verschweigen?" fragte er ihn betroffen und suchte ihn zu sich zu ziehen. Alphons widerstrebte Anfangs, dann fiel

er ihm aber mit Ungestüm um den Hals und weinte mit einer Heftigkeit, welcher der besonnene Mann nichts entgegensetzen mochte als die Ermahnung, seinen Schmerz ungescheut vor ihm zu ergießen. Der Knabe suchte seiner Herr zu werden und im Kampfe drückten seine Bewegungen seinen Dank gegen seinen väterlichen Freund aus. Endlich hatte er wieder Kraft zur Rede erlangt und schien sie mit rechter Fassung gebrauchen zu wollen. Seit ich heranwachse, sprach er, werde ich immer fremder in diesem Lande, in dem mir Alles von Ältern und Urahnen her eine Beständigkeit von Formen, eine Berechnung des Vergangenen und Zukünftigen aufdringt, die mir mein „Fremder sein" wie ein Zeichen eingräbt; deshalb höre ich den Namen Vaterland mit Schmerz, denn er erinnert mich an den Namen, mit dem ich nie einen Sterblichen ansprechen konnte. Ich möchte nach Virginien, weil die Menschen sich dort nicht wundern würden, daß ich keinen Menschen Vater nennen kann!

Hier mußte er schweigen, um nicht wieder zu schluchzen; auch Frobig konnte nicht sogleich antworten, er mußte seiner Stimme auch erst wieder Festigkeit geben. „Alphons," sagte er endlich, „in Deiner Jugend war ich ganz in derselben Vereinzelung, die Dein Gemüth jetzt niederdrückt." — Sie hatten auch keinen Vater? rief Alphons lebhaft. — Frobig ward heftig bewegt; er legte, unfähig zu sprechen, seine Hand unter des Knaben Kinn und sah ihm lange in das erwartungsvolle Gesicht. „Doch, Alphons, ich hatte einen Vater," sagte er dann mit sanftem Schmerz; „aber ich wäre glücklicher gewesen, kei-

nen zu haben, denn ich mußte mich seiner schämen. Sei getrost, mein wackerer Knabe, Du wirst nicht versinken, sowie ich auch nicht versank. Aber höre mich!" fuhr er gefaßter fort; „mir ist die Geschichte Deiner Mutter unbekannt; es scheint, sie ist Dir's auch. Ich will Dich jetzt wie einen Mann behandeln, damit Du Muth hast, einer zu werden. Ich fodere also von Dir, daß Du diese Geschichte nie in Beziehung mit Deinem Lebensgang bringst. Wie sie auch sein möge, sie bringt Deiner Mutter Ehre; denn nur aus einer würdigen Vergangenheit kann die würdige Gegenwart entstanden sein. Dagegen verspreche ich Dir, ehe Du nach der hohen Schule abgehst, Dich zum Vertrauten meiner Schicksale zu machen, damit Du das volle Bewußtsein mit hinwegnimmst, nicht nur die beste Mutter zu besitzen, sondern auch von mir als Sohn behandelt worden zu sein. Nun richte Dich aber auch auf," fuhr er fort; indem er den Jüngling aufmunterte, „waffne Dich gegen phantastische Träume und schicke Dich an, durch bestimmtere Selbstherrschaft jeden Tag Deines Lebens zur Stufe moralischer Freiheit zu machen."

Der genialische Seckendorf erzählte uns in dem von Wieland herausgegebenen Dschinistan ein Märchen, wie durch eine Geistererscheinung ein Mädchen in den Kinderjahren in einer Nacht zu einer wundersam ernsten Jungfrau sei herangezaubert worden. Fast so wirkte das Gespräch auf den schwärmerischen Knaben. Umstände, die er selbst nicht anzugeben fähig gewesen wäre, eine Entwickelung seiner Begriffe, der er selbst sich nicht recht bewußt war, hatte das

Gefühl von Verwaiſtſein, vielleicht von Verſtoßenſein, in ihm hervorgebracht. Weich und ſtolz, hatte er es in ſeiner Bruſt verſchloſſen; es geſellte ſich aber zu allen Vorſtellungen von ſeiner Zukunft; von dem Augenblicke an, da Frobig ihm eine Sprache gab, war es aufgelöſt, und die wenigen Worte, die ihm Frobig von ſeinem Schickſale anvertraut hatte, ergriffen ihn durch die Überzeugung, daß es für einen Sohn ein noch weit traurigeres Schickſal geben könnte, als keinen Vater zu beſitzen, und Frobig, der unter dieſem Schickſal zum Mann geworden war, hob ſeinen Muth zu dem feſten Entſchluß, auch das ſeine zu beſiegen.

Juliane nahm wol dieſe Veränderung in dem Jünglinge wahr; ſie erhielt auf ihre Fragen von Frobig nur den heitern Beſcheid, daß ſie ſich allmälig daran gewöhnen müßte, in dem entkeimenden Manne auf Geheimniſſe zu ſtoßen. Hatte ſie ſich nun gleich dieſe Wahrheit ſchon ſelbſt abſtrahirt, ſo war ſie doch nach weiblicher Art über dieſe Antwort ein bischen beunruhigt; doch wie ſie wahrnahm, daß ihr Sohn in dieſer neuen Stimmung viel heiterer fortſchritt, viel zuverſichtlicher in das Leben hineinblickte, ſo dankte ſie nur für ſein Glück, ohne ihre Wünſche mehr zu berechnen. Auch Anna genoß bei dieſer Veränderung. Alphonſens Ergebenheit für Frobig hatte auf eine ihr ſelbſt nicht erklärliche Weiſe ihr häusliches Glück vermehrt. Es ſchien, als fühle ihr Gatte den Werth ſeiner ausgeübten Tugenden mit heiterm Bewußtſein, ſeit er ſie ſeinem Zögling als Lehren ans Herz legte. Er war im geſellſchaftlichen Leben mittheilender, wärmer; ohne Freund-

ſchaften zu ſchließen, ging er in fremde Verhältniſſe ein und gewann jetzt die Herzlichkeit der Menſchen, die ſchon ſeit ſo vielen Jahren ihm ihre Achtung gezollt hatten.

Bei dieſen glücklichen Verhältniſſen ſtieg doch eine Erſcheinung auf, die weniger klaren, vernunftgemäßen Menſchen gefährlich hätte werden können. Der Altersunterſchied zwiſchen Alphons und Emma betrug vier Jahre, ſodaß der zehnjährige Knabe und das ſechsjährige Mädchen, bei dem Verhältniſſe der Entwickelung der beiden Geſchlechter, beim Anfange ihrer Bekanntſchaft ſehr füglich hätten Geſpielen ſein können. Die Denkart der beiden Mütter begegnete ſich aber auch hier; denn beide hielten es für ihr Kind beſſer, das Kind andern Geſchlechts ihm nicht zum Geſpielen zu geben. Alphons ſchien auch nicht das geringſte Verlangen darnach zu haben, ſondern wies die zufälligen Annäherungen des muthwilligen Mädchens mit verlegener Kälte zurück.

Als beide heranwuchſen, wurden ſie bei manchen Spaziergängen und kleinen Landreiſen nothwendig vergeſellſchaftet, und da zeigte ſich immer deutlicher eine gegenſeitige Neigung, ſich zu tadeln, die oft die Harmonie des Ganzen ſtörte. Bisher hatte Frohig über die Bemerkung der Frauen gelacht und der Kinder Neigung weder für noch gegen einander gelenkt. Bei dem auffahrenden Weſen, was ſich Alphons gegen Emma erlaubte, und bei einem ſchadenfrohen Spott, den Emma gegen den Jüngling übte, ward er aufmerkſam und ſuchte die Gelegenheit zum Anſtoß zu entfernen. Er nahm in ſeinen Geſprächen mit Alphons jetzt manchen Gegenſtand auf, zu dem ihn ſeine kräftige Entwickelung

geschickt machte, und lehrte ihn vom funfzehnten bis ins achtzehnte Jahr sein eignes Herz besser kennen, als ohne eine weise Anleitung oft lange und theuer erkaufte Erfahrung thut.

Unter den Begriffen, die sie oft in ihren Gesprächen entwickelten, waren die über Ehre und Liebe unter den wichtigsten. Alphons hatte durch seine Schulverhältnisse mit Knaben seines Standes den conventionnellen Begriff von Ehre sehr scharf aufgefaßt, und in der damaligen tief friedlichen Zeit, jeder Laufbahn der Gefahr und Tapferkeit entfremdet, gefiel sich sein junger Knabenmuth in dem Spiegelgefecht von Tod und Sieg, das eine Ehrensache etwa darstellen kann. Wenn man um die vierzig Jahre zurückgeht bis zu dem Zeitpunkt, wo diese Menschen lebten, wird man sich nicht wundern, wenn Frobig seine Ansichten über diesen Gegenstand auf die Episode in Richardson's „Grandison" gründete, die ihn so großherzig erörtert. Unsere Tageshelden werden diese altväterischen Begriffe vielleicht belächeln, noch wahrscheinlicher aber die Wenigsten wissen, wovon die Rede ist; denn jenem Zeitalter besonnener Empfindung, pflichtgehorchender Leidenschaft, die Richardson darstellt, sind wir entwachsen. Alphons, in seiner verjährten Beschränkung, glühte von dem edeln Entschluß, alle die Anfoderungen an seine Kräfte zu machen, die sein Vorbild ihm gebot; er stand sinnend vor dem Bild des milden Britten; doch plötzlich schien er eine neue Seite des Gegenstandes zu fassen und rief heftig: Doch einen Fall hat Ihr Britte vergessen, und in dem gilt seine Seelengröße nicht. Jeden Angriff

auf mich kann ich durch meinen anerkannten Charakter entkräften; wenn es Anderer Ehre betrifft, wenn es Einer wagte, Sie, meine Mutter zu verletzen — dann kann ich nur eine Pflicht auf mir haben, und der falle mein Leben und meine Seelenruhe zum Opfer.

Frobig gerieth bei diesen Worten in eine so heftige Gemüthsbewegung, daß er, unfähig zu sprechen, den glühenden Jüngling in seinen Armen empfing; denn mit seinen letzten Worten hatte er sich um seinen Hals geschlungen, als wollte er seinen selbst hervorgerufenen Schreckbildern entgehn. Doch suchte er sich zu fassen und sagte erheitert: „Glaube mir, Jüngling, auch der rohste Mensch hätte sich gehütet, der Ältern Grandison's in seiner Gegenwart in Unehren zu gedenken. Das ist die Natur des Vortrefflichen, daß es nicht allein in sich also ist, sondern sich rund umher die ihm angemessene Bahn reinigt.“ Gott wird Dein kindliches Herz vor so schrecklicher Prüfung behüten.“

Wie hätte ein mit solchen Seelenbanden gefesselter Schüler die Lehren eines solchen Freundes sich nicht zu eigen machen sollen? — Wenn ihm Frobig die Verhältnisse zu dem andern Geschlecht von einer Seite darstellte, die dem Ton der damaligen Zeit ebenso wenig entsprachen als Grandison's Begriffe vom Zweikampf dem der unsrigen, so fand er in Alphons einen ebenso aufmerksamen Zuhörer. Die deutsche Jugend ging damals von dem ehrbaren Kuß der arkadischen Amaryllis und der unzerstörbaren Liebestreue der Seladone zu dem Lieben und Liebeln über, das, nachdem es die äußersten Grenzen des Sturms und Drangs erreicht und

sich im Mondscheine und auf Kirchhöfen ausgetobt hatte, nach und nach zur Abwesenheit alles Zartgefühls oder philosophisch sittlicher Unnatur herabsank, nun aber endlich auf den Zwiefalterflügeln des Mysticismus zur sehr natürlichen Natur sich verirrt, oder unter der Mummerei des deutschen Mittelalters Scham und Zucht durch Künstlerfloskeln verdrängt. Frohig ließ die Geckerei aller Zeiten dahingestellt sein und suchte den Jüngling dahin zu stimmen, die Liebe als unzertrennlich von der Absicht zur Ehe anzusehen, die Ehe aber in ein so ernstes, heiliges Licht zu stellen, daß der Knabe nur Hohn verdiente, der, Namens, Standes und Verdienstes baar, seine Wünsche bis zu dieser höchsten Stufe männlicher Würde erhöbe. Er sagte ihm die harten Worte: „Der Jüngling, der seiner Sinne nicht Herr bleibt, erniedrigt sich zum Thiere; denn auf dem Punkte intellectueller Bildung, auf dem Menschen wie wir stehen, muß die Gattenwürde erst die Liebe zum geistigen Genuß erheben. Der Jüngling aber, welcher seiner Leidenschaft nicht Herr bleibt und eines Mädchens Freiheit fesselt, ehe er ihr die Würde seiner Frau zusichern kann, ist ein kraftloser Wagehals. Er streift den Blütenstaub von dem Kranze ihrer Jugend, und das Beste, was ihm endlich gelingen kann, ist, daß er aus seinen entfärbten Blumen ihren Hochzeitkranz zusammenliest."

Alphons hörte erröthend zu und sagte aus tiefathmender Brust, was ungetrübte Wahrheit war, daß die wenigen Winke, die ihm seine Mutter über diesen Gegenstand gegeben, völlig mit seiner Ansicht übereinV. 16

stimmten, daß er sich aber viel zu jung und ungeschickt glaube, um das Gehörte zu prüfen. Bis jetzt, setzte er hinzu, kann ich mir's gar nicht denken, daß ich ein weibliches Wesen anders, oder mehr als meine Mutter lieben kann, und würde dasjenige hassen, was ihren Platz wollte einnehmen. „Das ist auch jetzt das Rechte," sagte Frobig beschließend, „das Übrige erwarte von der Zeit und beschließe durch Deinen Willen."

Auch Anna lehrte ebenso ernst ihre Tochter ihre künftige Bestimmung ansehen. Damals waren die Erzieher mehr darauf bedacht, jedem Lebensalter bestimmte Grenzen zu geben, und vernünftigen Ältern fiel es nicht ein, von dem neunten bis ins funfzehnte Jahr Genüsse anzubieten, welche vom funfzehnten bis ins zwanzigste die Jugend zu erfreuen bestimmt sind.

Zu der Zeit war Emma noch in dem glückseligen Alter, wo jeder Trieb in dem Streben nach dem Ziele seinen Genuß findet und am Ziele mehr auf neues Streben bedacht ist als auf Genuß. Theilnahme an dem Interesse ihres väterlichen Hauses, die Freude, in ihrer Puppenwelt die beschränkte Welt ihrer Erfahrungen darzustellen, das war die Beschäftigung ihres sorglosen Gemüths, und nur wenn sie zum Hausgeschäfte noch zu schwach war, wenn ihre Puppen sich in ihre Lebensscenen nicht schicken wollten, erwachte eine ungeduldige Sehnsucht nach Gespielen, besonders nach Geschwistern in ihr. Bei einem solchen Wunsche versprach ihr endlich die Mutter, ihr, wenn sie thätig und geschickt wäre, in ihrem funfzehnten Jahre ein kleines Mädchen zu geben, für das sie dann ganz allein sorgen

sollte, das sie sich zur Gesellschafterin und Freundin erziehen dürfe, sowie sie es ihrer Mutter sein würde. Von da an brachte Emma alle ihre Beschäftigungen mit jenem Zeitpunkte in Verbindung. Juliane gab ihnen eine bestimmte, sehr wohlthätige Richtung. Bei zunehmend vertraulichem Umgange konnte sie der Freundin nicht verbergen, daß die groben Arbeiten, die sie oft auf ihrem Nähtische fand, für Armenkleidung bestimmt seien. Sie setzte ihr mit einer Beredsamkeit, die durch fromme Scham, sich im Wohlthun entdeckt zu sehen, erhöht ward, den weitumfassenden Einfluß auseinander, den ein reinliches, rechtliches Kleidungsstück auf den Zustand eines Armen habe. Anna erkannte in dieser Beschäftigung die edeln Sitten des freundlichen Schweizerlandes, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte. Sie erröthete, zwischen den Scheidewänden der kleinen Residenz dieses thätigen Einwirkens zu fremdem Wohle nie gedacht zu haben, und führte von der Zeit Emma an, ihren Fleiß darauf zu verwenden.

Diese Betriebsamkeit blieb ein liebes Geheimniß zwischen den drei guten weiblichen Seelen, und indem es sie fester verband, durchglühte es des jungen Mädchens Gemüth mit dem Bewußtsein von Selbstthätigkeit und ungerühmter, also wirklicher Tugend.

Emmas Betragen gegen Alphons ward von Anna aber nicht so sanft, nicht so im Allgemeinen behandelt, wie Frobig des jungen Menschen wunderliche Laune gegen Emma behandelt hatte. Sie stellte es als einen Mangel an weiblicher Liebenswürdigkeit in Absicht auf sie selbst, und an edlerer Menschenliebe in Absicht auf

den Jüngling dar. „Spott," sagte sie, „kann nur das Kind liebevollen Muthwillens oder liebloser Gehässigkeit sein; aus gleichgültigem Gemüthe hervorgehend, ist er ein Beweis kalter Selbstsucht. Das Erste, Emma, ist Dein Spott gegen Alphons keineswegs; denn da Verwandtschaftsbande Euch fremd sind, und eines Knaben Bestimmung ihn nothwendig zu seinem Geschlechte ziehen muß, seid Ihr Euch immer fremd geblieben. Von Gehässigkeit kann doch wol gar nicht die Rede sein. Was ist also Dein Spötteln gegen den Jugendgenossen? Ist Dir denn wohl, wenn Du ihm sein Flötenspiel verleidest? wenn Du die Blumen, die er für seine Mutter pflegt, herabsetzest?" — Nein, wahrlich nicht wohl, unterbrach Emma und ihre Wangen flammten; aber auch nicht, wenn er mit seinem pedantischen Hochmuthe bei meiner Freude an den Blumen von „einem höhern Zwecke der Natur als meine Kränze auszustaffiren" spricht und von den Tänzen, die ich ihn zu spielen bitte, behauptet, daß sie üble Pfiffe enthielten. Das ist wol keine Selbstsucht und keine Freudenstörerei? — „Mir däucht, Emma," nahm die Mutter ernsthaft wieder das Wort, „ich hätte Alphons weder angeklagt noch entschuldigt, sondern Dir nur gerathen, um Deiner selbst willen liebenswürdiger zu sein und um Deines Gewissens willen milder. So lange Du neben Alphons aufwächsest, hast Du noch keines der evangelischen Hauptliebeswerke an ihm thun können, und wenn es darauf ankäme, Einer den Andern aus dem Wasser, dem Gefängnisse, vom Tode zu retten, möchte Alphons der zum Helfen Fähigste sein. Ich rathe

Dir daher, in Erwartung jener Extreme dem Sohne unserer Freundin und Deinem Nächsten die einzige Wohlthat zu erzeigen, die vielleicht auf immer in Deiner Hand steht — ihn mild und ungehässig zu behandeln.

So streng war Emma noch nie von ihrer Mutter getadelt worden. Sie fühlte ihr Unrecht; aber der Gegenstand, der sie dazu verleitet hatte, konnte ihr nicht lieber werden. Sie vermied Alphons, wo sie konnte, und war im unvermeidlichen Falle ängstlich höflich gegen ihn. Alphons kam ihr in diesem Betragen entgegen; aber in demselben unvermeidlichen Falle behandelte er sie wie ein unbequemes Kind, dessen Willen man schnell befriedigt, damit man es los wird. Ganz anders entwickelte sich sein Gefühl gegen Emmas Mutter. Seit Frobig ihm durch seine vertrauliche Behandlung Zuversicht eingeflößt hatte, drückte er gegen diese ein angelegentliches Verlangen aus, ihr Ehrerbietung zu beweisen, Liebe abzugewinnen; er betrug sich wie ein pflichtbeflissener Sohn. Seine Mutter allein schien für ihn eines andern Geschlechts, schien für ihn ein Weib zu sein; er drückte fast Leidenschaft für sie aus. Sorge, Unruhe, Vorbereitung zu überraschenden Freuden, Abwenden des geringsten Wehes beschäftigten ihn für sie. Nie drückte er Anna mehr Herzlichkeit aus, als wenn er sie bei seiner Mutter fand; wenn er wahrnahm, daß ihre Gesellschaft deren oft schwermüthigen Sinn zerstreut hatte. Er konnte in solchen Augenblicken mit überströmender Dankbarkeit in seinen Blicken ihre Hände fassen, und die wenigen Minuten, die ihm seine Stu-

dien erlaubten, in ihrer Gesellschaft zuzubringen, mit einer Leichtigkeit, einer gefälligen Heiterkeit an ihren Gesprächen theilnehmen, die sonst Jünglingen dieses Alters ganz fremd sind.

Dieses Misverhältniß der beiden Kinder gegen einander brachte anfänglich einige Mistöne zwischen den beiden Frauen hervor. Jede glaubte ihr Kind von der andern zu streng beurtheilt und war über seine Ungebühr doch selbst am tiefsten gekränkt. Bei irgend einer Veranlassung kam es endlich zu einer Erörterung. Juliane sagte zu Frobig: ich fürchte doch, daß der junge Mensch durch seine schwärmerischen Begriffe von Männerernst und Männerwürde überspannt wird. Sie geben ihm eine pedantische Strenge, die zu seinem Alter gar nicht paßt, und die Emma wirklich zu unweiblichem Übermuthe reizt.

Anna erröthete vor doppeltem Unwillen; sie war sich ihrer Tochter Unrecht bewußt und sah Julianens Bemerkung über Alphons als einen Tadel von Frobig's Pädagogik an. Liebe Juliane, nahm sie das Wort, ich würde ebenso gut fürchten, daß wir Emma zu lange haben Kind sein lassen und nun den Muthwillen in ihren Äußerungen, dem wir sonst unter dem Namen von Unbefangenheit Beifall gaben, vorlaut und rauh nennen. „Dann wär' ich allein schuldig, meine Freundin," erwiderte Frau von Ahlen; „denn ich habe auf diese lange Kindheit gedrungen. Vielleicht hatte ich Unrecht; allein was jetzt vorfällt, kann mich unmöglich davon überzeugen." Beide schwiegen nun mit unangenehm bewegtem Gemüthe.

Frobig, der bisher stillschweigend zugehört hatte, sagte nun mit schmeichelndem Tone: Meines Erachtens, meine Lieben, beweist die jetzige Verstimmung der beiden Kinder mehr als Alles die Naturgemäßheit unsrer bisherigen Erziehung. Ein paar Gärtner könnten sich ebenso gut beklagen, wenn die Zeit käme, wo der Rosenstock des Einen anfängt, sich mit Dornen zu besetzen, und der Mandelbaum des Andern, eine harte Rinde zu bekommen. Wie wollt Ihr's denn anders haben, gute Mütter? Er sah beide an und schwieg lange genug, um ihnen Zeit zur Antwort zu lassen; nahm aber, da sie sich nur verlegen, aber besänftigt ansahen, wieder das Wort: Möchten Sie denn, liebe Juliane, daß Emma, nun sie nicht mehr mit Alphons toben und lärmen kann, sich wie ein zierliches Fräulein betrüge, vom Mondschein und Saitenspiel mit ihm spräche? Da möchte Ihnen doch wol für ihre Natürlichkeit sehr bang werden. Oder Du, liebe Anna, möchtest Du, daß der Krauskopf mit Deiner Emma einen Roman aus der Unschuldswelt spielte und die Herzenskraft, die in sechs, acht Jahren seine Leidenschaften bezwingen soll, jetzt im Zwitterkitzel zwischen frühreifer Sinnlichkeit und dunkeln Empfindungen vergeudete?

Beide Frauen blickten erröthend auf ihr Nähzeug. Mir däucht, fuhr Frobig nach einer Pause wieder fort, beide Kinder stehen an ihrem rechten Platze. Die Erkenntniß entkeimt in ihrer Brust; da sie aber nur dahin gediehen ist, wo sie den Unterschied der beiden Geschlechter ahnt, ohne sich nach einer Vereinigung irgend einer Art zu sehnen, stößt sie ab; Jeder strebt unabhän-

gig von dem Andern zu bleiben und wird ihm feindlich. Laßt die Erkenntniß reifen, dann werden sie sich Gerechtigkeit widerfahren lassen, deren Art wir geduldig abwarten müssen. Eine solche Periode wie die jetzige muß in der Entwickelungsgeschichte des jungen Menschen ihren Platz finden; sie erscheint nur greller in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen, weil sie gegen die Natur, die in den Kindern ihren Gang fortgeht, streiten.

Die guten Frauen wußten nichts Erhebliches gegen Frohig's Erklärung einzuwenden; Juliane dankte ihm mit glänzendem Auge, in dem aber doch ein Ausdruck von Fehlschlagung lag. Anna sagte neckend: „Bist Du nach dieser gelehrten Deduction nicht etwa überzeugt, wir beiden Frauen müßten uns wegen der naturgemäßen Unverträglichkeit unserer Kinder nur um so mehr lieben? Und sie wäre nur eine Wohlthat mehr? Das sähe doch Deinem Optimismus sehr ähnlich." Frohig war nach seiner Rede sinnend auf- und abgegangen, jetzt blieb er vor Anna stehen, hob ihre Hand an seinen Mund und sagte mit einer Rührung, die ihre Worte schwerlich hervorgebracht haben konnten: Du hältst mich also für einen Optimisten, mein gutes Weib? O, möchtest Du mir das alle Tage meines Lebens sagen können! Das bewährte die vollendetste Entwickelung Deines Freundes.

Dieses Gespräch hatte alle Mißtöne über die Verkehrtheit der beiden Kinder aufgelöst. Vertrauensvoll überließen die beiden Frauen Alphons der Führung ihres Freundes und blieben mit Emmas Ausbildung ge-

meinschaftlich beschäftigt. Die Jahre eilten ohne besondere Vorfälle vorüber, sodaß Alphonsens Abreise zur Universität herankam, ohne daß der Erzähler etwas Anderes von ihnen sagen kann.

Alphons sah seiner Abreise mit sehr gemischter Empfindung entgegen. Die Trennung von seiner Mutter konnte er nur durch eine stoische Unterwerfung unter die Nothwendigkeit ertragen; aber die Aussicht der wichtigen Jahre, die seine ganze Zukunft bestimmen sollten, überwältigte ihn durch die zahllosen Bilder, die seine Phantasie in sie hineindrängte. Wissenschaft, Umgang mit Menschen, Ausbildung seiner Kräfte zur Unabhängigkeit vom Schicksale — er wußte, daß dieses, seit er denken konnte, seine Aufgabe gewesen war; aber bisher hatte Alles, was ihn umgab, ihm liebend streben und gut sein helfen; forthin, fern von allen seinen Lieben, führte er allein die Waffen, drang er allein zum Ziele. Er sah dann auch wieder seine Abreise wie den Eintritt in einen geheimen Orden an; oft war es ihm, als würde ihn sein Genius schon leiten, oft wartete er auch auf die Erfüllung von Frobig's Versprechen, als enthielte sie die Weihe dieses Ordens.

Die Zeit nahte nun heran, in der Frobig versprochen hatte, ihm die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich seit drei Jahren mit dieser Erwartung, und seit er wußte, daß ein Geheimniß in Frobig's Schicksal war, hatte er es bei hundert Gelegenheiten in ernstern und vertraulichen Äußerungen seines Lehrers zu ahnen geglaubt. Schmerzvoll mußte es sein; denn die Weichheit in Frobig's

Charakter, die er von gleichgültigen Menschen wol Weichlichkeit nennen hörte, die Vorsicht im Umgange, die wie Wunderlichkeit aussah, zeigten sich nie in ihm, ohne daß sie eine sichtbare Unruhe aufregten, in die seine Seele versank, nach kurzem Kampfe aber heiterer und Freude um sich zu verbreiten noch bemühter herauskam.

Nur noch wenige Tage blieben bis zum Abschied übrig, als Frobig seinen Schüler einlud, einen einsamen Spaziergang mit ihm zu machen, um einer lieben, oft besuchten Gegend Lebewohl zu sagen. Hier mochte er wol sein Versprechen erfüllt haben.

Etwas Wichtiges mußte mit Alphons vorgegangen sein, denn er kam in einer Fassung zurück, der er, ungeachtet der Mühe, die er anwendete, keine Ruhe zu geben vermochte; Frobig selbst schien erschüttert und um den Jüngling besorgt. Dieser drückte in Allem, was er gegen Frobig, gegen dessen Frau, gegen Emma that, eine zärtliche, schüchterne Unterwürfigkeit aus, als habe er Unrecht gut zu machen, Unglück zu verhehlen, Verlust zu ersetzen. Er betrug sich wie ein zärtlicher Sohn, der nach langer Abwesenheit in die Heimath zurückkehrt und die lange aufgesparte Liebe verschwenderisch und durch die lange Entwöhnung dennoch schüchtern vertheilt. Selbst Emma erstaunte über die Bemühung, jedem ihrer Wünsche zu begegnen, und meinte, wenn er immer so gewesen wäre, würde ihr seine Abreise sehr weh thun. Frobig suchte ihn die nächsten Tage zu zerstreuen; er war aber selbst verändert, es war ein tieferer Ernst in sein Wesen gekommen, es schien, als wenn

auch er seit jenem Spaziergange mit Alphons die Eitelkeit menschlicher Weisheit, die Flüchtigkeit menschlichen Glückes von Neuem ins Auge gefaßt hätte und darüber erschrocken sei. Juliane ängstigte sich um die Stimmung ihres Sohnes, sie sagte schonend zu ihm: Es scheint, Dein väterlicher Freund läßt Dir keine schmeichelhafte Täuschung für die Zukunft übrig; Du gehst ihr ernst entgegen, mein Sohn. Vielleicht zu ernst für ein Herz, das Glaube und Hoffnung belebt. — Glaube und Hoffnung und Liebe sind unerschüttert in mir, Herzensmutter, antwortete der Jüngling; und wenn die Lehren meines Freundes Täuschung zerstreuen, so entzünden sie dagegen ein Licht in meinem Innern, das die Täuschung ersetzt. Was in mir arbeitet, ist der Durst nach Tugend neben der immer heller werdenden Überzeugung, daß Tugend heutzutage nur in einem Kampfe besteht, der die schönsten Kräfte verzehrt. So jung, wie ich bin, ist es bitter, der Erlangung des höchsten Erdenglücks zu entsagen. — Juliane sagte mit stillem Weinen: Wenn wir ehedem von Cato lasen und Phocion und Brutus, da glühtest Du und versichertest mir, also für das Gute zu sterben, sei seliger als das genußvollste Leben. — Alphons lächelte schwermüthig: So zu sterben! Ich war ein glücklicher Knabe, meine Mutter; Sie hatten mich zu einem glücklichen Knaben erzogen, da ich das damals so lebhaft empfand; und weil das Gefühl noch so lebendig in mir ist wie damals, bin ich so ernst. Ich lerne immer mehr, daß es nicht mehr um einen großen Tod gilt, sondern nur

um ein verkümmertes Leben. Wie sagt doch Shakspeare von ihm?

to bear the whips and scorns of time,
th' oppressors wrong, the proud man's contumely
— — the spurns that patient merit of the unworthy takes — —

Das ist es! — und freilich, dazu haben mich Frobig's Gespräche besser vorbereitet, als schädliche Erfahrungen es gekonnt hätten. — Aber der Glaube, mein Alphons, schließt auch Glauben an die Menschen mit ein, und Du weißt, daß nach der alten Sage der Altvater um zehn Redlicher willen eine ganze Stadt gerettet haben wollte.

Wie der Jüngling nun endlich abgereift war, schien die Lücke, die er in Frobig's Hause gelassen hatte, viel merklicher als die Leere, die seine Mutter empfand. Julianens ganzes Leben war viel mehr einer verschwiegenen Vergangenheit und einer bang erwarteten Zukunft, als dem gegenwärtigen Augenblicke gewidmet. Der ersten gehörte ihre selten unterbrochene Einsamkeit; der andern, die sie einzig auf das Wohl ihres Sohnes gründete, brachte sie jedes Opfer, das ihre helle Vernunft für nöthig erkannt hatte. Anna war eine feinfühlende; geistvolle Frau; bei dieser ist Neugier keine waltende Schwäche und bei Frobig hätte auch eine Neugierige das Fragen verlernt, indem er über sich und seine Schicksale nie Neugierde erregte noch befriedigte. Dennoch hatte ihr Julianens gänzliche Vereinzelung die Bemühung eingeflößt, zu errathen, zu sol-

gern; aber ihr Verhältniß nahm bald den Charakter wahrer Freundschaft an, die reiner Liebe auch darin ähnelt, daß sie auf Glauben gebaut ist und sich in Erkenntniß entwickelt. Anna hörte auf, neugierig zu sein, je mehr sie erkannte, daß Juliane ein reines Herz erhalten habe. Auf welchen Wegen sie das Schicksal geführt hatte, that ihr zu wissen nicht mehr noth. Dornig mußten sie gewesen sein, das nahm sie an den schmerzlichen Erinnerungen wahr, die sie oft bekämpfte, und an der Heftigkeit, mit der sie gewisse sittliche Begriffe wie eine davongetragne Beute vertheidigte. Oft sah sie dieselbe bei dem Schicksale der Witwen im tiefsten Schmerze versinken und wunderte sich nicht, da sie gewiß war, daß sie ihres Gatten Tod beweint hatte; allein der Schmerz galt nicht seinem Tode. Hingerissen sagte sie einst bei einem solchen Schicksale: Heil dem Weibe, das seinen Gatten beweinen darf! und warf dadurch bei Anna einen Verdacht auf das Andenken des ihren. Anna bemerkte von dem ersten Jahre ihrer Bekanntschaft, daß sie an einem bestimmten Tage des Jahres nicht ausging, jeden Besuch verbat und den ganzen Zeitpunkt über sehr bewegt schien. Einst ging Anna den auf ihre geheime Feier folgenden Tag zu ihr und fand sie, sichtbar angegriffen, mit einer Menge Papiere beschäftigt, die sie, wie immer wenn man sie am Schreibtische fand, sorgfältig verbarg. Anna machte ihr liebevolle Vorwürfe über die Spannung, die der gestrige Tag ihr gekostet zu haben schien. Juliane versicherte mit Heiterkeit, er sei sanft verflossen. Ich will, setzte sie erröthend hinzu, Ihnen einen Be-

weis davon geben. Er deute Ihnen zugleich die Feier des gestrigen Tages an, von dem ich Ihnen nie mehr als dieses sagen kann. Wer seine Worte in ein Sylbenmaß bringen kann, wie fehlerhaft es auch sei, der hat die Gewalt des Schmerzes bezwungen. Dabei zog sie ein flüchtig geschriebenes Papier aus dem Schreibtische; Anna las Folgendes:

Psyche's müder Fittig sinket
In dem Kampfe mit dem schweren Leben.
Ganz gefesselt, beugte sie den Nacken freudig,
Denn die Schwesterpsyche ihr zur Seite
Lächelte ihr Liebe zu.

Ach, des Vaterlandes waren sie vergessend
Und vergessend ihrer Knechtschaft;
Schöne Träume, hohe, ihres Ursprungs würdig,
Trogen dreimal selig die Getäuschten;
Und wenn das unfaßliche Entzücken
Sie an ihre Bande mahnte,
Schwebten sie zum Äther aufwärts in noch schönern Träumen.

Da kam still der Knabe mit gesenkter Fackel,
Löfete der einen Psyche Bande,
Ohne auf der Schwester Fittige zu achten.
Der Befreiten Flügel spielte sieben Farben,
Und entfaltet hob er sie zum Äther.

O du mit dem leisen Finger,
Der so schnell die Bande löset,
Ach, du sahst sie nicht verschlungen
Mit den Fittigen der Schwester!
Um die Eine zu befreien, hast die Andre du gelähmt.

Schmerzvoll flattert nun die Arme,
Wunden Fittigs schlägt sie ihres Kerkers Wände,
Strebt umsonst der Schwester nach.

Sag mir, sende einen Boten,
Ob die Freie sich nicht sehnet nach der Knechtin?
Ob aus Lethe's Flut sie wollte trinken,
Oder irrt am stygischen Gestade?

O du schwerer Bande Löser,
Sei mir Bote, mir Befreier!
Brich des Fittigs schwere Fessel,
Den du grausam mir gelähmt.

Nach dem Lesen dieser Zeilen mußte alle Neugier verschwinden. Sie war in diesem Augenblicke in Wehmuth und für die ganze Zukunft in behutsame Schonung verwandelt.

Unter den zuweilen gewagten Grundsätzen, welche Juliane vertheidigte, war einer, den Frobig ebenfalls mit einer Art Härte und Leidenschaft behauptete, die ihm sonst fremd war. Er betraf die Zudringlichkeit des innern Bewußtseins, um sich über das Urtheil der Welt und die Folge der Handlungen zu beruhigen. Aus ihrem Gesichtspunkte war Reue ein dem edeln Menschen unanständiges Gefühl, das nach Frobig's Ausdruck den Sünder stempelte. Der edle Mensch kenne nur Erkenntniß des Irrthums und Entschluß zur Besserung. Anna fand diese Ansicht sehr gefährlich und ließ sich nur halb und halb durch den gleich neben sie hingestellten Grundsatz von Streben nach Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung beruhigen. Zu Julianen sagte sie

halb vorwerfend: „Ich begreife nicht, wie Sie Ihre zarte Weiblichkeit, Ihre fast ängstliche Sorge, auch jeden Schein zu vermeiden, bei diesen Grundsätzen haben bewahren können.“ — Liebe Freundin, erwiderte diese, weil das Bewußtsein auch der Reinheit bedarf, die in Vermeidung des äußern Scheines besteht; es sei denn, daß eine höhere Pflicht ihn aufzuopfern gebietet. — „Aber eben diese Unterscheidung, Juliane? Wie kann ein von Leidenschaft so leicht bewegtes Wesen als der Mensch, wie kann er sich stets die nöthige Klarheit des Verstandes zutrauen zu dieser wichtigen Unterscheidung.“ — Julianens Gesicht ward bei dieser Frage mit Blut übergossen, sodaß Frobig dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben bemüht war.

Diese Juliane, wehmüthig und doch fest, gefaßt und doch so leicht ergriffen, ertrug Alphonsens Abwesenheit leichter als Frobig. Sie klagte nicht; denn ihr Sohn war auf dem Wege, den sein Wohl ihm vorschrieb; aber sie sah aus wie eine standhafte Kranke, die in langen Winternächten die Rückkehr des Tages erwartet.

Frobig klagte, daß er sich alt werden fühlte, seit Alphons' junger Geist den seinen nicht mehr an seine eigne Jugend erinnere, und suchte Zerstreuung. Emma bot sich ihm dar, und mehr weil sein Schüler ihm fehlte, als weil er ein Mädchen dessen bedürftig hielt, fing er an, sie zu unterrichten. Er benutzte die in jener Zeit auflebende Bemühung unsrer Landsleute, die Schätze der Alten in unsre Sprache zu übertragen.

Bei dem oberflächlichen Unterrichte nach französischen

Lesebüchern, den Emma bis jetzt von ihrer Mutter erhalten hatte, trat sie an ihres Vaters Hand in eine neue Welt, wie er ihr die griechische Mythe und die Geschichte der großen Männer des Alterthums kennen lehrte. Lange Zeit konnte sie nicht glauben, daß der Orpheus, von dem ihr Vater ihr erzählte, daß die Göttermutter und die Feier ihrer Feste eben die Wesen seien, von denen Lady Spirituelle der Mademoiselle Bonne ihre Lectionen aufsagte. Noch befremdeter ward sie, da sie Frobig Stücke aus dem Herodot lesen ließ und sie nun die hohen Gestalten alle in ihrer natürlichen Einfachheit sah.

Sonderbarer Weise stellte sich von nun an neben jeden Helden des Alterthums das Bild des misfälligen Alphons.

Frobig hatte dem Alphons häufig, besonders in frühern Jahren seine Lehrstunden in Annens Cabinet gegeben und später war, zu beider Mütter großer Zufriedenheit, die Theezeit unterrichtendem Gespräche und der Durchsicht mancher Ausarbeitung des Jünglings gewidmet gewesen. Emma hatte daneben mit ihrer Puppe gespielt, später auch, oft schmollend über die ernsthafte Unterhaltung, an ihrem Reißbret gesessen. Jetzt war's, als hätten alle die alten Namen in einem Winkel ihres Kopfes geschlafen, und träten nun, durch des Vaters Unterricht erweckt, in ihr Bewußtsein hervor. Aber sie kamen nicht allein, sondern zu ihrer großen Beschämung stand Alphonsens Name neben einem Jeden und erinnerte sie, wie sie um manch eines willen ihn verspottet oder erzürnt hatte. Oft zerstreute sie eine solche Erinnerung

so mächtig, daß es der Vater bemerkte und sie befremdet ansah, wie sie erröthend antwortete: Alphons habe diese Geschichte auch gelernt.

In Emmas Alter — sie mochte damals sechzehn Jahre alt sein — kennt das Gefühl in Leid und Freude weder Raum noch Zeit. Gern wäre sie bis nach Göttingen gepilgert, um ihre Schuld zu büßen; da das nun aber nicht thunlich war, versöhnte sie Alphons durch stete Erinnerung an jeden ähnlichen Vorfall, an Alles, was sie ihm Leids gethan, an Alles, was ihm Freude gewährt hatte, machte das Letzte alles zu Gegenständen ihres Wohlgefallens und vertilgte die Regung, die sie zu dem Andern verleitet hatte.

Die Ältern erstaunten über die Veränderung in dem sonst so kindischen, oft den Anschein nach untheilnehmenden, ja selbstsüchtigen Mädchen. Anna hatte oft für sie gefürchtet, weil sie selbst ihre Wohlthätigkeit mehr aus Liebe zur Wirksamkeit als aus Wohlwollen zu üben schien. Jetzt ward eine herzliche Weichheit ihre gewöhnliche Stimmung, und neben dem Unterricht ihres Vaters suchte sie nur tragische, ernste Dichtkunst zu ihrer Lecture auf. Die beiden Mütter lebten ihre Jugend noch einmal durch in solchen Erscheinungen dieses lieben, sich selbst noch so räthselhaften Gemüths. Jede schien die Entwickelung dieses Räthsels zu errathen, zu wünschen; aber wie durch ein höheres Gesetz geleitet sprachen sie sie nie aus; im Gegentheil beschlossen sie, wie durch Einverständniß bewogen, der schwankenden Empfindung des jungen Mädchens einen wirklichen Gegenstand zu geben.

Emma hatte einer Wöchnerin Kleidung für ihren Säugling gemacht. Die alte Magd, welche ihre Almosen vertheilte, sprach mit Bewunderung von der Schönheit des Kindes und mit Unwillen von der Gewißheit, daß es aus Mangel an Sorgfalt dennoch zu sterben bestimmt sei. Emma legte der Alten die schönsten Ermahnungen in den Mund, die sie der Mutter, so oft sie ihr Suppe brächte, wiederholen sollte, und bestand auf der Unmöglichkeit, daß eine Mutter ihr Kind möchte sterben sehen, wie mühselig seine Pflege ihr auch würde. Nach vierzehn Tagen begegnete sie auf dem Vorhaus einem Weibe, das ein blühend schönes Kind auf den Armen trug, das, ärmlich, aber sehr reinlich gekleidet, durch seine zarte Haut und edeln Ausdruck ihr auffiel. Die Frau redete Emma mit der Nachricht an: daß Gott die Gnade gehabt hätte, ihr Kind wieder zu sich zu nehmen, und sie nun komme, für die empfangenen Wohlthaten zu danken.

Emma nahm daraus ab, daß ihre alte Almosenpflegerin der Wahrheit gemäß prophezeit hatte. Mit empörtem Gemüthe wendete sie sich ab und ermahnte sie trocken, das überlebende Kind nicht auch sterben zu lassen. Die Frau drückte es lebhaft an sich und rief: Das verhüte der Herr Gott! Wenn es gleich nicht mein Kind ist, möcht' ich's um des Lebens willen nicht entbehren. — Diese Worte bewogen Emma zu einigen Fragen, durch die sie erfuhr, daß dieses schöne Kind die Nichte der Frau, eine vater- und mutterlose Waise sei, die sie einzig mit ihrer Hände Arbeit ernähre. Diese Entdeckung beschämte Emma, die ihr im Herzen schon

alles Menschengefühl abgesprochen hatte; sie verwirrte aber auch alle ihre Ansichten von der Moralität dieser Frau. Emma wußte noch nicht, welche Widersprüche Bedürfniß und natürliche Güte, Leidenschaft und Erkenntniß im Menschen hervorbringen; wie die ungebildete Classe durch die ersten roh, wie die gebildete durch die zweiten selbstsüchtig wird.

Das schöne Kind hatte auf den Boden verlangt und spielte an dem Treppengeländer, indeß seine Pflegemutter Annen, die dazugekommen war, ihre drückende Lage erzählte. Hört mich an, sagte diese nach einigem Nachdenken, ich weiß, daß der Vater Eures verstorbenen Kindes Euch heirathen würde, könntet Ihr durch ein kleines Kapital Euerm Anwesen aufhelfen. Überlaßt mir das Kind; ich will es erziehen und versorgen; dagegen gebe ich Euch hundert Thaler als Geschenk und leihe Euch andere hundert Thaler auf Eures Bräutigams Grundstück, das mir, wie ich weiß, Sicherheit gibt. Das Kind geht Euch dann aber nichts mehr an; Ihr dürft es auch nicht mehr besuchen; es hat aber auch keine Ansprüche auf Euer Vermögen, wenn es je Euer Erbe werden könnte. Emma hatte hochaufgehorcht und glühte vor Erwartung. Die Frau bat um Erlaubniß, sich mit ihrem Bräutigam zu berathen, und mußte Anna versprechen, die Meinung ihres Beichtvaters einzuholen. Nach acht Tagen war Alles in Ordnung, und Emma hatte zum ersten Mal Friedchens Bettchen neben ihrem Lager stehen. Gewiß war diese Beschäftigung eine sehr heilsame Mischung zu den erwachenden Gefühlen in ihrer Brust. Schwächer ward ihre Bewunderung für

ihre Alterthumshelden oder ihre spätе Reue gegen Alphons nicht; die Liebe für Friedchen kam nur noch hinzu; aber diese bestand in lauter Wirklichkeit, diente also jenen Träumen zu einem sehr heilsamen Gegengewicht. Anfangs ward es Anna schwer, ihrer Tochter den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem sie ihre, für Friedchen übernommene Verbindlichkeit ansehen sollte. Das junge Mädchen hätte das Kind gern behandelt, wie phantastische Mütter ihre Kinder zu behandeln pflegen. Sie hätte es gern zu ihrer Puppe gemacht, so lange es ihr Idol gewesen wäre, um es nachher der Mühe Anderer zu überlassen. Emma sträubte sich, ihren Pflegling zu einem Dienstboten besserer Art, höchstens zu einer Gesellschafterin zu erziehen, und wie Friedchens Liebenswürdigkeit und herrliche Anlagen nach einigen Jahren sie ganz an die Stelle einer Verwandtin gesetzt hatten, deren Mangel an Vermögen man durch eine doppelt reiche Aussteuer an Geschicklichkeit und Tugend ersetzen will, schien Emmas Ausdruck gegen sie noch oft zu sagen: Verzeih der Nothwendigkeit!

Indeß sich in Frobig's Familie unter anscheinender Gleichförmigkeit so manche Erscheinung des Lebens entwickelte, gingen deren nicht weniger an Alphonsens Seele vorüber. Frobig's Einfluß auf seine Erziehung war höchst günstiger Weise für ihn gerade in dem Augenblicke eingetreten, wo die ungetheilte Führung seiner Mutter ihn weichlich und überspannt gemacht hätte. Eine Folge, welche, wie Juliane selbst es früher schon bemerkte, die ernsteste Mutter nicht vermeiden kann;

den seinen uns endlich verband. Ehe ich mit Norberg persönlich bekannt war, hörte ich, daß er Jena eines Zweikampfes wegen habe verlassen müssen, indem er mit ungemeinem Muth einen sehr geschickten Gegner überwunden und treulose Secundanten bestraft hatte. Er lebte hier sehr einsam; die wenigen Professoren, welche Studirende in ihren Häusern aufnehmen, hatten des Vorgangs in Jena wegen ein Vorurtheil gegen ihn. Ich fand ihn von meiner Ankunft an auf der Bibliothek, wo ich in öffentlichen Stunden zu lesen pflege, und nahm wahr, daß er wie ich das historische Fach benutzte. Sein edles Gesicht und seine gebildete Höflichkeit stimmten mit dem Rufe eines Raufers so schlecht zusammen, daß ich ihn in meinem Herzen von aller Schuld freisprach. Es erfreute mich sehr, wie ich ihn zu Anfang dieses halben Jahres unter meinen Mitschülern zur Archäologie erblickte. Bald nahm ich wahr, daß der würdige Heyne ihn nicht mit Gleichgültigkeit behandelte. Es war Aufmerken und Aufmuntern in seiner Seele, die, ganz Wahrheit und Lebendigkeit, sich in seinem Benehmen so leicht verrieth. Ich bemerkte, daß Norberg ihm näher zu treten suchte; er benahm sich dabei bescheiden, aber mit anständigem Selbstgefühl. Die Wissenschaft, die Heyne uns vorträgt, hat das Eigne, die Individualität des Zuhörers unmittelbar zu Äußerungen zu veranlassen. Norberg hat viel mehr Kenntnisse als ich, er hat viel mehr gesehen, wirklich am mehrsten unter den jetzt um Heynen versammelten Jünglingen. Er sah manches Kunstwerk, das Heyne nur aus Beschreibungen kennt, und sagte mir schon bei

mehren Gelegenheiten, daß das reiche Gemüth dieses Mannes allein seiner Wissenschaft, die größtentheils in Anschauung bestände, das Leben gegeben habe, welches ihn fähig mache, die Schönheiten eines Kunstwerks so zu durchdringen; daß seine Bemerkungen erst die Empfindung des Beschauens durch die Beistimmung seines Verstandes erhöhen. Seine Äußerungen gegen Heyne zogen mich an durch ihren poetischen Schwung und ein einfaches, gegen den geehrten Lehrer bescheiden ausgedrücktes Gefühl. Hier auf dieser heiligen Stätte fanden wir uns. Vor den Augen eines edeln Mannes, bei dem Studien der Schönen. Lange blieb Wissenschaft allein der Gegenstand unsers Gesprächs bei zufälligem Zusammentreffen und Zusammengehen, bis wir uns auf dem Lande in einem Gasthofe fanden, wo ein Gewitterregen uns mit einigen andern jungen Leuten eine Stunde lang einschloß. Eine gemeine Klatscherei führte auf die Erörterung der Frage, wie weit die Meinung Anderer unsere Handlungen bestimmen dürfte. Außer Norberg und mir hielten alle die Meinung im gemeinsten Studentensinn für die Richterin unserer Handlungen und beteten mit Paradoxen oder alltäglichen Sätzen alle die Ursachen dafür herunter."

„Norberg suchte mit heiterer Überlegenheit den Satz begreiflich zu machen, daß unser Gewissen der vornehmste Richter unsers Beginnens sein müsse, der aber stets Sitte und Meinung als Beisitzer anhören solle. Ein höchst widriger Mensch, der auch in Jena studirt hatte, behauptete seine Meinung am lärmendsten und sagte endlich zu Norberg: er sei doch nicht immer so gleich-

gültig wie heute gegen die Meinung gewesen, wie seine Begebenheit in Jena gezeigt habe. Ich sah, wie Norberg das Feuer ins Gesicht stieg. Er richtete sich auf und sagte mit festem Tone: daß ich die Sitte ehre, bewies ich damals und habe es so nachdrücklich bewiesen, daß man meine Achtung für sie nie mehr bezweifeln kann. Die ganze Gesellschaft, welche von Norberg's Wesen gewonnen war, suchte durch ablenkende Reden des Unbescheidenen Verlegenheit zu Hülfe zu kommen; mir aber war so unheimlich unter dem Haufen, daß ich, noch ehe die Wetterwolke ganz zerstreut war, davonritt. Ich sah an dem Zuge der Wolken, daß der Abend schön werden wollte; die Luft, die Lichter auf den Hügeln mahnten mich an Frobig's Garten, von dem man auch so die fliehenden Schatten auf den Saaten, das dunkle Grün der Höhen sieht. Mir war mein Pferd lästig, weil es mich hinderte, einen mir bekannten Fußpfad über Thal und Hügel zu nehmen, als ich den kleinen Mann neben mir vorbeireiten sah, der mir meine Hausdienste verrichtet. Lachend fragte ich ihn, seit wann er ein Reiter geworden. — Das sei er noch nicht, antwortete er, sondern er habe bei einem Geschäft in Großenlängen Herrn von Norberg angetroffen, der lieber zu Fuße gehen gewollt und ihm sein Pferd nach Hause zu reiten gegeben hätte. Unverzüglich saß auch ich ab, vertraute mein Pferd dem Alten und eilte meinem Fußpfade zu. Norberg hatte mich die ganze Zeit durch beschäftigt. Seine Schlägerei hatte mich nie gegen ihn eingenommen, aber die Art, wie er jetzt sich über sie geäußert, hatte etwas

Achtunggebietendes. Das zufällige Zusammentreffen unserer Neigungen, da wir Beide, um die Natur zu genießen, das Zufußgehen vorzogen, erwärmte meine Sehnsucht, den Jüngling zu lieben — und dann, ohne dem Zusammenhange nachfolgen zu können, befand ich mich zu Vater Frobig versetzt und vernahm, wie er mich einen Schwärmer nannte; mir war aber, als dürfte ich diesem Vorwurf nur Norberg's edeln Ausdruck, als er von seinem Zweikampf sprach, entgegensetzen, um ihn zu entkräften. Diese Phantasien, die Luft, die mich umgab, das feuchtduftende Thal unter mir, der würzhafte Hauch des Waldes, an dessen Rande ich wandelte, erregten eine unaussprechliche Wehmuth in meiner Brust. In dem Augenblick machte sich Jemand den Hügel herab durch das dichte Gebüsch Bahn, und plötzlich sprang Norberg vor mir auf den Weg herab. Sein Auge suchte die Sonne, die fast am Eingange des Thales zwischen waldigen Hügeln aus dunkeln Wolken her ihre letzten Stralen versandte. Er erblickte mich, und eine so liebe Freude glänzte neben dem Ernste, der es füllte, daß ich ihm unwillkürlich die Hand reichte, und so blieben wir stehen und sahen die Sonne verschwinden. Nach einer langen Weile ließ er mit einem sanften Druck meine Hand los, faßte meinen Arm und setzte langsam den Weg mit mir fort. Da bekam unser Wohlgefallen Sprache, und unsre Geister schlossen einen Bund; ohne Versprechungen, ohne Betheuerungen, ohne Überspannung, ich war nur immer scheu, daß meine Worte so klingen möchten. Und wie er mir gütig wie ein weiserer Bruder sagte, daß meine Zustim-

mung zu seinen Ansichten bei dem Gespräch im Wirthshause ihm gefallen hätte, erröthete ich wie ehemals, wenn ich das Glück hatte, Vater Frobig zu gefallen. Wie ist's doch so sonderbar, meine liebe Mutter, daß Liebe so kindlich macht und so stolz zugleich? — Norberg ging in seinem Gespräch aber schnell darüber hinweg zu andern Gegenständen, daß ich mich überrascht fühlte, als ich wahrnahm, daß ich von Ihnen sprach und von Frobig mit dem Fremden, da ich noch Keinen in der Fremde gefunden hatte, gegen den ich diese theuern Namen aus vollem Herzen hätte nennen mögen. Er hörte mit einer Theilnahme zu, wie nur der reifere Mensch sie bezeigt. Das ist er auch, liebe Mutter, er ist drei Jahre älter als ich und sonderbar bestimmt und besonnen. Seitdem sehen wir uns täglich, aber nur nach vollendeten Geschäften. Er hat etwas Strenges in seiner Selbstbehandlung, dem ich nachzustreben suche. Die jungen Leute nennen ihn deshalb einen Stoiker und sind schlaff genug, um damit einen Spott verbinden zu wollen. Seit diesem Tage war mir stets das Herz voll von ihm; aber weil ich mir bewußt war, daß das Glück mich berauschte, wollte ich Euch nicht davon schreiben, nicht Ihnen, nicht Vater Frobig. Meine Briefe plagten mich, denn ich verschwieg darin, was ich am mehrsten dachte. Nun fühle ich mich aber kühl und wiederhole Ihnen: ich habe einen Freund gefunden, und ich bin reich in ihm, in so einer Mutter, in einem väterlichen Führer, wie Frobig mir ist."

Frobig war, nachdem er Julianen so heftig unterbrochen, sichtbar zerstreut geblieben; nur allmälig schien

er wieder auf das Lesen zu hören, und auch noch nachher blieb er in sich versunken. Juliane fragte ihn besorgt, ob er Alphonsens neue Verbindung tadle. — Aber darüber beruhigte er sie mit Zuversicht und versicherte sie vielmehr seiner Zufriedenheit, daß der Jüngling einen Gefährten gefunden; er meinte, nur sein Verhältniß zu ihm, der ihm stets mehr Freund als Lehrer gewesen sei, könne es erklären, daß ein so empfängliches Gemüth noch keinen Freundschaftsbund geschlossen habe.

So bestimmt er nun über Alphonsens neue Verbindung sprach, so sichtbar blieb es, daß sein Brief einen dauernden, den beiden Freundinnen unerklärlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Widerwille gegen alle neue Berührungspunkte mit den Menschen schien wieder erwacht, so daß er sogar die Bitte seines Fürsten, dem nun erwachsenen Erbprinzen Unterricht über die diplomatischen Verhältnisse Europa's zu geben — ein Fach, das Frobig zu seinem Lieblingsstudien gemacht hatte —, eigensinnig verweigerte. Anna betrübte sich darüber, da in des jungen Prinzen Charakter ein Zug war, der wol lange aufbewahrtes Misfallen an so einer Ungefälligkeit drohte. Auf sein häusliches Betragen und den kleinen Zirkel seiner alten Freunde hatte diese Stimmung gar keinen Einfluß, er drückte im Gegentheil ein noch weicheres, herzlicheres Verlangen aus, sie alle zu befriedigen.

Juliane ward durch jeden nachfolgenden Brief ihres Sohnes noch mehr überzeugt, daß Frobig ihn richtig beurtheilt hatte. Er schien seine Jugend jetzt an seines

Freundes Hand erſt recht zu genießen; ſeine Briefe bezeugten, daß fortſchreitende Geiſtesentwickelung der Grund ſeines heitern Sinnes war. Nur der Zweikampf, von dem Juliane durchaus Sittenrohheit und Leichtſinn nicht ſcheiden konnte, lag der ſorgſamen Mutter im Kopf. Sie mußte wol ihrem Sohne dieſe Bedenklichkeit geäußert haben, denn in einem ſeiner Briefe ſchrieb er alſo.

„Über Norberg's Zweikampf hätte ich Sie ſchon längſt beruhigen können, wenn ich geglaubt hätte, Ihnen bliebe noch ein Zweifel an ſeiner Rechtfertigung übrig. Norberg's Schickſal ward allein durch die Schlechtigkeit ſeines Vaters beſtimmt; denn wie vorſichtig er auch jedes harte Wort vermeidet, nehme ich doch aus Allem wahr, daß er ihn verabſcheuen muß. Einer ſeiner Landsleute beging in Jena die Ungebühr, dieſes Mannes gegen ſeinen Sohn geringſchätzend zu erwähnen; dafür züchtigte ihn mein Freund. Und wahrlich, meine Mutter, der Sohn, der das ertragen hätte, wäre mein Freund nicht geworden. Den Schmerz, den Norberg bei dem Namen ſeines Vaters empfindet, kann ich nie erfahren; wehe aber, wenn es je Einer wagte in meiner Gegenwart Sie, oder Frobig, oder wen ich ehre wie Euch, mit einem Schatten von Tadel zu nennen! u. ſ. w.“

Juliane las dieſen Brief wie gewöhnlich ihren Freunden vor, das geſchah faſt nie ohne lebhafte Rührung; aber dieſes Mal ſchien ſie doch ſo lebhaft ergriffen, daß Anna im Begriff war, ihr eine weibiſche Sorglichkeit über die Sicherheit ihres Sohnes ſchuld zu geben, als

sie ihren Mann ebenso heftig bewegt sah, und plötzlich der Gedanke in ihr aufstieg, daß Norberg's Schicksal eine besondere Beziehung auf ihn haben müsse. In dieser Meinung ward sie noch bestärkt, wie er Julianen dringend auftrug, ihrem Sohn ans Herz legen, daß die Schonung gegen seinen Freund ihn auffodere, der traurigen Verhältnisse mit seinem Vater nie zu erwähnen, weil ein solcher Kummer, ausgesprochen und mitgetheilt, das Herz mit unleidlicher Schärfe zernage. Später schrieb er ihm selbst: wie er seine ehemaligen Lehren ihm nochmals wiederhole und ihn bitte, zwischen sich und seinem Freunde die gemeine Schwachheit der Jugend nicht einzuführen, die sich darin gefiele, sich über ihre Empfindungen zu unterhalten; es sei eine weit männlichere Behandlung seiner selbst, wenn man seine Empfindungen, beträfen sie Freude oder Schmerz, erkenne und ordne, um die schmerzlichen zu besiegen, die beglückenden zu mäßigen; das geschehe aber besser im stillen Verkehr mit dem Genius in unserer eignen Brust; das laute Wort, der theilnehmende Blick des Freundes, nähme uns dabei oft die Ruhe, die der Sterbliche bedürfe da, wo er dem Schicksal still halten müsse.

Die zu Alphonsens Universitätsstudien bestimmten Jahre waren nun verflossen; Juliane erlaubte ihm, noch Berlin und Dresden zu besuchen, ehe er nach ** zurückkehrte, und dieses Vierteljahr vielfaches Auffassens von Menschen und Gegenständen jeder Art nach der Entwickelung des Gemüths durch Einförmigkeit und Regel, bei dem Genuß einiger Freundschaft, welche er

in Göttingen erlangte, hatte auf das vortheilhafteste auf den Jüngling gewirkt. Gesund an Körper und Geist erschien er vor seinen Freunden. Juliane schien von seinem Anblick überwältigt; aber die Erinnerung mußte mehr Theil haben an ihrer Rührung als die Gegenwart; denn wenn die Freude gleich ihre Thränen hat, so lösen sie sich doch in Heiterkeit auf; Julianens Thränen aber beim Wiedersehen ihres Sohnes versiegten in staunendem Schmerz. Frobig's Freude dagegen war das Entzücken des Künstlers, der seinen Guß, von der Form befreit, als vollendetes Werk zum ersten Mal ins Auge faßt. Sie siegte sogar über seine Menschenscheu, und er gerieth, um seinen Pflegesohn bei seinem Fürsten und mehren angesehenen Männern einzuführen, in einen Gesellschaftskreis, den er seit seiner Heirath vermieden hatte. Man ehrte Frobig als einen vortrefflichen Geschäftsmann; da er aber seit vielen Jahren aus der gesellschaftslustigen Welt entfernt war, erstaunte diese, in dem störrischen Eremiten, wofür sie ihn gehalten hatte, einen Mann zu finden, der zwar der Späschen, Epigrämmchen und Stichwörtchen des Tages nicht kundig war, aber sich unter den elegantesten Leutchen ausnahm wie eine antike Urne unter modernen Vasen: die Schaulustigen drängen sich zu ihr und suchen dem neuen Stoff durch ihre edlern Formen erst Anmuth zu geben. Gewann ihm sein persönliches Verdienst einen angenehmen Platz in der Gesellschaft, so verschaffte ihm die Liebenswürdigkeit seines blühenden Pflegesohnes bei Müttern und Töchtern nicht minder große Gunst. Plötzlich war die Lebensgeschichte

seiner, seit zehn Jahren von der schönen Welt vergessenen Mutter der Gegenstand des Gesprächs. Man wußte, daß Frau von Ahlen lange in Italien gelebt hatte, daß sie alle ihre Gelder von einem venetianischen Hause beziehe, und setzte listig winkend hinzu, daß ihr Sohn ein echt römisches Gesicht habe. Nun erinnerte sich jeder der ergrauten Höflinge, die vor dreißig Jahren ihren Fürsten nach Italien begleiteten, daß er irgend einem Principe oder gar einem Kardinal ähnlich sähe, und die alte Oberhofmeisterin, die Ninon des Hofes, versicherte mit Künstlerzuversicht, in Rom nur sähe man dieses kühne Profil, diese glühenden Augen, dieses kräftige Kinn. Tausend Mal sah ich sie dort, setzte sie hinzu, an den seligmüßigen Burschen, welche die Springbrunnen umlagern oder im Schatten der Pinien tanzen. Diesem jungen Mann fehlt nur die kräftige Muskulatur, durch welche jene Menschen zu wahren Heroengestalten geprägt werden.

Indeß der Müßiggang auf der einen, die Planmacherei auf der andern Seite sich mit Alphons, seiner Abstammung und seinen günstigen Aussichten beschäftigten, verlebte Frobig's Familie, in der wir Juliane und ihren Sohn immer miteinbegreifen, glückliche Tage. Nach kurzer Zeit hatte Alphons die ersten Schritte zu seiner bürgerlichen Versorgung gethan und durfte hoffen, durch seine Kenntnisse unter Frobig's Anleitung einen rühmlichen Weg zurückzulegen. Die äußern Verhältnisse waren demnach alle geebnet; nicht also stand es mit den Verhältnissen seines Herzens. Sehnsucht ist das Loos der Jugend; ihre unbeschäftigte Kraft bedarf

Widerstand, sich daran zu üben; fehlt er ihr durch wirkliche Fehlschlagung und Unglück, so sucht sie ihn in dem geordnetsten Entwickelungsgange ihres Schicksals, um nur Nahrung für ihr Bedürfniß nach lebhaften Empfindungen zu finden. Wie sonderbar nach Alphonsens Abreise Emmas Mißfallen an ihm sich in Neue verwandelt, haben wir erzählt. Sie hatte sich nach dem Augenblick gesehnt, in dem sie ihr begangenes Unrecht gegen ihren Jugendgeführten wieder gutmachen könnte. Alphons hatte von dem Tage an, da wir vermuthen, daß ihn Frobig zum Vertrauten seiner Lebensgeschichte machte, fast eine ähnliche Empfindung über seine Knabenunarten gehabt; er erneuerte vor sich selbst das Gelübde, das mit ihm gleichsam aufgewachsen war, stets ihr Bruder und Beschützer zu sein.

Bei der Stimmung, in welcher die beiden jungen Leute gegen einander gelebt hatten, war's natürlich, daß er sich Emma, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, während der Jahre seiner Abwesenheit auch nicht anders dachte, als in der Gestalt, in der sie ihm bei seiner Abreise erschienen war. Bei der Aussicht auf ihr Wiedersehn nahm er sich fest vor, ihren anmaßenden Launen, wie sehr sie auch durch die Ansprüche des Mädchenalters wären vermehrt worden, mit brüderlicher Nachsicht zu begegnen. Beide empfanden bei ihrem ersten Anblick, daß sie sich in ihrem Vorsatze betrogen. Der Alphons, den Emma um Verzeihung bitten wollte, war nicht der milde, schwärmerisch blickende Mann, der sie erröthend und mit einer Stimme ansprach, die eine ganze Welt von Empfindung verkündigte. Und diese

Jungfrau mit tiefathmender Bruſt, mit reiner, ſtolzer Stirn, war auch nicht die Emma, deren Spott ihn ehemals verwundete; dieſe Augen unter langen Wimpern, aus welchen große Tropfen rollten, waren jene nicht, die ihn ſo oft mit kalten Blicken mißfielen. Ihre Thränen beſiegten Erſtaunen und Schüchternheit; er rief: Emma, erlauben Sie mir Ihr Bruder zu ſein, da ich hier ſo ganz Vatergüte genieße! Indem er hier ſeine Hand Frodig und Anna darbot, hatte er das Mädchen umſchlungen und drückte ſie ehrerbietig an ſeine Bruſt, ohne mit ſeinem Mund ihre glühenden Wangen zu berühren. Keiner in dem kleinen Kreiſe hatte dieſen Auftritt erwartet; Jeder war beſtürzt über die Folgen, die er haben ſollte, und Alle verlegen, wie ſie gar keine daraus hervorgehen ſahen. Emma hatte gehofft, recht unbefangen und ſchweſterlich mit Alphons zu leben, und ſie empfand eine Schüchternheit, die ihr gegen jeden andern Mann fremd war. Alphons fühlte bei ihrem erſten Anblick die Macht einer Empfindung, die er bisher nur bei flüchtigen Eindrücken zu bekämpfen gehabt hatte; aber vom Augenblick dieſer Entdeckung an nahm er ſich vor, ſein Herz nie laut werden zu laſſen, bis ſeine bürgerliche Lage ihn berechtigte, Hausvater zu werden. Wenn der Erzieher einen Zögling vor ſich hat, der des Einfluſſes ſeiner Perſönlichkeit ſehr empfänglich iſt, wenn dieſer Lehrer zugleich der Gegenſtand ſeiner lebhaften Theilnahme iſt, und alſo ſeine Lehren durch ihren Sinn und ſeinen Einfluß das junge Gemüth durchdringen, ſo entſteht eine Entäußerung ſeiner ſelbſt, die in ihrer rührenden Stärke den Erziehern und Bild-

nern der Jugend oft entgeht oder nicht von ihnen anerkannt wird. Diese Entäußerung seiner selbst wirkte jetzt in Frohig's Schüler; er gedachte der Worte, die er einst zu ihm gesagt hatte: „Wer das Herz eines Mädchens fesselt, eh er weiß, ob er sie als Weib ernähren kann, ist ein Weichling" — und sie machten ihn fähig, eine Herrschaft über sich zu üben, die Jahre lang ein Gefühl verschwieg, das bald zur Leidenschaft anwuchs.

Die Zeit tiefeinschneidender und meistens so eitler Qualen begann nun für das jugendliche Paar. Die Ältern sahen es wohl, aber schwiegen Eines dem Andern nachahmend, ohne Verabredung und Beschluß. Beide wußten sich darüber einig, daß die Sorgen unbekannter Liebe ein mächtiger Sporn sind, des geliebten Gegenstandes würdig zu werden. Misverstand, Eifersucht, Erklärung und Versöhnung, alle Stürme aus jener Blütezeit des Lebens fanden in diesem Zeitraume zwischen den beiden Liebenden statt, aber unter den unerklärten Symbolen, die das Geheimniß vor ihnen selbst verbarg. Ihr Verhältniß glich dem Beisammensein von Brüdern eines Ordens, die sich in allen Zeichen erkennen, aber durch ein strenges Verbot ihrer Obern in die Unmöglichkeit versetzt sind, sich über ihren Bund zu verstehen.

In der Gesellschaft war Alphonsens Lage unleidlich; denn da er keine Rechte ansprechen durfte, mußte er jedem Gecken so viel bei Emma einräumen, als die Sitte gestattete, und da gewann es Jeder über ihn, denn Jeder drängte sich hinzu, indeß er, im Bewußtsein seiner Liebesschuld, ob sie ihm ihren Blick beim

Eintritt in den Saal, ihre Hand beim Tanze, ihre Bedienung beim Theetisch vergönnte, bald trotzig bald verzagt ihrer Huld überließ. Zu Hause war er glücklicher, aber gequälter als zuvor. Emma in der Versammlung der schönen Welt war reizend, aber Emma in Ausübung häuslicher Pflichten überwältigte sein Herz; dort durfte er nur bescheidener Gesellschafter sein, hier berechtigte ihn Alles zum brüderlichen Verkehr, und der wird so gern zur Mummerei der zärtlichsten Liebe. Bald fanden aber Beide einen Zwischenträger, Deuter und Hehler ihrer Empfindungen. Friedchen, die nun heranwuchs und bei den günstigsten Geistesanlagen Unterricht bedurfte, ward ihnen Allen unbewußt ihre Vertraute.

Anfangs suchte Emma ihr liebes Lehramt bei der Kleinen vor Alphons zu verbergen; die vielfältigen Scenen des häuslichen Lebens, denen er beiwohnte, machten das aber auf die Länge unmöglich, und nun beantwortete sie die Fragen der Kleinen mit der Unbefangenheit, die alle ihre Handlungen bezeichnete.

Bei einer solchen Gelegenheit, wo herzliche Fröhlichkeit Emma unbedachtsam machte, sagte sie ihm: Wären Sie gegen die kleine Emma so artig wie gegen Friedchen gewesen! — Schnell nahm sie ihre Übereilung wahr; aber schon hatte sie genug gesagt, um Alphons zu einer größern zu verleiten. Er unterbrach sie mit blitzenden Augen: O, ich war ein Unsinniger! rief er; könnte ich die Jahre zurückrufen; aber jetzt, Emma, — versuchen Sie Ihre Herrschaft noch ein Mal. —

Er sprach schüchtern und leise, denn er fühlte, daß

es ihm nicht gebühret, so viel zu sagen; aber Emma nöthigte ihn zum Schweigen. Mädchen haben eine eigne Gabe, ihrer Schwäche durch Grazie Waffen zu verleihen; so durchdrungen sie war, nahm sie schnell einen muthwilligen Herrscherton an und befahl ihm, demzufolge der ungeduldigen Kleinen eine hohe Grasnelke am andern Ende der Wiese zu holen. Alphons ging träumend hin, er brachte träumend die Blume; als ihm aber das Kind dankte, riß ihm sein Gefühl hin, er nahm es so heftig in seine Arme, daß es ihn erschrocken mit seinen Händchen abwehrte.

Dieser Auftritt beschämte den Jüngling, und fortan wachte er über sein Betragen; denn über seine Empfindung zu wachen, hielt er nicht für Pflicht. Emma's Besitz war das Ziel seines Bestrebens, und er hoffte mit Zuversicht von seiner Mutter, von ihren Ältern kein Hinderniß zu erfahren. Freilich war von nun an seine ganze Lebensansicht verändert. Aus Pflicht gegen seine Mutter, die seine Anstellung im Staatsdienst bei ihrer Vereinzelung zur Stütze bedurfte, hatte er immer die Absicht gehabt, sich gleich nach seiner Rückkehr von der Universität um ein Amt zu bewerben. Bisher war dieser Entschluß ein Opfer gewesen; denn sein Durst nach Wissen und sein jugendliches Misfallen an Dem, was er von der Welt kannte, trieb ihn hinaus in ferne Zonen, wo der Jüngling so gern im Unbekannten das Bessere hofft. Seit aber das Heil seiner Liebe mit seiner Mutter Wünschen zusammentraf, war Norden und Süden ihm gleichgültig; und wenn er sich aus dem Lande, dem er seine Kräfte widmen sollte, hinwegsehnte,

so war es nur, um Emma aus einem Kreise zu entführen, wo noch ein Jeder sie ihm entreißen konnte, der kühner war oder glücklicher als er.

Zwei Mal im Laufe dieses Zeitabschnittes ward seine Fassung auf grausame Proben gesetzt. Er nahm einst wahr, daß ein Mann von Verdienst und Ansehen, dessen Verhältnisse bei Frobig's Geschäftskreis sehr vortheilhaft gewesen wären, Emma mit besonderm Wohlgefallen betrachtete; bald erfuhr er, daß dieser Mann, der bisher in keinen gesellschaftlichen Verhältnissen mit ihren Ältern gewesen war, einen Besuch bei Frobig gemacht hatte. Er sah darauf Emma einige Tage lang unruhig und bewegt, er bemerkte in ihrer Ältern Benehmen eine ungewöhnliche Weichheit gegen sie. Sein Unglück schien ihm beschlossen, und bald hätte Frobig die letzte Kraft seiner Selbstbeherrschung selbst zerstört, indem er ihn, wahrscheinlich durch sein leidenschaftliches Wesen gerührt, mit ganz besonderer Güte behandelte und mit Aufträgen beschäftigte, die ihm bewiesen, daß er seinem Gemüth durch Beschäftigung zu Hülfe kommen wollte. Doch nach wenigen Tagen war Emma's Heiterkeit wiederhergestellt, ihre Ältern schienen ihre gewöhnliche Stimmung wieder zu haben; er glaubte schon von einem Schreckbilde seiner Phantasie gequält worden zu sein, als er beobachtete, daß Emma jenen Mann zwar nicht aufsuchte, nicht vorzog, aber, wo der Zufall ihn in ihre Nähe brachte, ihm mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit begegnete wie einem würdigen Verwandten. Die Zeit gewöhnte ihn an diese Erscheinung, ohne sie ihm zu erklären; denn er begriff

nicht, daß ein sittlich gebildetes Mädchen gegen einen würdigen Mann, den sie als Gattin ausschlägt, Dankbarkeit empfindet und bezeigt, weil sie die Würde zu schätzen weiß, die sie aus seiner Hand nicht zu empfangen Ursache hatte. Einige Zeit darauf machte ein Fremder, der Wohlgestalt, Reichthum und Stand besaß, ihre Bekanntschaft. Ihre Liebenswürdigkeit fesselte den Niebesiegten, der er sich zu sein rühmte, und er ließ es sich nicht einfallen, daß Herzensleere, vergeudete und auf sich geladene Schuld in Betracht kommen könnten, wenn Graf Aurau sich herabließ, sich als Freier zu melden. Rath Holm's Bewerbung hatte Alphons als Liebenden um sein ganzes Glück bedroht; wär' er aber Emma's Bruder gewesen, so hätte er ihm Beifall geben müssen; Graf Aurau's Ansprüche hingegen empörten in ihm nicht nur den Liebhaber, sondern auch den fühlenden Mann, der berufen ist, das schwächere Geschlecht zu beschützen. Er war überzeugt, daß dieser in dem Fall, wo ein Wüstling die Unschuld bedroht, sei es mit Verführung oder mit Ehe, das Übel von ihr zu wenden befugt sei.

Vor Rath Holm hatte er sich verzweifelnd zurückgezogen; neben Graf Aurau fühlte er sich berufen, den Platz eines Verwandten zu behaupten. Er gewann wenig damit; sein zuversichtlicher Nebenbuhler behandelte sein Verhältniß zu der Tochter seines Pflegevaters wie ein anerkanntes Recht und schien nicht ungeneigt, ihn als unschädlichen Vertrauten seiner Liebe ansehen zu wollen. Alphons bedurfte aller Gründe, die ihm Achtung für Frobig, für Emma's Zartgefühl, für sei-

mer Mutter Ruhe aufdrangen, um ſo einen Fehlgriff nicht blutig zu beſtrafen. Daß Emma den Grafen mit kalter Höflichkeit behandelte, erhielt ſeiner Vernunft die Herrſchaft. Wenn er mit männlichem Willen ſich zur Arbeit geſammelt und eine Reihe Stunden, ſeinem Berufe gewidmet, ſeine Phantaſie beruhigt hatten, war es ihm deutlich, daß Emma durch ihre innere Würde vor dieſem Menſchen geſchützt ſei. Wie er einſt nach ſolchen Stunden aus ſeinem Archiv zurückkam, fand er ſeine Mutter in einer großen Bewegung des Gemüths. Sie ſuchte ihm auszuweichen; aber ſie war ergriffen, um ſeiner Lebhaftigkeit zu widerſtehen, und entdeckte ihm, daß Graf Aurau ſich Emma zum Gemahl angetragen habe; Anna wolle den Wüſtling mit Verachtung verwerfen, Frobig aber habe mit unbegreiflicher Geiſtesunruhe um Bedenkzeit gebeten, wobei er ſich ausbedungen, daß Emma über den Antrag vor der Hand noch in Unwiſſenheit bleibe. Der ſtumme Schmerz, mit dem Alphons dieſe Nachricht empfing, hätte Juliane faſt verleitet, ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe zu entreißen, da ſie bisher jede Veranlaſſung dazu mit unverbrüchlicher Beharrlichkeit abgewieſen hatte. Troſtlos bei ſeinem Schweigen, das ihr den Aufruhr ſeines Innern bewies, rief ſie endlich: Hat denn der finſtere Zauber, der Frobig's Zunge bindet, auch Dich ergriffen? — Ich fürchte, er hat, antwortete er hinwegeilend, und Emma wird deſſen Opfer.

Nach mancher Stunde, die er mit ſich ſelbſt kämpfend, verflitzen ließ, ſchien er einen guten Entſchluß gefaßt zu haben; denn er trat mit ernſtem aber offenem

Blick in Frobig's Haus. Sonst war sein erster Gang zu Anna's Zimmer, heute ging er hastig in Frobig's Cabinet, wie Einer, der schnell das Schwerste vollenden will. Nach einer Stunde kamen sie Hand in Hand zu Anna, heiter wie nach einer gelungenen That, aber weich wie nach einem gebrachten Opfer. Frobig drückte Anna's Hände an seine Brust und sagte: „Deine Emma bleibt bei uns.“ Die gute Mutter, die ihn mit schmerzlicher Spannung hatte hereintreten sehen, fiel ihm, Gott dankend, um den Hals. In diesem Augenblick kam Emma, Friedchen an der Hand, in das Zimmer und rief bei dem Anblick ihrer Ältern mit unbefangenem Scherz: Wir müssen auch ein bischen liebgehabt sein! raffte das Kind auf und drängte sich an die in Thränen lächelnde Mutter. Friedchen erblickte Alphons, der schweigend dem Schauspiele zusah, und rief, ihre Arme nach ihm ausstreckend: Komm, Du mußt auch liebgehabt sein! Indem er sanft das Kind an seine Brust zog, ward Emma's Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet; sie ward von dem Ausdruck seines Gesichts betroffen und auch jetzt erst auf die Rührung ihrer Ältern aufmerksam: Frobig, Friedchens freundlichen Zuruf hörend, reichte dem Jüngling die Hand und sagte mit Herzlichkeit: Friedchen spricht die Wahrheit. Meine Anna, Alphons muß auch liebgehabt sein. Die Lebhaftigkeit, mit der diese würdige Frau Alphons an ihren Busen drückte, bewies, daß sie Frobig's Worten einen bestimmten Sinn gab; aber sie verrieth ihn nicht, und Keiner aus dem gerührten kleinen Häufchen verrieth ihn, obgleich sie dastanden, als hätten sie Alle eine schöne Er-

ſcheinung geſehen. So traf ſie Juliane, die eben ins Zimmer trat und ſich ſtill als Theilhaberin des Geheimniſſes zur Seligkeit dieſes Abends geſellte.

Emma, die wegen einer kleinen Unpäßlichkeit ihrer Mutter einige Zeit nicht in der Geſellſchaft erſchien, ſah Graf Aurau nicht wieder, denn er verließ bald die Reſidenz, ohne daß ſein Schickſal uns weiter intereſſirt, Frobig's Familie mußte bald eine Schickung erleiden, die aus ſehr entfernten Urſachen die gänzliche Veränderung ihres Lebenswegs herbeizog.

Wir haben geſehen, wie der Fürſt vor mehren Jahren Frobig vergeblich auffoderte, ſeinem Erbprinzen Unterricht zu ertheilen; jetzt wählte er den jungen, als Archivar angeſtellten Ahlen, um ihn bei einer Reiſe zu begleiten, die er zur Vollendung ſeiner Bildung unternehmen ſollte. Der Oberſte Krome, ein würdiger Alter, der unter Friedrich's Heeren gedient hatte, war zu ſeinem Führer ernannt, und dieſer hatte ſich Alphonſens Geſellſchaft für ſeinen Zögling ausbedungen. Dieſer Vorſchlag erfüllte unerwartet Alphonſens frühern Wunſch, Welt und Menſchen zu ſehen; er verſprach ihm auch durch eine nähere Verbindung mit dem Erbprinzen Vortheile, die nach ſeiner Rückkehr den Wünſchen ſeiner Liebe Gelingen zuſicherten. Allein der Charakter des Erbprinzen gab wenig fröhliche Ausſichten. Ein leichtſinniger Kopf und ein leidenſchaftliches Herz machten ihn zum Werkzeug ſeiner Umgebungen, und die Mehrzahl dieſer zieht jedes Fürſtenkind lieber zur Schlechtigkeit hin. Krome wußte dies Alles, hoffte auch nicht auf eine Wiedergeburt unter ſeinen Händen; aber

er kannte den Werth auch des geringſten Guten, das Fürſten angebildet wird, und fand es wol der Mühe werth, dieſem geringſten ſeine Kräfte zu widmen.

Alphons hatte von Krome's Vorſchlag nicht die geringſte Ahnung gehabt. Der Oberſt hatte ihn auf das ſorgfältigſte verſchwiegen, um alle Mitwerber zu entfernen, ſodaß auch Frobigs, zu denen er, da er ſeine Mutter dort wußte, ſogleich hineilte, aufs äußerſte überraſcht wurden. Mit ſichtbarem Ernſt hörten ſie die Nachricht, die ihnen mit heftiger Gemüthsbewegung überbracht wurde. Emma hatte ſie kaum vernommen, als ſie Friedchen bei der Hand nahm und zum Zimmer hinausſeilte; doch nicht ſo ſchnell, daß nicht Alphons hätte wahrnehmen ſollen, daß Thränen ihren Augen entſtürzten. Nach langem Schweigen ſagte Anna, zu Frobig gewendet: Wir ſind ſo glücklich; wollen wir Gott verſuchen und es ändern? — Juliane aber rief in Thränen ausbrechend: O, mein ahnendes Herz ſehnte ſich nach einem kleinen Schmerz, der das Schickſal für unſere frohen Tage verſöhne. Nun iſt er ja da, Vorbote vielleicht unendlichen Wehes. — Alphons fühlte ſich zwiſchen Emmas beglückenden Thränen und ſeiner Mutter hoffnungsloſem Schmerz ſo zerriſſen, daß die Noth ihn hart machte. Er ſagte zu Frobig: Nicht meiner Mutter unſelige Ahnung, nicht —. Sein Blick ſuchte Emma's Bild auf dem Fleck, wo er ſie weinen geſehen hatte; er legte ſchnell ſeine Hand aufs Herz, als wollte er dort die Erinnerung verſchließen, und wiederholte: Nicht meine gepreßte Bruſt ſoll entſcheiden; Sie allein, mein Lehrer, Sie im Namen

der Vernunft. Soll ich jetzt den Weg zu meinem Glück verlassen, um später, aber begünstigter darauf fortzuschreiten? Frobig schien heftig in seinem Innern bewegt, reichte aber nach einigem Nachdenken dem jungen Mann seine Hand — sich oder ihn damit aufzurichten, weiß ich nicht — und sagte entschlossen: Befolgen Sie den Ruf; wirken Sie so viel Gutes als möglich, und nach Ihrer Rückkehr — trennen wir uns nicht mehr.

Bei diesen letzten Worten sah Frobig Anna an, als bedürften sie ihrer Bestätigung. Julianens Blicke begegneten ihnen, und ein Freudenstral brach durch die düstere Ergebung, die sie ausdrückten. Bei so einfacher Sicherheit der Herzen gewinnt der Geist bald wieder Klarheit; daher begann auch im nächsten Moment ein Gespräch über den Plan zu des Erbprinzen Reise.

Alphons bemerkte mit Entzücken, daß er Norberg in seinem Vaterland aufsuchen werde. Frobig war dem Reisewege mit zunehmender Unruhe gefolgt; bei dem Namen von Norberg's Vaterland fuhr er zusammen, sodaß Alphons besorgt auf ihn zutrat. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte bewegt: Möchtet Ihr Euch wiederfinden, wie Ihr Euch verließt! Doch, setzte er zögernd hinzu, vermeide jedes Verhältniß mit seinem Vater. So wie er ihn schildert, kann er Euch nimmermehr verstehen.

Emma mußte nicht mit in dem Geheimniß sein, dessen Andenken unter ihre Geliebten so schnell hatte Entschlossenheit und Fassung verbreitet. Alle die folgende Zeit bis zu des Erbprinzen Abreise blieb ihr Auge trübe und mochte oft mehr als trübe sein; denn wie

Friedchen sie einst bat, ihr etwas an ihrer Arbeit zu zeigen, sah sie ihr wehmüthig in die Augen, legte dann ihr Händchen darauf und sagte: Aber thu' es nicht, wenn Deine armen Augen schmerzen. Emma glühte wie die Morgenröthe; die Mutter warf einen sorgenvollen Blick auf sie und dann auf Alphons, und dieser Blick bannte den Sturm von Empfindung, den dieser neue Beweis, geliebt zu sein, in ihm aufregte, in Demuth und Ehrfurcht in sein Inneres.

Alphons reiste ab. Seine Lieben gewöhnten sich, wie es dem armen Sterblichen vergönnt ist, ein Jeder seine Art Schmerz über seine Abwesenheit durch die Hoffnung seiner frohen Rückkehr zu erleichtern. Frohsinn allein schien mit dem Fortschritte der Reise mehr Unruhe zu empfinden und verbarg es nur schlecht unter der Zufriedenheit, die er gegen die beiden Freundinnen über die Reise und den Reichthum des Geistes ausdrückte, die ihres Lieblings Briefe bezeugten. Endlich kam sein erster Brief aus M. — Alphons schrieb voll Freude, daß er in Norberg ganz den Alten gefunden, und wie die gegenseitige Wahrnehmung Beider, die Zeit ihrer Trennung für Geist und Herz nicht vergeblich gelebt zu haben, sie beglücke. Er erzählte, daß sein Freund, ganz von seinem Vater getrennt, ohne Staats- und Hofdienst, sich allein mit der Verwaltung seiner großen, von seiner Mutter geerbten, Güter beschäftige, und ihm zu gefallen, seit seiner Rückkehr von Göttingen zum ersten Mal in die Residenz zurückgekehrt sei. Oberst Krome gab dem Freundschaftsbunde der beiden jungen Männer seinen so herzlichen Beifall, daß

er Alphons oft von der Obliegenheit, seinen Prinzen an den Hof zu begleiten, befreite, um ihn die Gesellschaft seines Freundes genießen zu lassen. „Dennoch," setzte Alphons hinzu, „habe ich dem Verkehr mit Norberg's Vater nicht entgehen können. Er lebt hier am Hofe und beschränkt auf ihn sein ganzes werthloses Wirken. Seine Nähe flößt mir eine dunkle Unbehaglichkeit ein, wie man der Sage nach an dem Orte empfinden soll, wohin ein böser Geist ist gebannt worden. Er lebt in einer kalten, durchbohrenden Spaßmacherei, die darauf ausgeht, jedes seelenvolle Gefühl als sinnlichen Kitzel zu verketzern. Er kommt mir vor wie ein Anatom, der mit dem Scalpell in der Hand an einem edeln Leichnam das Gehirnnervchen nachweist, demzufolge, nach seiner Ansicht, die griechischen Jünglinge sich ins Joch spannten, um ihre Mutter zum Tempel der Göttermutter zu fahren, oder durch den Arria ausrufen konnte: „Es schmerzt nicht!" Leider gefällt diese Art von Verstand unserm Prinzen und um ihres Geschlechtes willen noch viel mehr; leider scheint sie auch der Prinzessin Agathe, der ältesten Tochter des Herzogs, zu gefallen. Wenn ich an einem Gespräche dieser Art Antheil nehmen muß, fühl' ich meinen Beruf als eine unwürdige Sklaverei, und Krome, der mich wie einen Freund und Gefährten behandelt, hat mir doch aufgetragen, besonders um dieses unwürdigen Mißbrauchs der Vernunft willen den häufigen Witzesübungen dieser Art beizuwohnen, die gewöhnlich während des Spiels zwischen dem engern Zirkel der Prinzessin am Theetische stattfinden. Er glaubt mich dadurch mit unserm Prin-

zen auf den Fuß von Vertraulichkeit zu setzen, der mir Mittel gebe, in günstigen Momenten auf ihn zu wirken.

So weit hatte die liebende Versammlung des Abwesenden Erzählung gelesen, als ein Diener die Nachricht brachte, ein Gerücht verkündige den Tod des alten Fürsten, der bei der Heimkehr von der Jagd vom Pferde gesunken und vom Schlage getroffen sei. Ehe der folgende Tag anbrach, beweinte das Land einen guten Fürsten, sahen treue Diener mit Furcht das Regiment eines unerfahrnen Nachfolgers beginnen. Eilboten riefen den abwesenden Thronerben zurück und brachten mit ihrer Antwort das Stadtgerücht aus M. zurück, daß er die Prinzessin Agathe als Gemahlin nach Hause zu bringen gesonnen sei. Der Hof und die Stadt hielten es für unmöglich. Man kannte die Absichten des verstorbenen Fürsten wegen einer Verbindung seines Sohnes, der treue Staatsrath kannte das Bedürfniß seines Landes; er hatte die weite Reise nach Norden schon gemisbilligt; Krome hatte aber bei seinem Reiseplan die Absicht gehabt, seinem fürstlichen Zögling, so weit es innerhalb der Grenzen des deutschen Vaterlandes geschehen könnte, Verschiedenheit von Volk und Regierung kennen zu lehren. Vor diesem an sich guten Plane mußten die altväterischen Begriffe der guten alten Staatsdiener schweigen. Statt die Rückreise nach seinem angeerbten Staat unverzüglich anzutreten, meldete der Prinz die Nothwendigkeit, sie zu verschieben, Geld herbeizuschaffen, Maßregeln zur Einrichtung eines Hofstaates für die Fürstin zu treffen, indem er die älteste Tochter des Herzogs von *** als Landesmutter zurückzu-

bringen gedächte. Die alten Minister wagten Vorstellungen und erhielten Befehle; sie seufzten und gehorchten, und der Hofmarschall ordnete Triumphbogen und Volksfreuden zum Empfange des fürstlichen Paares.

Mit der Nachricht von dieser ungewünschten Verbindung schien sich eine Wolke über das heitere **, aber am dunkelsten über Frobig's Haupt gelagert zu haben. Seit Alphonsens Brief, den die Nachricht von des alten Fürsten plötzlichem Tod unterbrochen, störte eine unerklärliche Unruhe seinen gefaßten Sinn. Jedermann wußte, daß er seinen Herrn herzlich geliebt hatte; aber um seine Stimmung zu erklären, fürchtete man, daß er besondere Ursachen habe, von seines Nachfolgers Charakter drohende Dinge zu erwarten. Die Fragen seiner Amtsgenossen, die Besorgniß seiner Familie legten ihm bald die Nothwendigkeit auf, sich Zwang zu gebieten; aber es blieb nur Zwang, und die Nachricht von der Wahl des jungen Fürsten schien die befremdliche Veränderung in seinem Innern zu vollenden. Der bis dahin so gesetzte, heitere Mann war nicht klagend, nicht muthlos geworden; aber er schien zu seiner Fassung eine völlige Trennung von allen äußern Berührungen zu bedürfen. Er vermied sogar seine Frau und das ganze Kleeblatt liebender weiblicher Seelen.

Anna wartete mit Muth auf die Lösung dieses Räthsels. Ihr Vertrauen in ihres Mannes Redlichkeit war felsenfest; somit glaubte sie jedes Schicksal ertragen zu können. Juliane sagte fast mit den Worten, in welchen Thekla zu unserer Zeit ihre Ahnungen ausdrückt: Ein drohender Dämon schwebt über unserm Haupt. Dem

Lande gilt diese prophetische Angst nicht. Uns gilt sie, uns! O, es kann nicht Strafe sein, Vater der Menschen! setzte sie hinzu, indem sie, ihre Arme auf der Brust gekreuzt, wie eine gläubige Büßerin aufblickte. — Hier Thränen und überall Angst zur Zeit, wenn wir Alphons wiedersehen sollen? sagte Emma und dachte nur an diese einzige Aussicht.

Das fürstliche Ehepaar, das Aufwand hatte vermeiden wollen, traf unerwartet in ** ein. Alphons flog in die Arme seiner Mutter, die er so glücklich war da aufsuchen zu müssen, wohin er so sehnsuchtsvoll zu eilen begehrte. Die Freude des Wiedersehens ward sehr getrübt, denn er fand Frobig an Leib und Seele sichtbar erkrankt. Aber beglückender ward sie doch durch diesen Schmerz; denn Emma stimmte in seine Vergessenheit ein, zu der ihn der Anblick seiner Heimath und ihrer geliebten Bewohner hinriß, und warf sich mit dem Ausruf in seine Arme: O wie sehnlich hoffen wir auf Sie! Sie werden den Vater wieder froh machen.

Wirklich schien Frobig beim Wiedersehen seines jungen Freundes seinen Trübsinn zu vergessen, bis dieser ihm mit Eifer erzählte, daß ihm seine liebste Erwartung doch fehlgeschlagen sei. Mein Norberg, sagte er, wollte sich an das Gefolge der Fürstin anschließen, um mich mit hierher zu begleiten; sein Gesuch ward mit sichtbarer Zufriedenheit bewilligt, als wenige Tage vor unsrer Abreise sein widerwärtiger Vater zum Reisemarschall ernannt ward, worauf mein Freund seinen Plan sogleich aufgab. Alphons konnte seine Rede kaum vollenden; denn er nahm wahr, daß Frobig mit einem

unbeschreiblich schnellen Übergange zum finsterſten Ernſt aufſtand und mit verſchlungenen Armen im Zimmer umherſchritt. Emma winkte Alphons, der beſorgt zu ihm eilen wollte, ihn nicht zu ſtören; leiſe und mit Thränen ſagte ſie zu ihm: Ach, ſo iſt er oft, oft! Die guten Seelen wollten ſich das Anſehen geben, ungeſtört fortzuſchwatzen; aber das war das erſte Mal, daß Alphons ſie etwas wollen ſah, was ihrem Herzen fremd war. Das Geſpräch ſtockte, oder die Stimmen, die erſonnene Reden führten, ſprachen nicht im gewohnten Tone.

Plötzlich trat Frobig unter ſie, faßte Annens Hand und ſprach: „Nun wir hier beiſammenſind, wie ich gewünſcht hatte, mein Lebelang uns beiſammen zu ſehen, trage ich Dir einen Entſchluß vor, den die Umſtände erzwungen haben, den ich aber nur mit Deinem Wohlgefallen als geſegnet anſehen kann. Ich will meinen Dienſt niederlegen und ein kleines Gut in der ſüdlichen Schweiz oder noch weiter gegen Süden kaufen, wo wir unabhängig leben können. Die neue Form unſers Hofes gefällt mir nicht!

Der Eindruck, den Frobig's unerwartete Rede machte, iſt nicht zu beſchreiben. Es war, als wenn ſich jeder der Zuhörer plötzlich bewußt ſei, ein furchtbares Geheimniß zu wiſſen, das durch jede Erörterung kund werden könnte, wegen deſſen es beſſer ſei, nun überhaupt nicht mehr zu ſprechen, damit auch kein Wort zum Verrath werde. Anna blickte gefaßt zu ihrem Manne auf und ſchien ein lang erwartetes Unglück ſtandhaft zu ertragen. Juliane ſchauderte, ſchlug ihre Hände bittend zu-

sammen und blickte auf ihren Sohn, als blickte sie auf sein Grab. Alphons war bei Frobig's Rede heftig aufgestanden, wie Einer, der plötzlich etwas Ungeheueres erkennt, aber, seinem Schrecken gebietend, dessen ganze Gestalt betrachten will, eh' er sich zur Wehr setzt.

Emma's junge Seele allein schien von dem drohenden Unglücke keinen Begriff zu haben; sie wartete lange, ob die grauenvolle Stille nicht aufhören wollte, dann beugte sie ihr Gesicht auf die Hände ihrer Ältern, die sich noch gefaßt hielten, und sagte mit bebender Stimme: Wenn der Vater wieder froh ist, so ist's ja eins, wo wir leben. Ja, so ist's, sprach Anna matt und ergeben; thue, was Dir gut däucht. Und die Stille, die von Neuem herrschte, war nur durch den ungleichen Schritt, mit dem Frobig wieder umherging, und durch Emma's leises Schluchzen unterbrochen. Das Fest des Wiedersehens war dahin, eine kalte Geisterhand hatte die Zungen gebunden, jagte undeutliche Schreckbilder durch den Sinn; nur Alphons glaubte deutliche Gestalten zu sehen, aber ihm war es am strengsten geboten, seine Einsicht zu verschweigen.

Schon am folgenden Tage reichte Frobig sein Gesuch um Dienstentlassung ein. Der Augenblick war dem schnellen Geschäftsgang nicht günstig, es blieb einige Tage liegen, während welcher er schon Anstalten zur Abreise traf. Die Hoffeierlichkeiten wegen der Rückkehr des fürstlichen Paares nöthigten Alphons, seine bisherigen Verhältnisse gegen den Fürsten noch beizubehalten, und ließen ihm wenig Zeit, seiner Freunde Haus zu besuchen. Und da gingen die sonst so glücklichen

Bewohner wie arme Verbrecher umher, die sich einander scheuen und doch nur vereint ihr Bewußtsein ertragen, ohne Rast sich fliehen und, sowie Einer fehlt, ihn doch ängstlich wieder aufsuchen.

Anna, Juliane, Emma saßen stumm und weinend bei ihrer gewöhnlichen Arbeit, oder besorgten die Zubereitung zum Einpacken und Verkauf ihres Hausrathes, auch wieder weinend und stumm. Nach einigen Tagen ließ der Fürst Frobig zu sich kommen. Er ging, sichtbar gespannt, und sagte zu seiner Frau, daß er zu gleicher Zeit Abschied von ihm zu nehmen gedenke. Als Emma ihm nachsah, sagte sie fröhlich zu dem in finsteres Nachsinnen versunkenen Alphons: Ach, vielleicht läßt er ihn nicht fort und wir bleiben beisammen. Alphons ergriff in beglückender Überraschung ihre Hand; aber plötzlich schien eine Erscheinung zwischen den Beiden aufzusteigen; er ließ die geliebte Hand los und verbarg sein Gesicht.

Nach einer halben Stunde kam Frobig zurück. Seine Spannung war vorüber; er sah jetzt wie ein Schiffbrüchiger aus, der matt vom Kampfe gegen die Wellen sich in sein morsches Boot streckt und ergeben es den Wogen überläßt. Er sagte, daß er seinen Abschied morgen erhalten werde, aber, wie er fürchten müsse, von des Fürsten Unwillen begleitet. Er habe müssen undankbar aussehen; aber es gibt nur diesen Weg, Euern Frieden zu retten, setzte er matt hinzu und ging auf sein Zimmer.

Frobig erwartete am andern Morgen mit Sehnsucht sein Abschiedsdecret. Es kam nicht. Der Tag

ward peinlich lang, und länger durch gleichgültige Besuche von Herren und Damen, die mit Erstaunen, süßlichem Bedauern und politisch gestellten Fragen den geängstigten Menschen kaltes Stillschweigen zur Pflicht machten. Gegen Abend trat Alphons mit zerstörtem Antlitz in das Zimmer, wo er Frobig bei den Frauen zu finden gewohnt war. Emma, von seiner heftigen Frage nach ihrem Vater aufgeschreckt, ging ihm rasch entgegen, als er sie in seine Arme schloß und außer sich rief: Das Schicksal ruft! Ich soll Dein Rächer sein! — und sie loslassend eilte er nach Frobig's Zimmer.

Die Frauen blickten fragend Eine auf die Andre; Keiner schien das Ungereimteste befremdend, das Schrecklichste unerwartet zu sein, und in diesem Augenblicke schien sogar in Alphonsens gewagter Handlung ein Ausdruck zu liegen, der ihre Dumpfheit verminderte, denn Emma sank in Julianens Arme und rief, einen Schimmer von Hoffnung im Auge: Wenn er uns rächen will, so sind wir ja sein! —

Noch war Alphons in Frobig's Cabinet, als ein Hofwagen vor dem Hause hielt und der befragte Diener berichtete, daß der Oberste Krome zu Frobig gegangen sei. Alphons hatte ihnen für diesen Mann so viel Achtung und Vertrauen eingeflößt, daß sie sich von seiner Gegenwart nur Gutes versprachen. Es dauerte nicht lange, so führte ihn Frobig herein und bat Alphons, der ihn begleitete, seinen würdigen Freund ihnen vorzustellen. Frobig schien tief bewegt, aber entschlossen; Krome zitterte, da er Annens Hand, nicht

der Sitte gemäß, sondern als Ausdruck der ihn belebenden Achtung an seinen Mund führte. Emma suchte er zu fixiren; als er aber fühlte, daß sich Thränen in seinen Augen sammelten, schlug er sie nieder, und Jeder nahm stumm seinen Platz. Nach einigen Secunden stand Frobig auf, trat vor seine Frau und sagte mit einer Stimme, die Anfangs von innerem Kampfe bebte, nachmals aber fest ward: Mein edles Weib, Du bist in Dem, was ich jetzt erzählen werde, die erste Beleidigte. Ich dachte mir in den vielen Jahren unserer Ehe diesen schrecklichen Augenblick immer als möglich und rechnete immer fest auf Deine Verzeihung; nun er da ist, schien ich mir selbst ihrer unwürdig. Laß es Dich nicht befremden, wenn ich ein Geheimniß, das ich Dir nie entdeckte, jetzt vor diesem Manne vortrage, den Du zum ersten Male siehst. Er ist hier im Namen unsers Fürsten, und er soll unterrichtet werden, wie ich Dich unterrichte, Dich und Euch, meine einzig Geliebten — er blickte auf Emma und Juliane, die in ängstlicher Erwartung zuhörten —; denn Alphons, fuhr er fort, trug schon seit Jahren die Bürde meines Geheimnisses; ich wollte ihn durch dieses Vertrauen früh zur Männlichkeit aufrufen und erwarte von ihm, daß er meine Handelsweise rechtfertigen wird. — Nun setzte er sich an Annens Seite und fuhr fort:

Ich bin Norberg's Landsmann; mein Vater war General in *** Diensten. Das Schicksal hatte mir den Schmerz auferlegt, ihn nie achten zu können. Seine schöne Gestalt hatte sein Glück gemacht, seine

Dreistigkeit erhielt ihn in einem Ansehen, das kein wirkliches Verdienst rechtfertigte; sie verschaffte ihm auch die Hand meiner vortrefflichen Mutter, die, durch ihrer Ältern Überredung fast noch als Kind in den Ehestand getreten, in mir ihr einziges Lebensglück fand und der ich alle meine moralischen Anlagen verdanke. Meine Denkart mußte der meines Vaters widerstreben, und deshalb, und um meiner Mutter die Stütze zu rauben, die sie in mir gefunden hatte, schickte er mich schon in meinem sechszehnten Jahre nach **, um unter dem *** Heere die fünf letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges zu machen. Bei einem zufälligen Aufenthalte in Wien traf ich mit Norberg zusammen. Sein kalter, selbstsüchtiger Charakter hatte uns schon auf der Ritterakademie entzweit, obschon er als viel älterer Schüler keine andere Berührung als die der Landsmannschaft mit mir hatte. Als ich ihn in Wien wiederfand, wendete er seine Muße auf die Befolgung eines systematischen Planes, der die Verführung einer sehr jungen, unerfahrnen Frau zum Endzwecke hatte. Ich ward an ihm zum Don Quixote und kann es noch nicht bereuen. Ich entfernte sie von Norberg, gab ihrem Manne einige Winke und hatte das Glück, viele Jahre nachher einen würdigen Sohn dieser, seitdem vollkommen glücklichen Ehe kennen zu lernen. Norberg befand sich durch seine Schuld in dem Falle, sich nicht mit mir schlagen zu können, und mein Ruf als Mensch und Soldat war begründet genug, um mich des Schlagens zu überheben; ich verlor Norberg aus den Augen, er bewahrte mein Andenken mit Feindschaft und Furcht.

Der Frieden ward geschlossen; ich ging nach M. zurück und traf dort mit meinem Vater und Norberg zusammen. Norberg hatte einen viel ältern Bruder, der in dem Verpflegungswesen desselben Heeres, unter dem mein Vater diente, einen sehr wichtigen Posten begleitete. Er fand Mittel, diesen Bruder, einen rohen, heftigen Mann, mit meinem Vater zu entzweien und dann zu vermögen, aus Feindschaft Dinge gegen meinen Vater zu bezeugen, die er bis dahin als Mitschuldiger verschwiegen hatte. Die Anklagepunkte waren ins Reine gebracht, die Beweise gesammelt, die Schrift zur Übergabe bereit, als die Aussicht auf nahe Rache ihren Urheber zur Unvorsichtigkeit verleitete, sich im Gespräche gegen mich, in Gegenwart meiner Mutter, an einem öffentlichen Orte, eine beleidigende Bemerkung über meinen Vater zu erlauben. Ich foderte ihn und ward sein Mörder.

Ein Schrei des Schreckens wollte aus Anna's und Emma's Munde dringen; sie beherrschten ihn, daß er in einem bangen Seufzer verhallte. Juliane saß mit gefalteten, vor sich hin auf den Schoos ausgestreckten Händen, nicht wie Eine, die unerwartetes Unglück hört, sondern mit nachdenkendem, festem Blicke auf den Erzähler horchend, als wolle sie achtgeben, ob es auch das Erschreckliche sei, das sie vermuthe. Alphons schien nur auf das Leiden der beiden Frauen zu achten; bei dem Ächzen, das jetzt Emma's Brust entstieg, war er nicht mehr fähig, auf seiner Stelle zu bleiben, sondern stellte sich, als würde er sie besser schützen können, neben ihren Stuhl.

Ich ward Norberg's Mörder, fing Frodig wieder an; aber ich hatte nicht aus Übereilung gehandelt. Ich wußte nichts von den Beweisen von meines Vaters Schuld, nichts von dem schon vollendeten Plane, ihn zu verderben. So, wie ich seine Lage beurtheilte, war ich überzeugt, seine bürgerliche Ehre retten zu können, wenn ich sie kühn vertheidigte. Ich wollte meinen Gegner schonen, wollte ihn entwaffnen, — ich durfte mich damals zu so einer Absicht für geschickt genug halten —; ja, ich wollte mich endlich hinopfern, weil ich meinem Gefühle nach den Verlust von meines Vaters Ehre nicht überleben konnte; sie war ja das einzige Band, das mich an ihn hielt.

Meines Gegners Kopflosigkeit machte alle meine Berechnungen zu Schanden; er fiel, und ich floh, um meine Mutter vor Verzweiflung zu bewahren. Meines Vaters Sache ward noch viel schlimmer. Sein Angeber hätte ihn um sein selbst willen geschont; Norberg, sein Bruder, trat an seine Stelle und bezahlte mir nun durch mein und meines Vaters Verderben die Kühnheit, mit der ich ihm in Wien bei einem Bubenstück in den Weg trat. Zu dem Beweise von Veruntreuung in Angelegenheiten des Regimentes rief man noch Beweise von Verletzung militairischer Ehre auf. O mein armes Weib! kannst Du nun begreifen, warum der Tod unsers Sohnes mich weniger schmerzte als Deiner Töchter Hinscheiden? Ich mußte ihm den Namen verschweigen, den sein Vater einst führte. Der meine ward cassirt, eingesperrt; ich ward als Mörder verurtheilt, mein Bildniß an den Galgen geschlagen

— Frobig's Worte erstickten im Kampfe mit seinem Schmerze. Emma war aufgesprungen, unfähig weiter zu hören; sie hatte sich ihrer Mutter zu Füßen geworfen, umfaßte sie heftig und weinte in ihrem Schooße. Frobig sprach weiter, langsam, gepreßt und sich im Reden von den Seinen entfernend, als habe das Erzählte sie von ihm geschieden.

In der Schweiz, unter meinem angenommenen jetzigen Namen erfuhr ich die Vollziehung der Urtheile, erfuhr auch, daß die Menschen meiner Vaterstadt gütig von mir dächten und mir um meines unbescholtenen Lebens willen verziehen; daß der Herzog selbst mich nachsichtiger behandelt hätte, wenn Norberg nicht durch alle Ränke die Strenge des Gesetzes gegen mich aufgereizt hätte. Diese Stimmung verschaffte auch meiner guten Mutter Mittel, ihr reiches Heirathsgut, das bei der Einziehung von meines Vaters Gütern ihr zurückgegeben wurde, in Geld umzusetzen und mir zu übermachen. Kaum hatte sie mir so den letzten Beweis ihrer Liebe gegeben, so sank sie ins Grab. Mein unglücklicher Vater starb bald auf der Festung; der alte Herzog überlebte ihn nicht lange; das Geheimniß meines Lebens blieb verwahrt, und ich selbst ward bald vergessen. Norberg machte Anfangs einige Versuche, mich zu entdecken, ward aber durch einen Zufall von meinem Tode überzeugt und vergaß mich vielleicht auch; denn gestern, als er mich bei der Fürstin erkannte, schien die Freude, sein Opfer in seinen Händen zu sehen, vor dem Erstaunen bei meinem Anblick zu verschwinden.

Den Fluch der Gewissensangst rief mir mein blu-

tiger Gegner nicht zu; denn ich hatte nach Pflichtbegriffen gehandelt, die, wenn sie strafwürdig sind, so fest mit den zartesten Fäden unsrer Moralität verwebt sind, daß der Gesetzgeber noch gefunden werden muß, der sie nicht beide zusammen zerstört. Aber eine tiefe Herzenswunde nahm ich mit mir fort, die keine Zeit, keine Tugend, die nicht einmal Eure Liebe geheilt hat. Nicht daß ein Mord auf mir lastete — dafür war ja mein ganzes Schicksal die Strafe mit allen Folgen der That; — aber die Unnatur, die in meine Verhältnisse getreten war, die zu Allem, was ich that, eine schüchterne Berechnung erfoderte, die lähmte meinen angebornen Frohsinn. Ich zwang mich zu einer Lebensart, die allein meine Zukunft sicherte; sie ward durch die nie vernichtete Möglichkeit, entdeckt und als doppelt bürgerlich Entehrter erkannt zu werden, geregelt. Ich beschied mich, dem Glück eines eignen Herdes, dem Glück der Liebe, der Ehe zu entsagen. Mein allmälig wiederkehrender froher Sinn, mein redliches Bemühen, durch gute Thaten mein Unglück zu versöhnen, meine Freude an den Wissenschaften erleichterten mir meinen Zustand. Mein Geheimniß ward mir erträglicher, je mehr ich es allein trug; nach dem Tode der wenigen Menschen, die mein Dasein wußten, gewöhnte ich mich an eine gewisse Sicherheit. Ich fand überall so viele gute Menschen, ich hätte so leicht Freunde an mich fesseln können, und das kostete mir die schwerste Überwindung, in so vieler theilnehmender Menschen Augen als ein vereinzelter Selbstsüchtler zu erscheinen, wenn sich nie eine Verbindung die Innigkeit gewinnen ließ,

die dem Freunde Ansprüche an unsere Vergangenheit zugesteht. So hatte ich zehn Jahre gelebt, als der Zufall mich hierherführte. Die Gewohnheit hatte mich nach und nach vor der Gefahr, erkannt zu werden, eingeschläfert; die Zeit oder die Altersreife hatte eine religiöse Ansicht meines Schicksals in mir entwickelt, die mir Ruhe, Kraft und doch auch Aberglauben gab. Ich sah meinen Zweikampf nicht mehr so billigend an wie vor zehn Jahren, allein mein Gewissen blieb eben so ruhig dabei wie damals. Ich fühlte die Opfer, die er mir gekostet hatte, bitterer als damals; denn das Alter, wo der Mensch der Ernte seiner Mühen entgegensieht, rückte herbei. Ich hatte zehn Jahre lang für meine That gebüßt, meine Vernunft konnte sich eine Folgereihe dieser That bis über das Grab hinaus denken; aber keine Ansicht, weder meiner noch der Gottheit, die ich verehrte, machte es nothwendig, darum an Glück zu verzweifeln, mich dem Glücke zu verschließen. Diese beiden Ansichten meines Schicksals brachten ein Schwanken in meinem Wesen hervor, das nicht Wankelmuth, nicht Schwäche zu heißen verdient. Ich horchte auf das Schicksal, oder wie ich es lieber nenne, auf die Winke der Vorsehung, um ihnen zu folgen; daß mich bei ihrem Verstehen mein Herz mehr leitete als mein Verstand, ist wohl wahr; aber nicht weil der Verstand vom Herzen beseitigt ward, sondern weil der Mensch Gottes Wege leichter empfindet als einsieht. Hier, in dieser guten Stadt ward mein Gemüth befremdlich angeregt. Ich hatte mich zehn Jahre lang in großen Städten herumgetrieben, wo die Bilder er-

reichbaren häuslichen Glücks dem bescheidenen Fremden selten gestattet werden; ich hatte Länder durchirrt, in denen die Cultur so weit unter meinen geistigen Bedürfnissen stand, daß mich ihre Einwohner nur hier und da idyllisch, meistens barbarisch, selten heroisch, nie zu einem bleibenden Aufenthalte einluden. Hier erwartete mich der Anblick bürgerlicher Häuslichkeit, glücklicher Beschränktheit, dauerhaften Wohls. Mein guter Müller umspann mich mit einer Menge localen Interesses, und so, müde und bei dem Anblicke der Ruhe um mich her nach und nach glaubend, mir wäre auch Ruhe beschieden, überraschte mich Müller mit seinem Vorschlage, hier Dienste zu suchen. Ich dachte noch ein Mal meine Lage durch. Das Ärgste, was mich treffen konnte, traf mich ja allein — und ich suchte das Amt. Ich war wirksam, ich that Gutes; wenn nach einem Jahre, wenn nach zehn das Schandmal auf meiner, durch kein böses Gewissen besudelten Stirn entdeckt ward, nun, so war ich wieder bürgerlich todt, und der Weg im Leben und aus dem Leben stand mir wieder offen wie heut. Dabei hätte ich stehen bleiben sollen; aber ich lernte mein Weib kennen — mit diesen Worten wendete er sich zu dem Obersten, als wenn erst jetzt die Anklagepunkte begännen —; sie weiß, daß ich meiner Neigung mit Ernst widerstand, daß ich mit Entfernung und Zeit meiner Vernunft zu Hülfe kam; aber ihr Vater starb; die Umstände schienen meine Wünsche zu begünstigen; es trat der Fall ein, daß sie Fingerzeige der Vorsehung schienen; ich fing an, zu überlegen, und nun siegte mein Herz. Ich

beging die zweite That in meinem Leben, die ein Verbrechen war, die ich so wenig wie die erste zu bereuen vermochte, die ich aber für viel strafbarer halte. — Hier sprang Anna auf, machte sich von Emma, die erschrocken ihre Knie umschlang, los und schloß ihren Gatten an ihr Herz. „War es ein Verbrechen," rief sie, „o so hast Du es gebüßt, indem das Geheimniß dem reinen würdigen Glücke unsre Ehe für Dich eine Bitterkeit beimischte, die mir niemals entging. Oft quälte dessen Ahnung auch mich; aber Deine Tugend ließ keinen Zweifel in mir aufkommen. Durch dieses Geständniß bist Du ja nun entsühnt. Gatte! Vater! was hast Du von Gesetz und Menschen zu fürchten? Weib und Kind theilen Dein Schicksal, und wir wollen durch unser Leben beweisen, daß Dein Bild am Schandpfahl eine Bürgerkrone verdient."

Diese Rede schien alle Herzen des Schmerzes entbunden zu haben; Alphons selbst schien sein Glück für begründet zu halten, er kam entzückt des wackern Obersten Bewegung entgegen, der, die Rührung der drei vereinigten Menschen mit Stille ehrend, von Theilnahme übermannt seine Hand schüttelte, gleichsam um als Mensch dem Menschen Glück zu wünschen über die Würde seines Geschlechts. Nur Juliane blieb unbeweglich in ihrer vorigen Stellung und schien bei den Veränderungen des Gemäldes, das sie betrachtete, nur ängstlich zu schaudern.

Vom Gesetze hat ihr Gatte nichts zu fürchten, edle verehrte Frau! nahm jetzt Krome das Wort, weil Frobig, sich von Annens Umarmung aufrichtend, ihn durch seinen Blick zum Reden aufzufodern schien. Der Fürst

hat alle Maßregeln befohlen, um die Folgen dieser traurigen Entdeckung zu vernichten. Sein Abschied, den ich ihm jetzt überbrachte, ist so weit zurückdatirt, so ehrenvoll abgefaßt, daß das ganze Collegium das Aufsehen, was Norberg durch die unwürdige Bekanntmachung von Frobig's frühern Schicksalen zu verursachen vermeinte, nicht in Verbindung mit seiner Amtsentsagung bringen kann. Aber — so vereinten Herzen wie den Ihrigen ist es ja einerlei, unter welchem Himmelsstriche sie schlagen. Mein würdiger Freund, ich fürchte, die junge Fürstin nimmt Theil an der bittern Demüthigung, die sich Norberg durch seine Rache an Ihnen von unserm Herrn zugezogen hat. Vermeiden Sie ihr Vorurtheil und seine Bosheit. — Der redliche Mann schien mit Unruhe auf Alphons zu merken, der sich ungestüm von Frobig's Hand, der die seine gefaßt hatte, loszuwinden suchte und mit erstickten Worten seinen Zorn über Norberg ausdrückte. Frobig hielt Alphons fester, gleichsam um sein Gemüth durch das Übergewicht seiner physischen Kraft zu bemeistern; er unterbrach Krome's zögernde Rede und sagte: Ich gehe mit Weib und Kind nach Virginien, wo ich schon lange Güter besitze, die ich für den schrecklichen Fall, der nun eingetreten ist, dessen Möglichkeit ich immer voraussetzte, zu meiner Freistätte bestimmte.

Hier schien plötzlich ein Lichtstral über Julianens Züge zu leuchten, sie stand auf und hörte mit Hoffnung im Blicke zu, wie Alphons, sich von Frobig losreißend, beide Hände zusammenschlug und in überraschendem Entzücken ausrief: O der selige Traum meiner Kind-

heit! — Eine Bewegung, die er dabei auf Emma's Seite machte, deutete Frobig an, daß er im Begriffe stand, der Entscheidung, die er auszusprechen Willens war, vorzugreifen. Er trat abwehrend zwischen Emma und ihn und sprach zum Obersten gerichtet: Meine Angelegenheiten hier werden schnell beendigt sein. Die Liebe zu meinem Fürsten und seinem Lande begleitet mich in die neue Welt und wird mich bis zu meiner letzten Stunde beschäftigen. Diese Liebe läßt Ihnen ein reiches, schönes Vermächtniß, das ich Ihnen, Herr Oberst, als Freund und für die nächste Zeit als väterlichen Führer übergebe. Mein Pflegesohn übernimmt die Pflichten meiner Dankbarkeit gegen meinen Herrn, sein reines junges Leben muß mit mir nichts mehr gemein haben; aber sein Verdienst werde mein Denkmal in diesem Lande.

Frobig's Stimme zitterte unter der Anstrengung, um so deutlicher zu sein, da Alphons zu sprechen bemüht war. Emma verhüllte ihr Gesicht; Anna blickte trostsuchend von ihrem Kinde zu dem Jünglinge, in dem sie jetzt einen Sohn zu verlieren bedroht war. Und in diesem Kampfe schmerzlicher Gefühle wurden Julianens Züge von einer schönen Begeisterung umstralt, mit der Zuversicht der Weissagung legte sie eine ihrer Hände, Stillschweigen gebietend, auf Alphonsens Mund und sprach feierlich: Entscheidet Nichts; zerreißt keine Herzen; seid nicht weiser als Gottes Schickung. Frobig, gebieten Sie diesem Jünglinge, Ihren Feind seinem strafenden Gewissen zu überlassen. Er begreife, daß das Schicksal Sie auf eine Höhe gestellt habe, vor

der der Ehrbegriff des dumpfen Geſellſchaftslebens verſchwindet. Bei unſrer Kinder Wohl beſchwöre ich Sie, die kleine Zeit, bis ich wiederkomme, nichts zu beſchließen.

Sie eilte mit eben dem ſichern Weſen, das ihre Rede ausgedrückt hatte, aus dem Zimmer und ließ einen ſo zauberiſchen Eindruck zurück, daß Jedèt der Zurückgebliebenen einverſtanden war, ihren Willen zu befolgen. Der Oberſt, ohne den ganzen Umfang von Julianens Einfluß zu kennen, ſah die Nothwendigkeit ein, ſich auf einige Stunden ſeines jungen Freundes ganz zu bemächtigen. Er that das auf eine Art, die des jungen Mannes aufgeregte Leidenſchaft zum Nachgeben zwang, und führte ihn mit dem Verſprechen mit ſich fort, ihn nicht von der Seite zu laſſen und ihn am Abend ſelbſt ſeinen beſorgten Freunden wiederzuzuführen.

Wer könnte die nun folgende Stunde beſchreiben, die erſte, in der Frobig ganz wahr und enthüllt vor ſeiner Gattin und ſeiner Tochter erſchien? Das Gefühl von Schuld und Tugend, von Unglück und Liebe beſtürmte ihre Herzen; aber die Liebe ſiegte, denn ſie war auf die Achtung gegründet, die ein vereint verfloſſenes Leben rechtfertigte. Kaum waren ſie zu einer hinlänglich ruhigen Stimmung gelangt, um Frobig Zeit zu Ausfüllung mancher Lücke in ſeiner heutigen Erzählung zu laſſen, als Juliane zurückkam. Ihre begeiſterte Zuverſicht war in eine haſtige Spannung verwandelt; mit zitternder Hand reichte ſie Frobig ein geſchriebenes Heft und ſagte: Hier iſt die Geſchichte meiner

Vergangenheit, sie entscheidet meines Sohnes Schicksal. Lesen Sie mit Anna allein. Ich bleibe indeß, bei Emma, ich muß nahe sein, um schnell mein Urtheil zu erfahren.

So befremdend dieses Zumuthen schien, so war Julianens Wohl doch zu innig mit dem der beiden Gatten verbunden, um ihre Geschichte jetzt als etwas Unzeitiges zu betrachten. Sie begaben sich in Frobig's Zimmer und lasen folgende Zeilen.

„Meine Freunde, was Sie jetzt lesen werden, muß, wie mir däucht, meinem Sohn bei meinen Lebzeiten verborgen werden. Ich sah mein Schicksal stets ohne Aberglauben an und ward nicht zum Gegentheil veranlaßt, denn alles Gute, was einem zerstörten Leben geschenkt werden kann, ward mir von der gütigen Gottheit verliehen: Kraft, um einem unheilbaren Schmerz nicht zu erliegen; Vernunft, um nie mein Unglück mit einem beschmuzten Bewußtsein zu verwechseln; Euere Freundschaft und Alphonsens Werth. Allein das furchtbare Verhängniß, was mich traf, ist mehr dazu gemacht von meinem Sohn an meinem Grabe beweint zu werden, als ihn zum Verständniß der Thränen zu verhelfen, die er, so weit seine Erinnerung reicht, mich vergießen sah."

„Bis jetzt schwieg ich gegen Sie, bald mit stiller Wehmuth mich des Augenblicks jenseits freuend, wo Aller Herzen sollen offenbar werden; bald mit schüchternem Zweifel, ob Sie, die Glücklichen, die Schuld des Unglücks verzeihen könnten? Alphons ward neben Emma erzogen. Sie wissen, was ich that, um durch unsere

Behandlung jeder kindischen Gewohnheit vorzubauen, die früh die Empfindung hätte erwecken und beschäftigen können. Meine Redlichkeit lehrte mich, daß ich die Liebe Ihrer Tochter für den Erben des Unglücks nicht aufregen durfte. Sie boten allen meinen Bemühungen die Hand, so willfährig, daß ich mich oft von Ihnen errathen glaubte, bis eine Ahnung in mir aufstieg, auch in Frobig's Brust liege eine furchtbare Vergangenheit begraben."

„Die unbedingte Strenge, mit der er in meinen Grundsatz über die Unabhängigkeit unsers Werthes von dem Urtheile der Welt einstimmte, kam mir wie ein heimliches Einverständniß mit meinem Schicksale vor; und mochte er schuldig sein oder meine Schuld nur errathen, so glaubte ich, daß er es verweigern würde, unsrer Kinder Schicksal zu verbinden. Alphons verließ uns. Emma's Liebe wandte sich ihm zu, und ich sah mit Schrecken, daß die Geschichte ihres Herzens sich in dem meines Sohnes wiederspiegeln müsse, sobald er sie erblicke. Sie sahen, was ich wahrnahm, und blieben ruhig. Alphons kam zurück; die Neigung der beiden Kinder ward unverkennbar, und Sie thaten Alles, was mich überzeugen mußte, Sie haben Alphons zum Sohne erwählt."

„Jetzt war die stille Ergebung dahin, mit der ich bisher, meinen Begriffen getreu, meinen Wünschen entsagte. Durfte ich Sie länger durch Verschwiegenheit betrügen? Durfte ich meinem Sohne ein Glück entreißen, das ich nicht herbeigeführt, nicht herbeigebetet hatte; denn ich verbot meinem Herzen zu beten, so

oft sich Emma's Name in mein Gebet für meinen Sohn eindrängen wollte. Ich habe bitter gelitten, fast über die Kräfte meines durch lange Verschlossenheit abgematteten Geistes."

„Wenn all mein Sinnen, diese Widersprüche zu einen, vergeblich war, genoß ich wol oft langer Zwischenräume, wo ich hoffte, Gott werde den Knäuel meiner Schicksale entwirren. Er hat es gethan. Sie waren heute im Begriff, Alphonsens Herz mit der Erklärung zu durchbohren, daß die Tochter eines geächteten Vaters seine Gatten nicht sein dürfe; und ich, Frobig, ich werbe um Emma für den Sohn einer Unglücklichen, die zwar keinem Gesetzesausspruch unterlag, aber, an Sitten und Gesetz zur Verbrecherin geworden, von Ihnen verworfen werden muß, wenn Sie nicht das Unglück eine höhere Moral lehrte als die des bürgerlichen Vereins, und keinen festern Glauben in des Menschen reinen Willen als an das finstere Verhängniß, das, Böses aus Bösem entspinnend, vom Irthum zum Verbrechen dahinreißt."

Das Folgende schien schon vor längerer Zeit geschrieben und war mit einem eignen Umschlag an Frobig versehen.

„Mein Vater war Kanzleidirector des Fürsten von * in§. Er war früher sein Begleiter auf Reisen gewesen und hatte sich lange mit ihm in Italien verweilt, von woher er auch seine Gattin mit sich zurückbrachte. Sie war eine schöne, edel aussehende Frau, deren immerwährende Schwermuth man einem gebrochenen Klostergelübde beimaß. Deutschland blieb ihr immer fremd,

und sie ergab sich nach wenigen Jahren einer schwärmerischen Frömmigkeit, durch die sie für ihr Hauswesen und die Welt ganz untüchtig ward. Erst spät erfuhr ich, daß die traurige Anerkennung, zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten unfähig zu sein, der Bewegungsgrund war, warum sie mich von früher Kindheit in einem elsasser Kloster erziehen ließ. In meinem sechszehnten Jahre holte mich mein Vater zurück in sein Haus. Kaum hatte ich Zeit, meine erste Scheu gegen ihn zu bemeistern, so folgte er dem Fürsten, dessen Liebling er war, nach den Hièren, deren milde Luft die Ärzte für das einzige Mittel hielten, seine erschöpfte Lebenskraft zu ergänzen.

„Meine Mutter empfing mich mit inniger Liebe; sie wollte sich um meinetwillen der Welt wiedergeben; mit rührender Aufopferung verließ sie ihre Heiligenbilder und ihre Einsamkeit, um mir die Freuden der Jugend zu schenken; aber ihr freudeloser Geist so wenig als ihr geschwächter Körper gestattete ihr diese Bemühung. Ein verstärkter Widerwille ergriff sie in dem bunten Geräusch; mit kränkerer Seele eilte sie in ihre Vereinzelung zurück und vertraute die Aufsicht über mein Betragen einer Schwester meines Vaters, einer Frau, deren überspannte Einbildungskraft und charakterlose Beweglichkeit des Geistes sie ohne Bosheit zur Scheinheiligen machte. Unter ihrem Schutze erschien ich in der Gesellschaft."

„Unser Erbprinz sah und liebte mich. Er war von einem vortrefflichen Manne erzogen, der aber einen Fehlgriff gethan hatte; um ihn vor der Zügellosigkeit

seines Standes zu hüten, hatte er eine schwärmerische Sehnsucht nach häuslichem Glück in ihm erweckt, und um ihn gegen die Widersetzlichkeit seines eignen Herzens zu schützen, hatte er ihm den Grundsatz beigebracht, daß eine Fürstenehe eine Maßregel der Klugheit und Pflicht gegen das Volk sei, bei der keine Neigung zu Rathe gezogen würde. Seit er mich liebte, entstand Ekel gegen seinen Beruf aus seinem Irrthum. Eben damals starb sein Erzieher. Er hätte vielleicht unser Unglück verhütet, er kannte vielleicht seinen schrecklichen Umfang, denn er suchte des Prinzen Annäherung zu mir vom ersten Augenblick an zu verhindern und mühte sich ihm auf seinem plötzlichen Todtenbett mit schon gelähmter Zunge etwas zu sagen, das dieser für eine Warnung hielt, nicht um seiner Liebe willen seine Bestimmung zu vergessen."

„Wir waren schon viel inniger verbunden, als der würdige Mann es vermeinte. Der Prinz versprach ihm diese Bitte mit aufrichtiger Gesinnung und weigerte sich nicht, die ihm gleich darauf angetragene Verbindung mit der Prinzessin von ** la, die sein Vater von Hières aus betrieb, zu beschließen. Er glaubte der Pflicht zu genügen, wenn er sich den Gesetzen seines Standes nicht entzöge, wenn er seiner Gemahlin gäbe, was seine Fürstenpflicht heischte, und bei der Geliebten seines Herzens die Glückseligkeit suchte, nach der die bessern Gefühle sich sehnen.

„Wir hielten den Zwang, mit dem wir unser Leben beluden, das Geheimniß, unter dem wir seufzten, für eine hinreichende Buße für das Unrecht unsers Ver-

hältnisses. Nicht Verachtung von Zucht und Gesetz, so urtheilten wir, die rauhe Nothwendigkeit drang es uns auf. Der Prinz verführte mich nicht; ich vergaß mich nicht; wir hatten uns eine Welt von Irrthum geschaffen, innerhalb welcher wir tadellos lebten. In ihr waren wir glücklich, und sie machte uns täglich besser; denn die innere Stimme, welche uns unser Unrecht vorwarf, wies uns an jede Tugend, um es zu versöhnen."

„Meine Tante war unsere einzige Vertraute, aber nicht unsere Mitgenossin. Ihr verschrobener Sinn machte sie unserer Seligkeit fremd. Alphons war kaum geboren, als der alte Fürst wiederkam und mein Vater mit ihm. Meine arme Mutter hatte in ihrem trüben Sinn mich mit keiner Frage, keinem Blicke beunruhigt. Sie war der Außenwelt so abgestorben, daß ich ihr keine Lüge zu sagen bedurft hatte. Kaum aber war mein Vater ein paar Tage zurück, als sein hämisch lächelnder, dreist forschender Blick mich entsetzte. Es war mir, als entgöttere er meine Liebe, indem er ihre Unschuld mit Erkenntniß bedrohte."

„Ich entdeckte dem Prinzen meine Unruhe. Er gestand mir, daß auch ihn meines Vaters Gegenwart drücke. In diesem Zeitpunkte ging meiner Mutter langes Leiden in schnelle Auflösung über. Ihr Ringen nach Annäherung zu Gott, ihr Verzweifeln, Beten und Beichten schreckten mich im Gefühl meines gequälten Gewissens; ich verglich es mit meiner Empfindung bei meines Vaters forschenden Blicken, und meine Unruhe stieg bis zur Angst. Endlich — ihr Ende schien nahe — beichtete meine Mutter noch ein Mal. Wie

der würdige Priester, der ihre Geständnisse empfangen hatte, ihr Zimmer verließ, eilte ich zu ihr; er hielt mich aber auf und sagte freudig und gerührt: Jetzt ist Ihre gute Mutter beruhigt. Helfen Sie ihr nun mit Muth die wenigen Schritte ans Ziel vollenden, und bedürfen Sie eines Freundes, der alle Ihre Leiden kennt, so kommen Sie zu mir."

„Ich war zu befangen, um auf diese Rede zu achten; nur mit dem nahen Ende meiner Mutter beschäftigt, eilte ich an ihr Bett. Ihr Auge glänzte, ihre Züge waren von himmlischer Ruhe umflossen; sie streckte mir ihre matten Arme entgegen und sagte: Hätte ich früher Gottes Güte kindlich vertraut, so hätte ich ein gequältes Leben vermieden. Gott wird aber die thatenlose Buße, die ich mir in meinem Unverstande auflegte, auch nicht verschmähen. Noch ein Geständniß legt mir mein tröstender Führer auf. Die Reue einer sterbenden Mutter, sagt er, heilige das Leben ihrer Tochter."

„Doch genug. Sie entdeckte mir, daß ich die Tochter des Fürsten sei. Ich begriff, daß die Natur das Band zwischen mir und dem Prinzen zerriß; daß unsere Liebe, die schon die Gesetze beleidigte, auch vor der Natur ein Gräuel sei. Nein, ich begriff das nicht. Mein Verstand war ganz unthätig, meine Überzeugung allein rief mir mit Donnerstimme zu: du mußt deiner Liebe entsagen! — und ich sank leblos neben dem Lager meiner Mutter zu Boden. Ich weiß nicht, was mit mir, was mit ihr nun geschah; ich mag es nicht wissen."

„Als ich erwachte, hielt eine Kammerfrau mein Haupt, und jenseits im Zimmer sah ich alle andere Ge-

stalten auf den Knien; ich sah das Bild des Gekreuzigten emporhalten; ich hörte leises Gebet und leises Stöhnen, ich sprang auf und beugte meine Knie, als eben der sich aufrichtende Priester feierlich sagte: Betet für die Gläubige, die in dem Herrn ist entschlafen."

„Dieser Priester ward mein rettender Engel. Er führte mich zu der Erkenntniß des einzigen Weges, auf dem mein Leben nach so furchtbarem Irrthum veredelt werden konnte; auf dem ich, auf Selbstachtung gestützt, meine Vergangenheit mit der Zukunft in Verbindung zu bringen im Stande war. Ich weiß nicht, wie Vieles er wußte, wie Vieles ich ihm vertraute; das bin ich mir bewußt, daß ich ihn auffoderte, meinem Bruder unsere Trennung zu verkündigen. Ich sah ihn nie wieder; er vermochte nicht den Schmerz zu überleben; und ich liebte doch wie er; denn ehe ich alle Gründe erkannt hatte, dem Tode zu entsagen, widerstand ich meiner heißen Sehnsucht nach ihm, um sein Elend nicht zu erschweren. Ich ertrug auch das. Mein geistlicher Vater belehrte mich, daß Glauben, Reue und Tugend auch diese Schuld zu büßen im Stande seien. Der Mann, den die Welt für meinen Vater gehalten, der mir nie Liebe bezeigt, der nie meine Achtung erworben hatte, wäre mir ganz fremd geworden, hätte ihn nicht das Unglück heimgesucht, das ihm, der nur sinnliche Befriedigung erkannte, am unerträglichsten fallen mußte. Er ward einer Treulosigkeit in politischen Unterhandlungen beschuldigt und bei der strengsten Behandlung zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Es zeigte sich, daß der Aufwand seines Hauses allein aus dem Ver-

mögen meiner Mutter bestritten ward. Der Fürst ließ es mir ungeschmälert überantworten; aber weiter that er auch keinen Schritt, der die Stimme der Natur gegen mich aussprach."

„Auf meinen Zweifel, ob ich ein Vermögen annehmen sollte, das meine unglückliche Mutter mit ihrer Schande erkauft hatte, bewies mir mein geistlicher Freund, daß der Vater seinem Kinde, wenn ihn auch die Gesetze sein Erbe nicht zusprächen, eine Versorgung schuldig sei, deren Umfang von seinen Verhältnissen abgemessen würde. Eben so machte er es mir zur Pflicht, eine Summe anzunehmen, die der Prinz vor seinem Tode meinem Sohn zugesichert hatte. Sie war die kleine Ersparniß seines jährlichen Einkommens; denn seine Beharrlichkeit, in unserm Verhältniß ganz als bürgerlicher Hausvater zu leben, hatte ihm verboten, zum Besten seines Kindes Schulden zu machen. Diese Umstände setzten mich in den Stand, dem Gatten meiner Mutter seine Gefangenschaft zu erleichtern. Ich that es mit Freude; denn die Gewohnheit, ihn als Vater zu betrachten, machte meine Verachtung gegen ihn zu einem peinlichen Gefühl."

„Sobald meine Vermögensangelegenheiten in Ordnung waren, verließ ich meinen bisherigen Wohnort. Mein geistlicher Vater hatte mich mit der Güte eines Heiligen, mit dem Geist eines Weisen behandelt. Meine Seele, die wol länger, als ich es mir bewußt bin, zwischen Überspannung und Dumpfheit umhergerissen ward, befand sich endlich wieder in einer so ruhigen Fassung, daß er mich für fähig hielt, einen Plan auszuführen, an den, wie er wohl einsah, die Ruhe meiner Zukunft

geknüpft war. Bis jetzt hatte ich meinen Sohn nur verstohlen gesehen. Ich weiß nicht, ob der große Haufe mein Unglück erfuhr. Ich sorgte nicht für das Kleine, da das Große zu tragen meine Kräfte kaum reichten."

„Jetzt reiste ich mit meinem Sohne und einer ältlichen Begleiterin nach der Provence. Meine Gesundheit foderte diesen freundlichen Himmelsstrich. Von dort schickte ich die Begleiterin zurück und ging unter dem Namen, den ich noch führe, nach Paris, wo ich einige Jahre in der tiefsten Abgeschiedenheit zubrachte. Ich lebte in dem Hause eines alten Privatmannes, dessen Frau ich in Marseille, ihrer Vaterstadt, kennen gelernt hatte. Ohne sie in meine Verhältnisse einzuweihen, vertraute ich ihnen mein Bedürfniß, von der Welt vergessen zu werden. Sie und ihr Mann waren mir dazu behülflich, ohne sich um mein Geheimniß zu bekümmern. Die Achtung, die sie mir bezeigten, bewies mir, daß sie es nach meinem Lebenswandel, dessen Würde und Unschuld ihnen vor Augen lag, beurtheilten. Von ihnen lernte ich viel: häusliche Beschränkung, die ich noch nicht gekannt hatte, und ihre Ausschmückung durch Wissenschaft, Zierlichkeit, begnügsamen Genuß. Ich lernte von dem vielgeprüften Manne, der Soldat war, dann königlicher Beamter in den Colonien und nun von einer kleinen Rente, der Frucht seiner Mühen, lebte, ruhige Zergliederung der menschlichen Schicksale und den Muth, ein jedes nach seinem Werthe zu schätzen. Ihm half dabei der Verstand; seiner Frau half ein frommes Gemüth. Sie hatte fünf Kinder und zwei geliebte Schwiegersöhne theils in den

Wellen, theils bei einem Aufstand der Neger umkommen sehen, und sie hatte sie überlebt. — Von da ging ich an den Genfersee. Dort besuchte mich mein geistlicher Vater. Er hatte, sobald ich mündig geworden war, mein ganzes Vermögen ins Ausland übertragen, Niemand in meinem ehemaligen Wohnort hatte mehr mit meinen Geschäften zu thun, und so ward ich bald vergessen. Jetzt würde es schwer sein, eine Spur zu entdecken, die von dort zu mir leitete; denn mein geistlicher Vater ging auch schon zum bessern Dasein hinüber."

Hier endete der Aufsatz und Juliane schrieb fort:

„Diese Zeilen schrieb ich kurz nach meiner Bekanntschaft mit Ihnen. Mein Entschluß, ihn meinem Sohn nach meinem Tode zu hinterlassen, war nie ganz entschieden. Ich fürchtete mich vor der Wirkung, die der Begriff der Nemesis herbeiführen könnte. Der edle Mensch fürchtet nie ihre Rache, aber er erkennt die Nothwendigkeit ihres unaufhaltsamen Gangs, und in Augenblicken der Schwäche, denen kein Mensch entgehen kann, glaubt er als Frucht früher Thaten zu leiden, was vielleicht dienen sollte, Keim künftigen Glücks zu sein. Verließ ich beim Hintritt aus diesem Leben Alphons als einen glücklichen Menschen, so konnte sein froher Muth von der Kenntniß meines Schicksals erkranken; sah ich ihn von Leiden gedrückt neben meinem Sterbebette stehen, so konnte es ihm den Muth, seines Leidens Herr zu werden, benehmen. Aber mein Stillschweigen über sein Vaterland, seinen Ursprung, hatte denn das nicht auf seine Bildung ge-

wirkt? Hatte mein Herz nicht tausend Mal geblutet, wenn der sinnende Knabe, wenn der zartfühlende Jüngling, jedes Mal wenn seine Vorstellungen diese Begriffe berührten, mit einer bangen Scheu zurückwich und in verdoppelter Zärtlichkeit von mir Verarmter für das unbekannte Gut einen Ersatz zu finden meinte? War das weniger Walten der ewig nahen Vergeltung? Seit ich mit Ihnen verbunden bin, beschäftigte mich oft der Entschluß, Ihnen diese Schrift zu hinterlassen; zum Theil, um wahr zu sein gegen Sie, zum Theil, um ihren Gebrauch für Alphons von Ihnen abhängig zu machen. Was heute vorging, warf mich anbetend nieder vor den Thron meines Gottes. Indem Sie erzählten, schien sich das Chaos von Schuld und Unglück vor mir zu entwirren; ich ward mir bewußt, daß wir — frei wie wir einst waren, Sie, Ihren Unwillen gegen Norberg zu bezähmen, ich, meine Liebe zu fliehen — nun frei sind unsere Kinder zu beglücken. Nicht Schuld gattet sich hier mit Schuld, sondern die Tugenden unserer Kinder sind das Pfand unserer geretteten moralischen Würde, und ihr Glück, das Gott in unsere Hände gelegt, ist das Pfand seiner Güte."

Frobig und Anna fühlten die ganze Wichtigkeit des Entschlusses, zu dem Juliane sie aufrief. Ein Meer von Zweifeln drohte sie zu verschlingen, sobald sie einer andern Empfindung Raum gaben als dem Glauben an die Kraft ihres Willens, der es allein vermochte die Folgen ihrer Thaten zum Segen zu wenden. Frobig war von dem Unglück, das er über die Seinen gebracht hatte, zu tief erschüttert, um seiner Gattin in diesem

Augenblick das Beispiel dieses Glaubens geben zu dürfen. Er schwieg mit einem Ausdruck, der ihre Entscheidung aufzufodern schien. Annens reine Züge sprachen tiefe Wehmuth aus. Noch nie hatte sie Beschämung und Zweifel in dem Manne gesehen, in dem sie seit zwanzig Jahren ihr Vorbild, ihre Stütze verehrt hatte. Doch bald ging diese Wehmuth in siegende Heiterkeit über. „Sind wir denn nicht frei," sagte sie, „dieses Unglück zum Segen zu wenden, wie Juliane es sagt? Hier oder an den Ufern des Fluvana heiligt die Tugend unser Leben, und wir wollen im Vertrauen auf sie den Bund unserer Kinder beschließen."

Frohig war im Herbste der Jahre; wenn er jetzt in die Umarmung seiner Gattin sank, war es nicht das Entzücken des Verliebten, es war die Bewunderung der vollendeten weiblichen Güte, die diese Huldigung gebot.

Schnell eilten sie nun zu ihren Lieben zurück, in eben dem Momente, als der Oberst mit Alphons zu ihnen eintrat. Auf Julianens Gesicht war jeder andere Ausdruck in reine Ergebung verschmolzen. Sie hatte Emma zu trösten gesucht; die Gründe, welche diese welterfahrne, an Unglück gewöhnte Frau hervorsuchen mußte, um das kindliche Herz dieses Mädchens zu stärken, die das Glück ihres jungen Lebens auf dem Spiele sah, hatte ihr die Nichtigkeit jedes andern Trostes als den freudiger Ergebung gelehrt. Sie hatte beweisen wollen und hatte gebetet. Für diesen Trost hatte auch Emma's Herz sich geöffnet, doch Alphonsens Anblick entriß ihrer Frömmigkeit den schwer erkämpften Sieg.

Sie verhüllte ihr Geſicht und nahm nicht wahr, wie ihr Vater, ohne eine andere Erklärung, als die in ſeinen erheiterten Blicken lag, ſeinen Pflegeſohn ihr zuführte; nur als ſie ſeine Hand in der ihrigen fühlte, hob ſie in ängſtlich ſüßem Schrecken ihr Haupt auf und hörte die Worte: Alphons, Deine Mutter berechtigte mich, Dich Sohn zu nennen. Willſt Du eines ſo unglücklichen Vaters Tochter als Weib ehren?

Die weitern Schickſale dieſer Menſchen in dem fernen Lande, das ſie nun ſchon viele Jahre als Bürger bewohnen, wird uns vielleicht einer der Landsleute erzählen, die dort eine Heimath zu ſuchen im Begriffe ſind. Wir ſchließen dieſe Darſtellung mit der vorläufigen Nachricht, daß in den Fluren von Virginien ihr Wohl, auf Wahrheit und Liebe gegründet, keinen Wandel erfuhr.

Der Vorwurfsfreie vermeide ihre Schuld; der Schuldige beſiege ihre Folgen, ſowie ſie ſie beſiegten.

VI.

Alte Liebe rostet nicht.

Ich habe doch recht, liebe gute Tante, sagte Julchen schmeichelnd zu ihrer Erzieherin, Agnes Montjoi, der sie seit ihrer Kindheit den Schmeichelnamen Tante beilegte; ich habe doch Recht, daß Sie tiefsinnig und unruhig sind, seit meines Eduards letzte Briefe unsere Vereinigung außer Zweifel gesetzt haben. Das thut mir weh! Ich kann ein Glück nicht rein genießen, das meiner Agnes keine Theilnahme einflößt. — Wenn der Grad meiner Theilnahme Dein Glück bestimmen soll, erwiderte Agnes, meine Julie, so muß es unbedingt, unermeßlich sein. Laß mir diesen Ausdruck, meine Liebe! Du hast mich in der Freude wol schon oft still gesehen. — Still? ja, Agnes, weil Sie in ihr verloren waren; aber bei meiner Freude sind Sie zerstreut. Lachen Sie Ihr unerfahrnes Kind nicht aus, aber ich empfinde Ihre Stimmung als eine Vorbedeutung für mein Schicksal. Ich denke, Sie ahnen die Flüchtigkeit meines Glücks. — Nicht doch, liebe Schwärmerin! Was mich neben meiner Freude über Dich beschäftigt, ist eine geringfügige Selbstheit. Die Ankündigung, daß Eduards Onkel uns besuchen sollte,

weckte ſchmerzliche Erinnerungen in mir auf, die ich freilich muthiger beſeitigen ſollte. — Der Beſuch dieſes Onkels? dieſes beſten, gutmüthigſten der Menſchen? — Nicht um ſeiner Individualität willen, liebe Julie, ſondern aus zufälligen Urſachen. Ich erinnerte mich an Zeiten, die er längſt vergeſſen haben wird. Ich glaube dieſen Onkel in meiner Ältern Hauſe gekannt zu haben. — Julchen horchte hoch auf; ſo innig ſie mit Agnes vertraut war (denn ihre Mutter ſtarb in ihrer früheſten Kindheit, und Agnes hatte ſeitdem ihre Stelle vertreten), ſo wenig wußte ſie von ihrer Jugendgeſchichte. Ohne geheimnißvoll zu ſein, wußte ſich Agnes das Recht, unbekannt zu bleiben, zu verſchaffen, und Julchens Vater, der ſeit mehren Jahren ſeiner Gattin nachgefolgt war, hatte ihr nur ſo viel geſagt, daß herbe Unglücksfälle ſie genöthigt hätten, außer ihrem Vaterlande eine Verſorgung zu ſuchen. Julchen ging es alſo mit ihrer Freundin Schickſal, wie es mit manchen Dingen im Leben geht; wir ſind ſo frühzeitig gewohnt, ſie nicht zu begreifen, daß wir nicht eher über ſie nachdenken, als bis Begriffe in uns wach werden, in denen wir Analogie mit dem Unbegriffnen ahnen. Als Agnes ihrer frühern Bekanntſchaft mit dem Onkel ihres Geliebten erwähnte, fiel es Julchen plötzlich auf, daß ihr jene ſo viele Menſchenſchickſale erzählt, aber das ihrige nie im Zuſammenhange entdeckt hatte. Agnes war ein Weſen, deſſen ſtille Klarheit Denen, die ſie liebten, immer das Gefühl gab, bis tief in ihre Seele zu blicken, wie in die Tiefe eines kryſtallhellen Waſſerbeckens; ob man aber in dieſer Tiefe den

Grund sieht, vergißt man in der Freude an dem stillen reinen Spiegel, in dem alle Gegenstände schöner zurückstralen.

Agnes, Sie müssen mir das Räthsel erklären! Seit wann haben Sie entdeckt, daß Sie den Onkel kennen? Wie wissen Sie, daß er Sie nicht kennt?

Räthsel sind hier nicht im Spiel, liebe Seele. Eine lange Gewohnheit, von mir selbst zu schweigen, hat mir das Sprechen sehr schwer gemacht. Was ich Dir verschwieg, Anfangs, weil Du ein Kind warst, später, weil es sich durch die Zeit tief in meine Seele verschlossen hatte, ist auch sehr geringfügig und hat gar keinen Werth mehr. In zwölf Jahren wächst über Vieles Gras! über Gräber und wunde Herzen! —

Julchen umarmte gerührt die sanfte, ernste Freundin, die mit dem Ausdrucke lange und stumm ertragener Leiden gesprochen hatte.

Daß der Onkel mich bis jetzt aus Eduards Erwähnung nicht erkannt hat, begann Agnes von Neuem, liegt in der zufälligen Veränderung meines Namens. Ich heiße Frohberg. Deine gute Mutter wollte durchaus eine Französin zur Erzieherin ihres Kindes haben. In Nancy erzogen, mit der Sprache und Literatur dieses Landes ganz so wie mit der Deutschen bekannt, durfte ich mich für ebenso geschickt halten, ihren Wünschen zu entsprechen, als eine geborne Französin; ich übersetzte meinen Namen, wie es meines Vaters französische Correspondenten oft gethan hatten, und ward als Fräulein Montjoi Deine Erzieherin, ohne daß

Deiner Mutter meine niederländische Geburtsstadt weiter auffiel.

Und der Onkel, liebe Tante?

Agnes lächelte schmerzlich. Kleine Fragerin, ich werde Dir endlich eine ordentliche Lebensbeschreibung machen müssen, wie in den alten Ritterromanen. Da, da kommt der Thee; setze den Tisch an's Kamin, der Vormund kommt erst nach dem Schauspiele nach Hause; wir wollen uns einbilden, wir säßen, statt neben dem Theekessel, an einer rauschenden Quelle, und der Kaminschirm kann ein Rosengebüsch vorstellen, welches uns vor den Stralen der Sonne schützt. Ich bin also ein bedrängtes Fräulein, welches auf Deiner Burg eine Freistätte fand, und beginne meine Geschichte.

Julchen erwartete Wunderdinge und hing an den Lippen ihrer Freundin, ohne auf den spöttischen Zug, der um ihre Wangen spielte, zu achten.

Daß mein Vater ein Niederländer war, weißt Du. Er war Besitzer einer der großen Tuchfabriken in * * *. Der gute Kaiser Joseph gab ihm den Adel, und seine Industrie verschaffte ihm Reichthum. Ich ward bis ins zehnte Jahr in meines Vaters Hause erzogen, oder nicht erzogen, wie man's nennen will, und dann nach Nancy in ein Kloster geschickt, wo viele und nur reiche und vornehme Kostgängerinnen waren. Die Erziehung war wirklich gut, ihre Beschränkung war Klarheit, in ihrer Andächtigkeit Herzlichkeit, in dem Unterrichte von Kunstfertigkeiten Geschmack. Ich war kindlich froh bei meinen lieben Nonnen; aber mehr als sie trug die Verbindung mit ein paar jungen Deut-

schen bei, die mit uns erzogen wurden. Beide waren um zwei Jahre älter als ich, die Eine Tochter eines schwäbischen Reichsgrafen, die Andere, vom Bürgerstande, wie sie mir sagte, die Tochter eines verstorbenen Freundes vom Grafen, der sie mit seinem Kinde und ganz wie seine Schwester erziehen ließ. Die größte Ähnlichkeit ihrer Züge mit dem Grafen und die gleiche, herzliche Liebe, die er beiden erwies, als er einmal zum Besuche da war, machte glauben, daß Nina seine natürliche Tochter war. Doch das ist jetzt gleichgültig, und damals dachte ich nicht daran. Genug, daß diese beiden Mädchen mir meine frohesten Tage verschönerten. Ein gutes Schicksal hatte ihre Seelen vor jedem nachtheiligen Einflusse bewahrt, sie waren ganz Güte, ganz dem Bedürfnisse hingegeben, ihr Glück zu begründen. Unsere Kindheit floh auf leichtem Fittige vorüber, und Arm in Arm verschlungen, traten wir in das Jugendleben, als ich in meinem funfzehnten Jahre durch meinen ersten Schmerz, und den heftigsten, der mich treffen konnte, zu einer ersten Entwickelung meines Gemüths vorbereitet werden sollte.

Eine gefährliche Masernseuche suchte die ganze Gegend heim; meine Walburga ward davon angesteckt. Da ich die Krankheit überstanden hatte, gab man ihren und meinen dringenden Bitten nach: ich durfte den größten Theil des Tages in ihrem Krankenzimmer zubringen, und Nina, über welche die Äbtissin ebenfalls die Versicherung erhalten hatte, daß sie keiner Ansteckung mehr unterworfen sei, verließ ihre geliebte Schwester nicht. Walburgens Zustand ward gefährlich. Noch ist

mir das Entzücken gegenwärtig, in welches Glauben und Schmerz zusammenflossen, wenn ich am Fuße der Altäre lag; noch empfinde ich das Kindesvertrauen, welches mich erhob, meine Schritte beflügelte, die Luft, die ich athmete, leicht machte wie Frühlingswehen, wenn ich eine Messe für die theuere Kranke bestellt hatte. Wie sie zusehends schlechter ward, stellte ich mich mehre Tage Mittags vor die Pforte des Klosters, übernahm die Austheilung der Suppe an die Armen, und indem ich jeder Portion ein Almosen hinzufügte, mit der Bitte, für Walburga zu beten, fühlte ich eine Demuth des Herzens und Geistes, welche diese geringfügige Handlung zum Gottesdienste machte. Aber Walburga erlag dem Übel. Nina und ich fanden in dem Kinderglauben, in welchem wir gebetet hatten, auch Trost darüber, daß wir nicht erhört waren. Mein junges Herz sollte aber noch geübter werden im Bitten und Glauben. Die Personen, welche Ninas Sicherheit vor Ansteckung bezeugt hatten, mußten sich geirrt haben; wenige Tage nach Walburgens Tode brach dieselbe Krankheit bei ihr aus; ihr durch Kummer über unserer Freundin Tod angegriffener Körper widerstand ihr nicht lange, und ich beweinte die liebsten, einzigen vertrauten Freundinnen meiner Jugend. Damals lernte ich die Wollust meines Schmerzes rein kennen. Ich glaube, daß ich Momente an ihrem Grabe zugebracht habe, wo mein Geist einen Grad von Lebendigkeit empfand, die unabhängig von den Kräften meines Körpers war. Wenn ich wieder aus dieser Vernichtung in Gebet und Weinen zurückkam, war ich mir bewußt,

vergessen zu haben, was ich, während sie dauerte, empfand; aber die Sehnsucht, die mich erfüllte, sie zu erneuern, überzeugt mich, daß mir unaussprechlich wohl war. Mein Körper erlag aber dieser Spannung, ich brachte ein Jahr sehr kränkelnd zu, während dem ich die Rückreise nach dem väterlichen Hause nicht unternehmen durfte, und verließ am Schlusse meines sechszehnten Jahres mein geliebtes Kloster und die Gräber meiner holden Gespielinnen.

Zu derselben Zeit, als ich aus der Pension zurückkehrte, hatte mein einziger Bruder, der um sechs Jahre älter war als ich, seine Studien vollendet. Er war zum Handel bestimmt; ein unverheiratheter Bruder meines Vaters, der als Gelehrter einen bedeutenden Namen hatte, machte es aber zur Bedingung seiner Erbschaft, daß sein Neffe eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten solle; auf diese Weise besuchte er sogar eine norddeutsche Universität, machte eine Reise durch Deutschland und Italien und, Dank seinem Führer, kam als ein liebenswürdiger, sehr gebildeter Jüngling zurück. Dieser Hofmeister ist Eduards Oheim.

Obschon mein guter Vater alle Wissenschaften nur in sofern schätzte, als sie zum Flore des Handels und Fabrikwesens beitrugen, ließ er doch Herrn Schönfeld alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Mann hatte eine Menge Commercialkenntnisse und war ein vortrefflicher Chemiker. Beides konnte mein Vater benutzen; mit großer Bereitwilligkeit ging er also meines Bruders Vorschlag ein, ihn als Mitglied der Familie aufzunehmen.

Agnes hielt hier zerstreut inne. Julchen wartete

lange und fragte dann mit dringender Theilnahme: Nun? und war der Onkel damals schon so lieb? Wie lange blieb er? denn Eduard mußte doch damals schon ein großer Junge sein, und er hat ihn früh unter die Hände genommen.

Agnes sah ihr, wie es schien, mit ihren Ideen sehr beschäftigt, in die hellen, fragenden Augen und fuhr dann, wie eine Person, welche ihren Bericht gern schnell beendigen will, fort: Die Bildung, welche mein Bruder ihm zu danken hatte, spricht schon zu seinem Vortheile; ihn richtig zu beurtheilen, war ich zu jung. Bald brachen auch die unruhigen Zeiten der Revolution aus; Herr Schönfeld ging nach Deutschland zurück; unser Handelshaus ward gestürzt; meinem Vater ersparte der Tod den Schmerz, das traurige Schicksal seiner Kinder zu beweinen, mein Bruder fiel in der fränkischen Armee; eine Freundin meiner Mutter, die mir kurz nach meiner Rückkehr der Tod raubte, gab mir, als ich, ohne Schutz und Obdach, vergeblich durch meiner Hände Arbeit mein Brot zu gewinnen suchte, in Düsseldorf eine Zuflucht; von dort ward ich Deiner Mutter empfohlen. — Du siehst, mein Julchen, wie wenig diese Geschichte Deine Neugier lohnen konnte.

Julchen sah verlegen aus. Liebe Agnes, was Sie mir erzählt haben, ist freilich weniger, als ich erwartete; nicht weil es Ihnen an Begebenheiten fehlte, aber weil ich noch nicht begreife, wie Sie so wenig von sich zu sagen haben, da der Reichthum Ihres Herzens so deutlich beweist, wie viel Sie empfunden und beobachtet haben.

Von mir zu erzählen? Liebes Kind, ist eine ganze Vergangenheit, welche das Grab verschlang, eine kahle Erzählung? Kann ein Geist über Todtenhügeln und Trümmern nicht reifen? Verwandte, Vaterland, Wohlstand, bis zu dem Namen meiner Familie —

O meine Agnes, ich bin ein leichtsinniges, unbesonnenes Geschöpf! Aus Theilnahme an Ihren Leiden reiße ich Ihre Wunden auf. So rief Julie und weinte an ihrer Freundin Halse, die sie aber bald wieder in ein heiteres Gespräch gezogen hatte.

Julchen erwartete ihren Geliebten und seinen Onkel erst in ein paar Monaten, und diese Zeit füllte die mütterliche Freundin nach althergebrachtem Gebrauche mit Verfertigung der Aussteuer aus. Julchens Vormund, in dessen Hause sie lebte, ein alter Witwer, war sehr froh, das Rechnungswesen ausgenommen, alle weltlichen Angelegenheiten seiner Mündel in die Hände der sorgsamen Agnes zu legen. Indeß diese Leinwand zerschnitt, Bett- und Tischzeug nähen ließ, besorgte Julchen mit frohem Muthe Brautstaat und Hauskleider, und bei dem Einen und dem Andern beseelte sie der Gedanke, daß sie durch diesen Anzug ihrem Eduard gefallen sollte.

Mitten in diesen festlichen Zubereitungen kam ein großes Pack an, welches, wie ein Brief von Eduard verkündet hatte, seine und des Onkels Brautgeschenke enthielt. Mit tumultuarischer Neugier packte Julchen die Schätze aus. Stücke des feinsten Linon, Levantinen, niederländische Spitzen, verbotene englische Zeuche von der ausgesuchtesten Gattung. Noch blieb eine kleine

Schachtel zu untersuchen übrig. Ach, das ist vom Onkel, rief Julchen, zog einen Brief unter dem Bindfaden hervor und band ihn auf. Eine Uhr! Sie ist schön, aber recht altmodisch; sehen Sie, eine Stahlkette! Berlocken! Email! — und hier ein Medaillon! — O, wie es meine Mutter an ihrer Hochzeit trug — aber ein schönes Basrelief! Amor und Psyche! Der gute, wunderliche Onkel! — Ha, da kommt das Beste! Herrliche Perlen, eins, zwei, zwölf Schnüre! Das ist für Hals und Arme und Haar! Aber der Brief —

Agnes war bei dem Anblicke der Uhr blaß geworden und heftete ihren Blick auf sie und das Medaillon, welches ihr Beides Julchen nachlässig in die Hände gegeben hatte, und während Julchen schwatzte, rollten helle, stille Thränen aus ihrem Auge. Julie beobachtete sie nicht, sondern las ihr des Onkels Brief vor:

„Meine theure Tochter!"

„Nur der höchste Begriff von ehelichem Glück hat mich so lange zaudern gemacht, eh' ich Eduards Wünschen meine Zustimmung gab. Euer Wohl muß die Sonne meiner späten Tage sein, denn Euer Unglück würde mich in das Grab führen. Bald sehe ich das liebe Gesicht mit eignen Augen, welches alle die Kindlichkeit, den Eifer für's Edle und Schöne ausdrücken soll, die ich auch in Ihren Briefen lese. Bis dahin, meine Tochter, sei Ihnen beiliegendes Geschenk ein Beweis, daß ich Ihrer Freude Alles, auch mein Liebstes hingebe. Diese Uhr, dieses Medaillon mit dem

sinnvollen Bilde war einst Pfand meines Erdenglückes. Es ward zerstört dieses Glück, aber sein Andenken blieb in mir und ward ein Pfand jener seligen Ewigkeit, wo ich mit Der würde vereint sein, welcher dieses Pfand bestimmt war. In diesem Sinne hob ich es auf und wollte es aufheben bis an meinen Tod. Nun widme ich es Eduards Braut. Amor und Psyche sei das Symbol Eurer Verbindung, und die Ehrfurcht, mit der ich diese Dinge aufbewahrte, und die Wehmuth, mit der ich sie in Ihre Hände gebe, meine junge Tochter, sei Vorbild Eurer Treue. Neben diesen Schätzen darf ich der Perlenschnüre nicht erwähnen."

Julchens Stimme zitterte, Thränen entfielen ihr, ehe sie geendigt hatte, und die Perlen hinwerfend griff sie nach der Uhr, die sie an ihren Mund drückte, und nach dem Medaillon, das sie sogleich an ihrem Busen verbarg. Ein tiefer Seufzer, der aus Agnes' Brust stieg, als sie hastig nach dem Medaillon griff, machte sie aufmerksam; sie heftete einen forschenden Blick auf ihre Freundin, die angefangene Rede stockte in ihrem Mund. Agnes, Sie haben mir nicht Alles von Ihrer Geschichte erzählt! rief sie wie von prophetischem Geiste ergriffen und schlang ihren Arm um Agnes' Hand.

Nein, ich verschwieg Dir, was ich vertilgt glaubte durch den Lauf der Jahre, und was in meinem Herzen noch zu lebendig stand, um wie das Übrige, Vergangene erzählt zu werden. Diese Uhr, diese Psyche — ich erhielt sie von ihm — ich war seine Braut.

Nicht sogleich fand Agnes Ruhe genug zum Er-

zählen, noch Julchen zum Anhören. Wir wollen ihre Geschichte hier geben, wie sie uns bekannt wurde.

Bis zu der Aufnahme des Herrn Schönfeld in des Herrn von Frohberg's Hause hatte Agnes Jener ihre Begebenheiten erzählt; allein weder Julie noch wir hatten weder sie noch ihre Familie daraus kennen gelernt. Es ist nothwendig, diese Lücken zu ergänzen.

In jenen Gegenden hatte sich bis zu dieser Zeit in den alten echt deutschen Familien selbst neben einem ansehnlichen Reichthume ein auffallender Grad von deutscher Zucht und Sitte erhalten. Der tägliche Gang des Lebens war mäßig und arbeitsam die Festtage des Calenders waren auch Festtage für die Hausgenossen; die Vormittage feierte alsdann die Predigt, die Mittage eine stattliche Mahlzeit und die Abende eine zierliche Kaffegesellschaft für die Hausfrau und ein ehrbarer Weinhausbesuch von Seiten des Eheherrn und der andern männlichen Bewohner des Hauses nach Stand und Würden. Die Mädchen blieben in der Kinderstube, bis sie in die Klosterkost kamen, und, wann sie zurückkehrten, an der Seite der Mutter, bis man sie einem Gatten zu überantworten Gelegenheit fand. Reisen machten nur die Männer, und wenn Fremde kamen, erzeigte man ihnen zwar eine splendide Gastfreundschaft, die Hausfrau blieb aber in ihrem gewöhnlichen Kreise, die vermehrten Geschäfte abgerechnet, welche ihr der Besuchende gab. Die Gastzimmer mußten gelüftet werden, das himmelhohe damastne Vorhangbett mit feinem Leinzeug belegt, ein damascirtes, fünf Ellen langes Handtuch, welches in einen Zirkel

gebunden war, an eine Rolle neben dem Waſchtiſch aufgehangen, und von den funfzigerlei Porzellanfiguren, die auf der Spiegelcommode ſtanden, ſorgfältig der Staub geputzt werden. Gäſte, die man ſo empfängt, werden nie Gaſtfreunde, ſie laſſen keine Spur zurück und nehmen keine mit ſich fort, und für Menſchen, welche Gaſtfreundſchaft ſo behandeln, iſt die Zeitung dann das einzige Band, das ſie mit der Mitwelt verknüpft.

Von Ältern, die ihre Tage ſo ruhig abſpannen, ward Agnes geboren. Das Ungefähr, das aus ihres Vaters Bruder einen Gelehrten werden ließ, wirkte nicht nur auf ihren Bruder, den es zum Studiren vermochte, ſondern mittelbarer auch auf ſie. Der gelehrte Onkel war auch ein reicher Onkel, und dieſes gab ſeinem gelehrten Rufe bei dem Herrn von Frohberg ein ſo anſehnliches Gewicht, daß ſein ganzes Hausweſen bei aller hergebrachten Ordnung um ein Merkliches aus dem alltäglichen Kreiſe kam. Mehr als einmal hatte ihm der gelehrte Bruder von Löwen, wo er lebte, gelehrte Reiſende empfohlen. Das obenerwähnte hohe Himmelsbett empfing ſie in ſeiner zartflächſenen Hülle, und der redliche Herr von Frohberg fühlte ſich geſchmeichelt, als ihm ſein Bruder ein paar Mal in gedruckten Büchern die Stelle bezeichnete, in welchen berühmte deutſche Gelehrte, oder doch wißbegierige Jünglinge dieſer Nation ſeiner Tuchfabrik das höchſte Lob ertheilten und mit dem ernſten gründlichen Geiſte, der dieſer Nation eigen iſt, alles Eigenthümliche ſeiner Anſtalten, bis auf das damascirte Handtuch, im endloſen Kreiſe aufgeknüpft, erwähnten. Das Adelsdiplom des guten Kaiſers kam

noch hinzu, und Agnes ward nun nicht nach Tongern, St. Tron oder Tirlemont geschickt, wie es die Kaufmannsfamilien jener Gegend gewohnt waren, sondern in das Visitandinenkloster in Nancy, wo nur eine sehr ansehnliche Pension Eingang verschaffte. Aus dem lebenden Zirkel der zahlreichen Gespielen, aus dem lebhaften Umgange der ganz französischen Nancyer, aus dem gebildeten Tone der sehr wohlgezogenen Nonnen, welche durch diesen ihre Kostschule in Ansehen erhalten mußten, kehrte Agnes nach mehren Jahren nun wieder in das väterliche Haus zurück. Sie war in dem Alter, wo jedes erwachende Gefühl ein Lichtstral für unsere Vernunft wird, und die Eindrücke, welche Freundschaft und Schmerz ihr in dem Kloster gaben, hatten ihre Seele noch bedürftiger und empfänglicher gemacht. Ihr junges Herz hatte sich von dem Wiedersehen ihrer Ältern, ihrer Kindheitsumgebungen unendlich viel Freude versprochen; sie fand solche in der ersten Umarmung des Vaters, in dem Empfange der Mutter; aber mit jedem Tage mehr fühlte sie eine lange Leere, für die sie keine Ursache wußte. In ihrer Kindheit war ja Alles so, und sie war glücklich; um sie war also nichts verändert, in ihr mußte es anders geworden sein. Diese Veränderung konnte nur Eine Ursache haben, und diese lag in Waldhurgens, in Minas Grabe. Nun hatte sie einen Namen für ihren Gram. Der Vater ward nichts von der Stimmung seiner Tochter gewahr; so lange Niemand beim Essen oder im Kirchstuhl fehlte, hielt er seine Heerde für wohlbewacht; die Mutter, welche sehr fromm war, hielt Agnes' Schwermuth für

einen Hang zum Klosterleben, und hätte gern eine Heilige in ihrer Familie gehabt; allein der Schwager in Löwen hatte diesen Gedanken von jeher nicht in seines Bruders Hause aufkommen lassen. Die Rückkehr des Sohnes von seinem akademischen Aufenthalte, von Reisen und Schönfelds Anwesenheit brachten allmälig eine Veränderung in Agnes' Stimmung hervor. Schönfeld war von guter bürgerlicher Familie aus Norddeutschland, sein Vater war ein Geistlicher, er sollte sich dem Predigerstande bestimmen; ein unwiderstehliches Bedürfniß, den Menschen und die Erde kennen zu lernen, trieb ihn, Alterthümer und Naturgeschichte mit inniger Liebe zu studiren. Sein weiches Herz, sein ruhiger, klarer Geist, lehrte ihn bei der Beschränktheit seiner Mittel eine Genügsamkeit, bei der ihm der Besitz des Nothwendigen Genuß, und jeder kleiner Überfluß ein Fest ward, das nur durch Theilnahme aller ihn Umgebenden gefeiert werden konnte. Wie er auf Universitäten war, schickte ihm seine Mutter von der nicht sehr entfernten Pfarre nie einen Leckerbissen oder einen nöthigen Vorrath, ohne daß sein Stubenkamerad an dem ersten und ein paar Hausarme an dem letzten Theil nehmen mußten; wenn er bei seinen botanischen Wanderungen neue Schätze nach Hause brachte, hatte er gewiß zugleich einen Straus wohlriechender Blumen gepflückt, mit welchem er sein Zimmer verzierte, wofür der Stubenkamerad, welchem der Wohlgeruch lieb war, dann wieder die Geduld hatte, seine kindliche Freude über die wunderschöne Bildung eines Gräschens anzuhören. Die beste Gesellschaft zog ihn an sich; er

glänzte nicht in ihr, aber er war ein mildes Licht, das alle Die anzog, welche Helle des Kopfs und Wärme des Herzens in ihrer Unterhaltung bedurften. Er wartete schon ein paar Jahre, welche er mit pädagogischen Arbeiten ausfüllte, auf einen kleinen Kirchendienst, als eine Anfrage an einen der Professoren der Universität ihm den Beruf verschaffte, den jungen Frohberg während seiner Studien und nachher auf Reisen als Mentor zu begleiten. Und wirklich erfüllte er seinen Beruf so heilig, als beseele auch ihn Minervens Geist. Zögling und Führer waren gleich glücklich dabei. Frohberg sollte sich, seiner Lage angemessen, gerade mit den Wissenschaften beschäftigen, für welche Schönfeld bis jetzt die Zeit mit Aufopferung seiner nächtlichen Ruhe entwandt hatte. Chemie und Handelsgeschichte waren dem Fabrikanten, Kunstgeschichte und Literaturkenntniß besonders dem Manne von Vermögen nothwendig. Mit Schönfeld's Kinderherzen hatte noch kein Mensch in Zwietracht leben können; der junge Frohberg, ein lebenslustiger Jüngling, dessen niederländische Derbheit mit einem Bischen französischer Regbarkeit vermischt war, schloß sich ihm herzlich an. Noch ehe er seinen Mentor in sein väterliches Haus einführte, hatte er schon den festen Entschluß gefaßt, den bewährten Freund nie von sich zu lassen, sodaß er mit frohem Muthwillen lachte, als ihm der bedächtige Vater seiner chemischen Kenntnisse wegen eine Stelle in seinem Hause vergönnte. Diese Stelle füllte er keineswegs müßig aus. Seine Versuche wurden für die Bereitung der Farben und die Behandlung der Wolle sehr wichtig, und der alte Froh-

berg bot ihm nach einem Jahre freiwillig einen ansehnlichen Gehalt an. Schönfeld's Wirkungskreis beschränkte sich aber nicht auf die Farbenstoffe allein; Agnes war ihm von ihrem Bruder als Schülerin anvertraut, und er fand sie in einem Alter, in einer Stimmung, wo ein junges Mädchen, wenn sie gern lernt, sehr schnelle Fortschritte macht. Ein sechzehnjähriges Gemüth, das bis dahin alle seine Nahrung vor den heiligen Altären und im Arme der Kindheitsgespielinnen fand, muß hoch aufflammen, wenn ihm die Schätze der Kunst und der Natur gezeigt werden. Schönfeld's zarter Sinn, der selbst frei von der Natur gebildet ward, lehrte sie diesen Schmuck des menschlichen Lebens und sein Vorbild zugleich auf eine Art kennen, welche ihrer Einfachheit, ihrer mädchenhaften Stille nichts benahm. Ihr Gefühl, das sonst mit unbestimmter Sehnsucht umherschweifte, heftete sich nun an das Schöne und Große, und mit der Offenbarung der Wahrheit in ihrem Innern, die in dem reinen weiblichen Busen in so leicht leserlichen Buchstaben eingegraben ist, fügte sich ihr häuslicher Beruf mit dem Genusse ihres Geistes zu einem gefälligen Ganzen.

Konnte aber das zartfühlende Mädchen für den Mann gleichgültig bleiben, welcher ihrer schmerzenvollen Sehnsucht ein so schönes Ziel gezeigt hatte? — Agnes hing kindlich — denn das reine Weib liebt stets kindlich, wenn es Glück empfängt, und mütterlich, wenn es Glück ertheilt — an dem geehrten Lehrer, und der Lehrer hatte in ihr das Weib gefunden, das erste und letzte, welches ihr ganzes Geschlecht ihm darstellte und

allein ihm dieses Geschlecht versinnlichen konnte. Aber diese Gesinnungen hätten die Lage der beiden Liebenden gegen einander nie verändert. Agnes suchte keine andere Gründe für ihre Gefühle als den Genuß, den ihr ihres Freundes Unterricht gab, und Schönfeld beschied sich vom ersten Augenblicke, wo er seine Neigung für die junge, reiche Agnes empfand, zur heitern Entsagung. Dieser großmüthige Plan ward aber von Agnes' Bruder vereitelt. Joseph, dem ein mannigfaltiger Lebensgenuß ein bischen Menschenkunde und seine warme Freundschaft für seinen Schönfeld Aufmerksamkeit gab, nahm die Neigung der beiden sich unbewußt Liebenden bald wahr und dachte darüber sehr verschieden von seinem Freunde. Die Hindernisse, die Stand und Vermögen ihrer Vereinigung entgegensetzten, fühlte er sich sehr geneigt aus dem Wege zu räumen. Dankbarkeit und hohe Achtung für Schönfeld foderte ihn dazu auf, und er fand eine noch mächtigere Triebfeder dazu in seiner Denkungsart. Der Geist der Zeit, der jene ungeheuern Veränderungen herbeiführte, von deren Folgen Europa nun so viele Jahre erschüttert wird, hatte sich dem jungen Manne mitgetheilt und machte Schönfeld's Glück zur Sache seiner Partie, die sich damals in den Niederlanden so laut aussprach, wie nachmals bei seinen Nachbarn. Durch seine Verdienste und Frohberg's Handelsgeschäfte erhielt aber Schönfeld um diese Zeit ein Gewicht, das kaum noch anderer Gründe bedurfte, um ihn zu einem sehr erwünschten Brautwerber für die liebenswürdige Agnes zu machen. Der Fabrik hatte es noch immer an einem Handgriffe bei der Mischung der

scharlachrothen Farbe gefehlt, um ihr Tuch mit dem englischen messen zu können. Schönfeld, welcher die ganze Wichtigkeit dieses Umstandes kannte, bot sich an, einige Zeit in einer englischen Fabrik zuzubringen, um das Geheimniß zu errathen, wenn es eins sei, oder den Vortheil abzulernen, wenn es nur Aufmerksamkeit bedürfe. Die letztere, mit beständig fortgesetzten chemischen Versuchen, setzte ihn in Stand, die Tücher der Frohberg'schen Fabrik um ein Drittel im Werth und Preis zu erhöhen. Ohne an die Wichtigkeit zu denken, die er dadurch für den alten Frohberg erhielt, trieb ihn seine Bescheidenheit an, bis zu öfterer Bewährung seine Methode noch geheimhalten zu wollen; Joseph, der eben mit dem Glücke seines Freundes beschäftigt war, wußte diesen Umstand besser zu benutzen. Er übernahm es nach einigem Kampfe mit dem einfachen Manne, der die Früchte seines Bemühens durchaus als ein Gemeingut angesehen wissen wollte, seinen Vater dahin zu vermögen, daß Schönfeld gegen seine Entdeckung als Theilhaber an der Fabrik angesehen würde und Agnes' Hand erhalten solle. Schönfeld litt bei diesem Vorschlage, weil er ihn statt der stillen Entsagung, die jeden Genuß des Augenblicks kindlich annimmt, zu der Ungewißheit verurtheilte, ob ihm dieser Augenblick bliebe? denn wenn sich ihm der alte Frohberg nicht fügte, wenn er lieber dem Vortheile seines Handels entsagte als dem armen Gelehrten seine Tochter gäbe —, so konnte keines der gegenwärtigen Verhältnisse bleiben, und er war auf ewig von Agnes getrennt.

Er hatte Joseph gebeten, bis zur Entscheidung, und

allein ihm dieſes Geſchlecht verſinnlichen konnte. Aber dieſe Geſinnungen hätten die Lage der beiden Liebenden gegen einander nie verändert. Agnes ſuchte keine andere Gründe für ihre Gefühle als den Genuß, den ihr ihres Freundes Unterricht gab, und Schönfeld beſchied ſich vom erſten Augenblicke, wo er ſeine Neigung für die junge, reiche Agnes empfand, zur heitern Entſagung. Dieſer großmüthige Plan ward aber von Agnes' Bruder vereitelt. Joſeph, dem ein mannigfaltiger Lebensgenuß ein bischen Menſchenkunde und ſeine warme Freundſchaft für ſeinen Schönfeld Aufmerkſamkeit gab, nahm die Neigung der beiden ſich unbewußt Liebenden bald wahr und dachte darüber ſehr verſchieden von ſeinem Freunde. Die Hinderniſſe, die Stand und Vermögen ihrer Vereinigung entgegenſetzten, fühlte er ſich ſehr geneigt aus dem Wege zu räumen. Dankbarkeit und hohe Achtung für Schönfeld foderte ihn dazu auf, und er fand eine noch mächtigere Triebfeder dazu in ſeiner Denkungsart. Der Geiſt der Zeit, der jene ungeheuern Veränderungen herbeiführte, von deren Folgen Europa nun ſo viele Jahre erſchüttert wird, hatte ſich dem jungen Manne mitgetheilt und machte Schönfeld's Glück zur Sache ſeiner Partie, die ſich damals in den Niederlanden ſo laut ausſprach, wie nachmals bei ſeinen Nachbarn. Durch ſeine Verdienſte und Frohberg's Handelsgeſchäfte erhielt aber Schönfeld um dieſe Zeit ein Gewicht, das kaum noch anderer Gründe bedurfte, um ihn zu einem ſehr erwünſchten Brautwerber für die liebenswürdige Agnes zu machen. Der Fabrik hatte es noch immer an einem Handgriffe bei der Miſchung der

scharlachrothen Farbe gefehlt, um ihr Tuch mit dem englischen messen zu können. Schönfeld, welcher die ganze Wichtigkeit dieses Umstandes kannte, bot sich an, einige Zeit in einer englischen Fabrik zuzubringen, um das Geheimniß zu errathen, wenn es eins sei, oder den Vortheil abzulernen, wenn es nur Aufmerksamkeit bedürfe. Die letztere, mit beständig fortgesetzten chemischen Versuchen, setzte ihn in Stand, die Tücher der Frohberg'schen Fabrik um ein Drittel im Werth und Preis zu erhöhen. Ohne an die Wichtigkeit zu denken, die er dadurch für den alten Frohberg erhielt, trieb ihn seine Bescheidenheit an, bis zu öfterer Bewährung seine Methode noch geheimhalten zu wollen; Joseph, der eben mit dem Glücke seines Freundes beschäftigt war, wußte diesen Umstand besser zu benutzen. Er übernahm es nach einigem Kampfe mit dem einfachen Manne, der die Früchte seines Bemühens durchaus als ein Gemeingut angesehen wissen wollte, seinen Vater dahin zu vermögen, daß Schönfeld gegen seine Entdeckung als Theilhaber an der Fabrik angesehen würde und Agnes' Hand erhalten solle. Schönfeld litt bei diesem Vorschlage, weil er ihn statt der stillen Entsagung, die jeden Genuß des Augenblicks kindlich annimmt, zu der Ungewißheit verurtheilte, ob ihm dieser Augenblick bliebe? denn wenn sich ihm der alte Frohberg nicht fügte, wenn er lieber dem Vortheile seines Handels entsagte als dem armen Gelehrten seine Tochter gäbe —; so konnte keines der gegenwärtigen Verhältnisse bleiben, und er war auf ewig von Agnes getrennt.

Er hatte Joseph gebeten, bis zur Entscheidung, und

wenn diese ungünstig ausfiele, niemals Agnes von seiner Liebe etwas zu entdecken. Es ward eben Frühling; Agnes hatte sich mit ihrem Lehrer schon das vorige Jahr mit der Pflanzenlehre beschäftigt; oft hatte sie während dem Laufe des Winters sich auf die Zeit gefreut, wo sie wieder Pflanzen sammeln, wo sie ihre Kenntnisse in der neubelebten Natur erweitern könnte. Nun schweifte sie oft allein, oft an ihres Lehrers Arm durch Feld und Gehölze, um jedes Frühlingskind zu erspähen; aber bei allen Blumen, die sie fand, bei allen Kräutern, die sie suchte, vergaß sie einer Blume nicht, nach der sie schon mehre Jahre vergeblich geforscht hatte. Der heiligen Jungfrau Kerze hieß man sie in dem Kloster von Nancy; oft hatte sie diese Blume der ersten Frühlingssonne mit ihrer Walburg, ihrer Nina gepflückt und, wie Nina im Sarge lag, diese Blume in den Kranz geflochten, den sie mit Thränen benetzt auf ihren Sarg legte. Hundert Mal schon hatte sie diese Blume ihrem Freunde beschrieben; er konnte nicht bestimmt errathen, was für eine Blume sie meinte, half ihr aber schon den dritten Frühling im Suchen, denn Nina war zur Zeit der Maiblumen ins Grab gelegt, Maiblumen und Jungfraukerzen hatte Agnes in den Kranz geflochten, der auf ihrem Sarge lag. In jeder Lage ist es wol eine sehr gefährliche Unternehmung für einen Mann, mit einem jungen, schönen Mädchen in der Fülle des Frühlings Blumen zu suchen und die Liebes- und Lebensfeier der Pflanzenwelt zu studiren. Schönfeld aber, mit dem einfachen männlichen Geiste, der Entschluß und That aufeinanderfolgen ließ, mit dem unerschlafften,

reinen, innigen Gefühle, das im reifen Mannesalter die allmächtigste Empfindung des Jünglings zum ersten Mal hegte — wie schwer ward es Schönfeld, sich allein an seinen Linné zu halten, um zu erklären, allein an den Schöpfer aller der Herrlichkeiten um sich her, um anzubeten. Die Kerze der heiligen Jungfrau fanden die beiden Liebenden nicht; aber sich selbst fanden sie in der ganzen blühenden Natur: Agnes überall froher Genuß im Vereine mit einer belebenden Kraft; Schönfeld überall Vollendung in der Vermählung der Kraft mit der anschmiegenden Anmuth. Der edle Mensch hätte dessenungeachtet den Sieg über sein Herz davongetragen, aber dieses Mal war das Schicksal mit der Prüfung zufrieden. Joseph hatte seinen Vater gewonnen, sei es durch Berechnen der Vortheile, welche Schönfeld's Vervollkommnung der Scharlachfarbe der Fabrik brächte, sei es durch weniger eigennützige Gründe; genug, daß er seinem Freunde die Nachricht brachte, welche den Brauttag der Erde auch zu dem seinigen machen sollte. Agnes hörte mit frohem Erröthen, was sie nie bezweifelt hatte, daß Schönfeld sie liebe, und entdeckte es sich mit Entzücken, was sie vorher noch nie untersucht hatte, daß sie ihn schon längst liebte. Nun der Bund geschlossen war, herrschte ein noch höherer Friede in Schönfeld's friedlichem Herzen. Das klare Element seines Gemüths hatte das mit seinem Geschwisterelement, dem Wasser, auch außer der Klarheit gemein, daß es, sobald es sich selbst überlassen war, ein völliges Gleichgewicht wieder annahm. Er ging nun seiner frohen Zukunft mit ruhigem, leichtem Schritte entgegen; in

seinem Verhältnisse zu Agnes änderte sich fast nichts, und seine Innigkeit gegen sie drückte sich mehr in dem eindringenden Rathe, den er ihr gab, in dem Eifer aus, mit welchem er an ihrer Bildung arbeitete, als durch liebkosendes Schmeicheln. Ehe seine erwünschte Verbindung statthatte und ihn auf immer in *** fesselte, wollte er sein Vaterland nochmals besuchen und sich mit seinem Bruder — Vater und Mutter waren indeß gestorben — über seine kleine Erbschaft abfinden. Hätte der gute Schönfeld diese althergebrachte Ordnungsliebe doch versäumt! Zwei kurze Monate, die er abwesend war, zerstörten sein Glück. Frohberg's Einwilligung in Agnes' Verbindung mit Schönfeld war die Wirkung des Eigennutzes gewesen, nicht der Wunsch, wichtige Dienste zu lohnen. Der Fremde, der arme Gelehrte, der Ketzer war ihm stets ein Gegenstand der Abneigung geblieben, und je mehr und mehr mischte sich diesem Widerwillen der Geist unseliger politischer Meinungen bei. Joseph hatte seinem Vater schon längst durch seine Befreiung von Vorurtheilen — denn so nannte es die brausende Jugend — misfallen, im Herzen hatte er stets Schönfeld angeklagt, ihm falsche Grundsätze eingeflößt zu haben; nun die Parteien lauter wurden, ward es auch seine Klage. Das Alles hätte den Mann, der auf Ehre zu halten gewohnt war, wol noch nicht verführt; aber zufällige Umstände machten es ihm noch schwerer, das Rechte zu behaupten. Öffentliche Vorgänge hatten dem Absatze der Fabrik eben Eintrag gethan, ein befreundetes Haus hatte durch seinen Sturz einen beträchtlichen Verlust für Froh-

berg nach sich gezogen, und gerade in diesem Zusammentreffen von Umständen kündigte sich ihm ein reicher Brabanter an, welcher ihm anbot, ein sehr großes Capital in seinen Handel zu legen, und zur Vereinigung ihrer beiden Vortheile um Agnes' Hand bat. Der Fremde wußte nichts von Agnes' Verhältnissen zu Schönfeld, das schöne Mädchen hatte ihn gefesselt, und er verband, nach alltäglicher Berechnung im alltäglichen Lebensgange, seine Liebe mit seinen Handelsspeculationen. Frohberg sah den ganzen Vortheil dieser Heirath ein, Schönfeld's freundliche Gegenwart beschwor nicht den Geist schnöder Gewinnsucht, wie sie es oft gethan hatte, und er gab dem Brabanter so viel Hoffnung, als nöthig war, um ihn so lange hinzuhalten, bis sich ein Weg fände, mit Schönfeld zu brechen.

Der Argwohnlose hatte indeß seine Geschäfte vollendet. Nach dem Rathe seines Bruders, der durch eine reiche Frau und seine Kenntnisse ein wohlhabender Handelsmann Norddeutschlands geworden war, wandte er einen großen Theil seiner kleinen Erbschaft auf den Ankauf eines Brautgeschenks, welches dem Wohlstande seiner Braut angemessen sei. In der Wahl der Geschenke ließ er sich gewissenhaft von der damaligen Landessitte leiten, nur ihre Bedeutung behielt er sich vor; so erhielt die Uhr den bunten Schmetterling auf blauem Grunde, und der Halsschmuck die Gestalten von Amor und Psyche. Es waren dieselben Kleinode, die Agnes bei Fulchen wiedererkannte. Wie ein froher Schiffer in den wirthbaren Hafen der Heimath, eilte er nun mit stiller Heiterkeit zu seiner Braut zurück. Mit der Freude,

am Ziele zu ſtehen, reichte er ihr ſeine ſinnvollen Geſchenke, mit banger Ahnung nahm ſie Agnes an und zeigte ſie dem Vater, deſſen zweideutiges Betragen der Armen ſchon lange Unheil zu drohen ſchien. Wie wäre es möglich, die Wege zu ſchildern, auf welchen ein ſelbſtiſcher Weltmenſch, vom Eigennutze geleitet, den argloſen Charakter eines Mannes überliſtete, der mehr in der Vorzeit gelebt hatte als unter ſeinen Zeitgenoſſen, der unter ſeinen Zeitgenoſſen mit einem Herzen gelebt hatte, das die Tugenden der Vorzeit bildeten und in ewiger Jugend erhielten, indeß die Jagd nach Reichthum, die Gier nach Genuß die Herzen um ihn verſchtumpfte? Zuerſt ſchob man Schönfeld's Verbindung unter wichtigen Vorwänden auf; dann ſuchte man ſeine politiſche Denkart zu reizen; man warf ihm einige Unvorſichtigkeiten vor, deren ſich Joſeph ſchuldig machte; man vergrößerte die unangenehme Lage, in welcher ſich die Handlung für einen Augenblick befunden hatte; man theilte ihm das Anerbieten des Brabanters mit; endlich ſprach man mit Geringſchätzung von Glücksjägern, die reiche Mädchen erhaſchten. Schönfeld's Herz ſchwoll auf voll edeln Stolzes. Gern hätte er ſeinen Freund und Bruder, ſeinen Joſeph, zum Zeugen aufgerufen, daß er nie nach Agnes' Hand geſtrebt habe. Aber Joſeph war auf lange Zeit abweſend, und Agnes konnte in dieſer Zartheit ſeiner Liebe einen Mangel an ihrer Kraft wähnen. Nein, lieber wollte er ihr ganz unbedingt entſagen, als ſie von dem empörenden Verdacht umlagert beſitzen, daß Geldſucht der Unterhändler ſeiner Liebe geweſen ſei. Lieber wollte er ſein Herz zerreißen,

als es in die Sklavenfesseln des Verhältnisses zwingen, in welchem er mit seinem Schwiegervater gestanden hätte. Wie ein Mann — aber mit der Entschlossenheit, mit welcher ein Mann in den Tod geht, wenn das Leben die Arme soeben brünstig nach ihm ausstreckte — kündigte Schönfeld seiner Geliebten die Gründe seiner Entsagung an. Agnes war seine Schülerin, sie fühlte die Unmöglichkeit, daß Liebe, wahre Liebe in dem Herzen eines Mannes neben dem Gefühle fortwährend verletzter Ehre bestehen könnte; sie hoffte von der Zukunft und von ihres Vaters Herzen. Ach, dieses Herz hatte sich in seinem eignen-Unrechte verhärtet. Diesen Ausgang hatte Frohberg nicht erwartet; er hatte einen Zwist herbeiführen wollen und sah sich nun durch des Mannes stolzen Zurücktritt als ein Ungerechter, Undankbarer gezeichnet. Nur neue Unbilligkeit konnte die alte rechtfertigen; Agnes' Thränen wurden mit Härte zurückgewiesen; Briefe, Geschenke, für die Liebenden nur Symbole ihrer Zärtlichkeit, mußten auf den Befehl ihres-erbitterten Vaters als Zeugnisse von genommener Verbindlichkeit zurückgegeben werden, und Agnes ward von ihrem Freunde geschieden.

Der weitere Verfolg ihrer Geschichte würde Zeitumstände zurückrufen, mit deren schreckenvollem Dunkel wir unsere kleine Erzählung nicht trüben wollen. Vor der Heirath mit dem Brabanter ward die traurige Agnes durch diese Zeitgeschichte selbst geschützt; das Übrige theilte sie ihrer Julie im Anfange dieser Erzählung in wenigen Worten mit. Schönfeld's Lebensgang war nicht so stürmisch. Das Schicksal, das seine Liebe traf, ent-

schied über sein Bestreben nach Glückseligkeit auf Erden. Durch Erziehung und Landessitte an Formen gewöhnt, hatte dieser Mann sein weiches liebendes Herz gelehrt, Bedeutung und Heiligkeit in sie zu legen. Und so glühte unter der stillen Außenseite ein tiefer bleibender Schmerz. Die Kraft der Seele, welche er bedurfte, um von Agnes zu scheiden, weil es sein Männerstolz befahl, hätte ein Andrer aufgewendet, um Agnes zu erlangen. Die Beständigkeit, mit welcher er fortwährend ihr Andenken ehrte, hätte eines andern Mannes Leben verzehrt. Sein treues Herz kannte keine zweite Liebe, selbst dann nicht, als ihm falsche Gerüchte versicherten, Agnes sei nach ihres Vaters Tode einem Gatten nach Frankreich gefolgt. Er trauerte um sie, um ihr und der Ihren Schicksal, und sein Lebensgenuß entblühte ihm nur aus der Freude, die ihm aus Anderer Blicken entgegenstralte. Aber diese nahm seine reine Seele auch auf, wie ein stiller See den Stral des Tages.

Schönfeld hatte nach seiner Überzeugung gehandelt, er hatte Frohberg unzuberechnende Vortheile verschafft, und, jede Entschädigung abweisend, ging er arm, wie er gekommen war, in sein Vaterland zurück. Sein Aufenthalt in den Niederlanden hatte ihn Geschmack an Fabrikunternehmungen finden lassen; er schlug seinem Bruder, dem Kaufmanne, die Errichtung einer Manufactur vor; die Umstände begünstigten sie, die Regierung that ihnen Vorschub, und indem er seinen Bruder zum reichen Manne machte, verschaffte er sich die Mittel, seinen Lieblingsbeschäftigungen zu folgen. Die Bildung der Jugend war seine erste Bestim-

mung gewesen, und mit reifern Kenntnissen nahm er dieses Geschäft jetzt wieder vor. Von fröhlichen Jünglingen umschwärmt, stand er ernst und sinnend und heiter unter ihnen wie ihr guter Schutzgeist, und die jungen Leute schienen sich der Lust sorgloser hinzugeben, wissend, daß seine Gegenwart sie heilige. Seinem Vatersinne hatte auch sein einziger Neffe, Julchens Eduard, seine Bildung zu danken, und die innigste Liebe verband den jungen Mann mit seinem ehrwürdigen Verwandten, der nach seines Vaters Tode auch sein Vormund geworden war. Daß Schönfeld bei dem Ideale, welches er in seinem Herzen aufbewahrte von weiblichem Liebreiz und männlicher Treue, bei seines Neffen Verbindung mit Vorsicht zu Werke ging, ist leicht zu erklären. Er wollte der leidenschaftlichen Beschreibung des jungen Menschen nicht trauen, er wollte die Zeit über seine Liebe urtheilen lassen. Eduard bestand aber die Probe und sah sich am Ziele seiner Wünsche.

Zwischen Agnes und Julchen war nun die große Frage, ob man den Onkel Schönfeld vorbereiten sollte, welche Entdeckung ihm bevorstand, oder ob man den Zufall wollte walten lassen. Agnes' einfache, starke Seele entschied für das Letzte. Aber er liebt Sie noch, rief Julie widerstrebend. — Er hat mein Andenken bewahrt, das heißt nicht, er liebt nach 18 Jahren noch dieselbe Agnes, die ehemals seine Braut war. Laßt zwei gute Menschen ihrem Herzen folgen! Sind die Aussichten denn nicht ehrend und einfach? Der allgemein geschätzte Oheim Deines Eduard lernt die geliebte Erzieherin seiner Nichte kennen. Du, Du bist meine

Bürgerkarte für die Welt der Geister, Du, meine Julie, zeugst mir, daß ich mich verdient gemacht habe um die Menschheit.

Die Stunde der Ankunft erschien. Das junge Brautpaar genoß ihren seligen Rausch, der gütige Oheim theilte ihn, in dem Anschauen der liebenswürdigen Nichte verloren. Doch nun kam der entscheidende Augenblick. Meine Agnes, rief Julchen, entwand sich Eduards Armen und führte ihre Freundin dem Oheim zu; meine Agnes Montjoi! — Sonst Frohberg, sagte Agnes mit gezwungener Fassung. Frohberg! Frohberg aus ***? fragte der Onkel bestürzt. — Agnes Frohberg, Ihre ehemalige Schülerin, die sich freut, ihren geschätzten Lehrer wiederzusehen. Sie sehen, daß mir seit unserer Trennung ein schönes Werk gelungen ist, ich vertrat Mutterstelle bei dieser Lieben. — Agnes drückte hier Julien mit einem Arme an sich und berührte ihre Stirn mit ihren Lippen. Dem guten Schönfeld fehlte die Leichtigkeit, seine Betroffenheit zu verbergen und seinem Gefühle einen Gegenstand unterzuschieben, aber Agnes half ihm. Eduard war nicht in dem Geheimnisse — denn so hatte Agnes es gewollt —; also erschwerte er es nicht, und so ward bald die Freude wiederhergestellt, die dem Augenblicke gebührte.

Julchen hatte den Auftrag, dem Oheim die Schicksale ihrer Freundin seit ihrer Trennung zu erzählen; sie waren von der Art, daß die gewöhnliche Schonung gebot, ihrer gegen die lange vom Schicksal Verfolgte nicht zu erwähnen. Aber die Haltung des kindlichen Oheims und der tieffühlenden Agnes war in den folgenden Ta-

gen sehr verfänglich. Sie sahen eigentlich Beide aus, als wenn sie Räthsel errieten, so beschäftigt und so gedankenleer, so zerstreut und so gesammelt. Für Agnes war die Lage viel günstiger, aber auch verrätherischer zugleich; sie hatte, da sie Mutterstelle bei Julchen vertrat, in ihrer Thätigkeit einen Beruf. Allein bei hundert Veranlassungen war es bemerklich, wie ihr ganzes Wesen eine Schöpfung von Schönfeld's Sorgfalt war; sie liebte, was er liebte, sie kannte, was er kannte, ihre Bildung war sein Ideal. Schönfeld schien je länger je mehr sein Räthsel zu errathen, es war ungehofftes Glück, das er annahm, wie ein lang in Kerker Gesperrter die neue Lebensluft in der freien Natur; sie ist nicht die Freiheit, nicht das Glück, aber sie ist die Bedingung der leichten Existenz, ist Leben.

Nach wenigen Tagen begab man sich aufs Land, wo Julchens Verbindung gefeiert werden sollte. Es war Frühling, die ganze Natur war ein Blütenkleid. Schönfeld ging mit glänzenden Blicken neben dem glücklichen Brautpaar. Agnes sah mit Wehmuth die neugeschmückte Erde in ewiger Jugend erglühen. Man irrte aus dem Garten auf eine kleine Wiese, die vom Walde umkränzt war; das Brautpaar setzte sich auf eine Bank unter einen blühenden spanischen Flieder, Agnes wandelte mit zur Erde gesenktem Blicke an dem Saume des Gehölzes. Schönfeld hatte sich, wie es schien im eifrigen Suchen nach Pflanzen, auf eine kleine Weite entfernt. Plötzlich bückte sich Agnes nahe bei Julchen, pflückte eine Blume und hob sie mit einem unwillkürlichen Ausruf der Freude hoch empor; mit pfeilschnellen Schrit-

ten eilte Schönfeld herbei. Die Kerze der heiligen Jungfrau! rief er und faßte Agnes' Hände mit seinen beiden Händen, indem er die, welche die Blume hielt, emporhob. Nun ruhten ihre Augen auf einander, und indem über Agnes' Wangen stille Thränen rannen, funkelte des redlichen Schönfeld's klarer Blick, als habe er jetzt das Räthsel gelöst. Länger konnte Julchen und Eduard sich nicht halten. Eduard ergriff die vereinigten Hände der beiden treuen Liebenden. Mein Oheim! mein Vater! rief er bewegt; schenken Sie uns ein unverbrüchliches Recht, diese Theure Mutter zu nennen. — Agnes, meine Agnes, beglücke den Mann, der Deiner allein würdig ist! stammelte Julchen mit strömenden Augen, und Agnes legte ihren Kopf an Schönfeld's Busen, der, sie an sich drückend, mit dankendem Blicke gen Himmel sah wie ein Vater in den Armen seiner wiedergefundenen Tochter.

Die Blume, welche das Kind Agnes auf das Grab ihres Kinderglücks legte, war die Losung geworden zu dem Glücke ihrer reifern Tage. Schönfeld und Agnes bewiesen, daß wahre Liebe, siegreich über Jahre und Zeit in der ewigen Jugend des Herzens bestehend, der Schmuck und der Preis jedes Lebensalters bleibt.

VII.

Die Hässliche.

Alphons ſtudirte in G., ausgezeichnet als fleißiger Schüler und liebenswürdiger Menſch. Bei mehren Gelegenheiten warfen ihm ſeine fröhlichen Gefährten den Weiberhaß vor, der in ihm um ſo wunderlicher ſchien, da er bei öffentlichen Gelegenheiten den Verkehr mit artigen Frauen aufſuchte, ſich dann ſehr ritterlich gegen ſie betrug, aber nie zu Beſuchen in häuslichem Zirkel zu bewegen war. Asmund, ſein vertrauteſter Geſellſchafter, der Sohn eines ... ſchen Edelmannes, drang eines Tages aufs Neue in ihn, die Einladung auf ein benachbartes Schloß anzunehmen, deſſen Beſitzerinnen ſie bei einem Balle hatten kennen lernen. Ungeduldig über Alphonſens nichtsbedeutende Ausflüchte, äußerte der Freund endlich ein ernſthaftes Misfallen an dieſem Widerwillen gegen häuslichen Umgang. Alphons ſuchte das Geſpräch abzubrechen; als er aber den Ernſt ſeines Freundes wahrnahm, gab er ihm folgende Erklärung.

Mein Vater heirathete gegen meines Großvaters Willen die Tochter eines dieſem verhaßten Mannes ohne Vermögen. Ich erinnere mich nur ein Mal dieſen Großvater geſehen zu haben. Ich mochte fünf oder

sechs Jahre alt sein, als meine Mutter einen Versuch machen wollte, ihn zu versöhnen; sie war, wie alle Mütter, von meiner Liebenswürdigkeit überzeugt und trug mir auf, in einem zierlichen Matrosenkleidchen meinem Großvater einen Kranz zu seinem Geburtstag zu überreichen. Gefühlvolle Verse, die ich zu declamiren hatte, sollten den Eindruck vollenden. Der alte Mann war schaudervoll häßlich! Ich habe nie vollkommnere Todtenkopfzüge gesehen! Dabei hatte er eine abscheuliche Gewohnheit, mit den Zähnen zu klappen, wie die nordische Phantasie den Sensenmann thun läßt. Ich konnte vor Angst bei seinem Anblick meine Verse nicht sagen, ich wendete mich ab, wie er mitleidig mich an sich ziehen wollte, kurzum, der Anschlag mislang. Meine Mutter ließ sich, wie ich fürchte, einigen Mangel an Gefälligkeit schuld geben, und mein Großvater, um sich zu rächen, heirathete ein ganz junges, sehr armes Mädchen, gab seine sehr glänzenden Geschäfte auf und zog sich auf ein schönes Gut im Rheingau zurück. Nach einem Jahre gab ihm seine junge Frau eine Tochter; dieser zu Gunsten machte er ein Testament, welches meinen Vater gänzlich enterbte, und starb bald darauf. Der Mann hatte sein Vermögen durch seine glücklichen Speculationen erworben, er konnte damit machen was er wollte; mein Vater mußte sich mit dem Pflichttheile begnügen; doch auch dieses war damals eine Wohlthat für ihn, denn erst viel später erhielt er in Manheim einen Dienst, mit dessen mäßiger Besoldung er mich aufzog.

Viele Jahre lang hörten wir nichts von der Stief-

mutter. Ihr Andenken war meinen Ältern zu schmerzhaft, um kaltblütig, sie waren zu fromm, um hassend nach ihr zu fragen. Plötzlich erhielt mein Vater, wie ich von hier aus die Ferien bei ihm zubrachte, einen Brief von ihr, in dem sie ihm den Vorschlag that, durch ihrer Tochter Heirath mit mir das Vermögen meines Großvaters nach Billigkeit zu theilen. Sie habe sich, sagte sie, in Rücksicht dieser Erbschaft keinen Vorwurf zu machen, allein sie fühle, wie tief mein Vater gekränkt sein müsse. Bei dem langen Leiden eines zehrenden Übels beschäftige sie dieser Gedanke unaufhörlich, und sie sei überzeugt, ihrem Gatten jenseits eine frohe Nachricht hinüberzubringen, wenn sie durch die Vereinigung seiner beiden Kinder seine Strenge wieder gutmache. Eine Menge enthusiastische Lobeserhebungen ihrer Tochter bewiesen, daß sie nicht meinte, Geld allein solle mir ihren Vorschlag annehmlich machen. Mein Vater zog meine Neigung gar nicht zu Rath; lange Beschränkung nach der Gewohnheit des Überflusses, in dem seine Jugend aufwuchs, hatte Wohlstand zu dem höchsten Ziel seines Verlangens gemacht. Er sagte mir nur, daß ich fortan den doppelten Betrag meiner Wechsel auf der Universität beziehen würde, da er, in seines Vaters Erbe wieder eingesetzt, sich nicht ferner mit mit Sparen zu plagen brauche. Aufrichtig gesagt, dachte ich darüber auch nicht nach. Ich schämte mich vor dem dummen Gedanken, zu heirathen; aber das lag fern, die größern Wechsel nah, so ließ ich meinen Vater den Kauf mit der Stiefmutter abschließen. Nach sechs Monaten war das Verlangen in mir entstanden, meine

sechs Jahre alt sein, als meine Mutter einen Versuch machen wollte, ihn zu versöhnen; sie war, wie alle Mütter, von meiner Liebenswürdigkeit überzeugt und trug mir auf, in einem zierlichen Matrosenkleidchen meinem Großvater einen Kranz zu seinem Geburtstag zu überreichen. Gefühlvolle Verse, die ich zu declamiren hatte, sollten den Eindruck vollenden. Der alte Mann war schaudervoll häßlich! Ich habe nie vollkommnere Todtenkopfzüge gesehen! Dabei hatte er eine abscheuliche Gewohnheit, mit den Zähnen zu klappen, wie die nordische Phantasie den Sensenmann thun läßt. Ich konnte vor Angst bei seinem Anblick meine Verse nicht sagen, ich wendete mich ab, wie er mitleidig mich an sich ziehen wollte, kurzum, der Anschlag mislang. Meine Mutter ließ sich, wie ich fürchte, einigen Mangel an Gefälligkeit schuld geben, und mein Großvater, um sich zu rächen, heirathete ein ganz junges, sehr armes Mädchen, gab seine sehr glänzenden Geschäfte auf und zog sich auf ein schönes Gut im Rheingau zurück. Nach einem Jahre gab ihm seine junge Frau eine Tochter; dieser zu Gunsten machte er ein Testament, welches meinen Vater gänzlich enterbte, und starb bald darauf. Der Mann hatte sein Vermögen durch seine glücklichen Speculationen erworben, er konnte damit machen was er wollte; mein Vater mußte sich mit dem Pflichttheile begnügen; doch auch dieses war damals eine Wohlthat für ihn, denn erst viel später erhielt er in Manheim einen Dienst, mit dessen mäßiger Besoldung er mich aufzog.

Viele Jahre lang hörten wir nichts von der Stief-

mutter. Ihr Andenken war meinen Ältern zu schmerzhaft, um kaltblütig, sie waren zu fromm, um hassend nach ihr zu fragen. Plötzlich erhielt mein Vater, wie ich von hier aus die Ferien bei ihm zubrachte, einen Brief von ihr, in dem sie ihm den Vorschlag that, durch ihrer Tochter Heirath mit mir das Vermögen meines Großvaters nach Billigkeit zu theilen. Sie habe sich, sagte sie, in Rücksicht dieser Erbschaft keinen Vorwurf zu machen, allein sie fühle, wie tief mein Vater gekränkt sein müsse. Bei dem langen Leiden eines zehrenden Übels beschäftige sie dieser Gedanke unaufhörlich, und sie sei überzeugt, ihrem Gatten jenseits eine frohe Nachricht hinüberzubringen, wenn sie durch die Vereinigung seiner beiden Kinder seine Strenge wieder gutmache. Eine Menge enthusiastische Lobeserhebungen ihrer Tochter bewiesen, daß sie nicht meinte, Geld allein solle mir ihren Vorschlag annehmlich machen. Mein Vater zog meine Neigung gar nicht zu Rath; lange Beschränkung nach der Gewohnheit des Überflusses, in dem seine Jugend aufwuchs, hatte Wohlstand zu dem höchsten Ziel seines Verlangens gemacht. Er sagte mir nur, daß ich fortan den doppelten Betrag meiner Wechsel auf der Universität beziehen würde, da er, in seines Vaters Erbe wieder eingesetzt, sich nicht ferner mit mit Sparen zu plagen brauche. Aufrichtig gesagt, dachte ich darüber auch nicht nach. Ich schämte mich vor dem dummen Gedanken, zu heirathen; aber das lag fern, die größern Wechsel nah, so ließ ich meinen Vater den Kauf mit der Stiefmutter abschließen. Nach sechs Monaten war das Verlangen in mir entstanden, meine

Verlobte zu sehen; um so mehr, da ihre Mutter kurze Zeit nach dieser Verabredung gestorben und Alwina zu meinen Ältern gezogen war. Diese schrieben mir das Rühmlichste von ihrem Geiste, ihrem Herzen; zu meinem großen Verdruß befahl mir aber mein Vater eine Reise nach Hamburg, in den nächsten Ferien eine Reise nach Berlin, und so bin ich nun zwei Jahre lang Bräutigam, ohne meine Verlobte zu kennen. Ihre Briefe sind so geistvoll wie möglich, aber selten, denn ich erhielt deren erst drei. Dieses Verhältniß ist schuld, daß ich nähere Beziehungen zu den Frauenzimmern meide. Im Salon, beim Ball sind sie mir nicht gefährlich; aber bei der albernen Gewohnheit, mich schon als nächstangehenden Hausvater zu denken, könnte das häusliche Beisammensein mit irgend einem lieben Mädchen mir drohend werden. Ob ich glücklich sein werde, weiß ich nicht; gewissenhaft sein will ich aber mit festem Sinn.

Der Freund war nun befriedigt und beklagte Alphonsens unnatürliche Lage. „Das ist ein Bleigewicht auf der Laufbahn eines jungen Mannes," sagte er, „so eine Speculationsbraut. Und auch das arme Mädchen! sie muß ja wissen, daß sie Dich gekauft hat, und wäre sie eine Hebe und eine Minerva. Soll sie denn hübsch sein?" — Frag' mich nun lieber nicht weiter, erwiderte Alphons und wechselte die Farbe; wie sie ist, will sie mich zum gediegenen Manne machen, und sie kann nicht so häßlich sein, daß sie nicht der Geist, der in ihren Briefen athmet, angenehm mache.

Dieses Gespräch fiel gegen Weihnachten vor, und

noch vor Neujahr erhielt Alphons einen Eilboten, der ihn plötzlich nach Hause rief, um seine Mutter, bei welcher sich eine zerstörende Brustkrankheit entwickelt hatte, noch einmal zu sehen. Alphons eilte nach Mannheim; er kam an einem stürmischen Decemberabend in seines Vaters Hause an und fand seine Mutter ohne Hoffnung der Genesung, aber voll Freude, ihn noch ein Mal zu sehen. Kaum hatte er sich an ihrem Bette niedergelassen, so winkte sie eine schlanke Gestalt herbei, die im Dunkel des Krankenzimmers, halb vom Bettvorhang versteckt, unbeweglich gestanden hatte. „Marie!" sagte die Kranke, die Hand ausstreckend, „sieh hier Deinen Bräutigam! Du wirst mir die Beruhigung gönnen, ihn noch vor meinem Ende feierlich als Verlobten anzuerkennen." Alphons sprang auf und strebte die Züge der Gestalt zu unterscheiden. Bei der Dunkelheit des Krankenzimmers war es unmöglich; er nahm wahr, daß die breite Spitze einer weißen Haube sie ganz verhülle. Jetzt schloß er sie in seine Arme, er erlaubte sich einen Kuß, den sie, heftig zitternd, nicht erwiderte, ihn aber mit leiser Stimme bat: „Übereilen Sie nichts! Ich hoffe, unsere Mutter behält Zeit, uns noch oft zu segnen." Die Kranke vernahm es und klagte weinend über den Eigensinn der Jugend, die freilich in ihrer Lebensfülle noch an keinen Tod glaube. Alwine hörte sanft schluchzend, aber bewegungslos zu, bis ein heftiger Husten die Kranke ergriff. Plötzlich schien die starre Gestalt sich ätherisch zu bewegen. Sie leistete der Leidenden jeden Dienst mit anmuthiger und zweckmäßiger Geschicklichkeit, und sobald die Arme wieder

zu athmen vermochte, bat sie zärtlich, ihr den Widerspruch zu verzeihen. Die Ruhe stellte sich her, die Kranke bat, noch an ihrem Bette zu verweilen, und Alphons fragte jetzt mit Neugier, warum man seine Braut nicht mehr bei ihrem gewohnten Namen Alwine nenne? — Der Vater bedeutete ihn, daß es ein Eigensinn des jungen Frauenzimmers sei, das sich gegen diesen phantastischen Namen erklärt und den einfachen, ihr ebenfalls in der Taufe zugelegten ihrer Großmutter vorgezogen habe. Alphons sagte ihr etwas Schmeichelhaftes, worauf sie schnell und kalt erwiderte: „Man sollte sorgfältig vermeiden, die Ansprüche der Kinder mit ihren Mitteln in Gegensatz zu bringen, wär's auch nur durch den Namen, den man ihnen gibt; ich habe das früh gefühlt und einen Namen abgelegt, der, wenn man ihn kennt, an poetische Ideale erinnert." Dieser pädagogische Satz führte zu einem Gespräch, in welchem Alphons den Geist seiner Verlobten bewunderte; ihr feines Gefühl zog ihn an, allein eine gemessene Kälte in ihrem ganzen Wesen stieß ihn zurück; ihre überaus schlanken Glieder waren dabei in einer auffallenden Abwechselung statuenmäßiger Ruhe oder geistermäßig leichter, schneller Beweglichkeit, die beide nichts Unbefangenes, sondern abgemessen Bedachtes ausdrückten. Die Familie begab sich zum Abendessen von der Kranken hinweg, Alwina verließ sie aber nicht. Alphons hatte sich ausgebeten, diese Nacht bei seiner Mutter wachen zu dürfen, und fand, wie alle Andere zur Ruhe gegangen waren, Alwina bereit, dieses Geschäft mit ihm zu theilen. „Seit vier Wochen verläßt sie mich keine

Nacht," sagte die Mutter dankbar, wie Leidende danken; „wenige Tagesstunden reichen ihr zur Erquickung hin. Ach! ohne sie würden diese langen Schmerzensnächte mich zur Verzweiflung gebracht haben!" — Alphons bezeigte Alwinen seinen innigsten Dank. Und die Art, wie diese die Kranke bediente, hatte noch mehr Werth, als der Dienst selbst. Eine schwankende Unruhe schien diese noch mehr als die Schmerzen zu quälen, und in diesen Augenblicken war es, als ob nur das sinnliche Gefühl, ihrer beiden Kinder Hände vereint zu fassen, ihr Linderung gab. Mitten in der unbegrenzten Hingabe der Krankenwärterin bemerkte Alphons, wie diese von unbefangener Ruhe so fern sei. So oft der Mutter größere Leiden ihre Hülfe erfoderten, schien Milde, Grazie und Herzlichkeit ihre Stimme und jede ihrer Bewegung zu beleben; sobald dieser Anlaß vorüber war, trat sie wieder in ihr kaltes, schneidendes Wesen zurück. Doch als die lange Winternacht, am Bette der Kranken durchwacht, vorüber war, hoffte er, daß nur das Befremdliche ihres Verhältnisses diese Gegensätze hervorriefe, denn in Momenten vereinten Bemühens um die Mutter hatte sie mit züchtiger Vertraulichkeit in Stimme und Betragen seine Nähe geduldet. Seine Ungeduld, sie endlich von Angesicht zu sehen, stieg mit jedem Augenblick; allein ehe der Morgen graute, ward sie von neuem betrogen, denn die Mutter befahl ihr mit mehr Strenge als Zärtlichkeit, sich zur Ruhe zu begeben. Alphons selbst bedurfte Erholung. Zwei Nächte in der Postchaise, eine an dem Krankenbette durchwacht, bewogen ihn, sein Lager zu suchen, und unbegreiflicher-

weise mußte es sich also fügen, daß er, vermöge der verkehrten Schlaf- und Wachensstunden in der finstersten Jahreszeit, seine Verlobte die beiden folgenden Tage nur in dem dunkeln Schein des Krankenzimmers sah. Die beiden letzten Nächte brachte er wie die erste nach seiner Ankunft mit Alwinen bei der Kranken zu, die Umstände waren dazu gemacht, seine Werthschätzung ihrer zu steigern; denn je näher der Tod schritt, je mehr Vortrefflichkeit entwickelte sie. Mit unbeschreiblicher Sanftheit ertrug sie die Ungeduld der Leidenden, mit holdseliger Leichtigkeit gab sie ihrer Angst oft durch einen wehmüthigen Scherz eine heitere Wendung, mit frommer Innigkeit betete sie ihr Trost und endlich Zuversicht in das brechende Herz, mit fester Unerschrockenheit ließ sie die Sterbende in dem langen, gewaltsamen Todeskampf nicht aus ihren Armen. In einem der letzten hellen Augenblicke faßte die Ringende die Hände der beiden jungen Leute, legte sie mühsam in einander und sprach mit einer Anstrengung in ihrer Stimme, die ihr einen furchtbaren Ton gab, zu ihrem Sohne: „Achte nicht auf Schönheit, und Du empfängst Deinen größten Segen in ihr.“ Furchtbar zog sich ihre Hand um die jener beiden zusammen, Todesschweiß netzte sie. Alphons, von unnennbarem Schrecken ergriffen, sah in bläulicher Helle auf der Sterbenden Gesicht ein Streben, noch etwas sprechen zu wollen; er blickte zu Marien auf, um ihre Aufmerksamkeit zu Hülfe zu rufen, da erhellte dasselbe bläuliche Licht auch sie, und er erkannte mit unendlichem Schauder Züge, die ihn schon sonst wo erschreckt; aber in einem Nu war die Helle ver-

ſchwunden, die Sterbende ſank an Mariens Buſen und verſchied.

Die Hülle der Nacht mußte nun von dem Umgang dieſes Brautpaars verſchwinden, und mit ihr wich der Frieden aus Alphonſens Gemüth. In Alwinens Seele war er ſchon lange erſtorben. Durch ein geheimes Wirken der Natur hatten ihre Züge von dem Eindruck gelitten, welchen ihres Vaters ungemeine Häßlichkeit auf ihre Mutter gemacht haben mochten. Jung, arm, unerfahren, hatte dieſe die Heirath mit Alphonſens Großvater als eine Verſorgung angeſehen, und die kurze Dauer ihrer Ehe ließ ihr nicht Zeit, deren ganzes Mißverhältniß zu empfinden. Alwina war ſeit ſeinem Tode der Mittelpunkt ihres ganzen Daſeins. Herrin auf ihrem anſehnlichen Gute, das ſie einſam bewohnte, widerſprach Niemand ihrer Überzeugung von der Schönheit ihres Kindes, und wo ſie außer ihrer Herrſchaft erſchien, verſchaffte ihr Geld Schmeichler, oder kalte Höflichkeit ließ ihre Täuſchung beſtehen. Bei einem Wuchs, der ſich jedes Jahr günſtiger entwickelte, bei den ſchönſten Anlagen des Geiſtes und des Herzens, hatte Alwina eine unſelige und mit jedem Jahre zunehmende Ähnlichkeit mit ihrem Vater, ſodaß es, wie ihre Geſtalt in die Fülle der Jugend überzugehen begann, einen furchtbaren Eindruck machte, auf einem ſchönen Körper einen Todtenkopf zu ſehen. Die Mutter ſchien keine Ahnung dieſer grauſamen Naturtreue zu haben. Wenn ihr Gatte einen Jupitерskopf gehabt, hätte ſie nicht zufriedner mit der Ähnlichkeit ihrer Tochter ſein können. Mit redlicher Treue ſuchte ſie ihre Erziehung zu leiten. An Unterricht

ſparte ſie nichts, und ihr Beiſpiel lehrte ſie Fleiß, Güte und Frömmigkeit. Sorglos wuchs Alwina heran, einfach in ländlicher Umgebung, oder einzig mit ihren Lectionen beſchäftigt in Coblenz, wo die Mutter um ihres Unterrichts willen den Winter, ſeit Alwina die erſte Kindheit zurückgelegt hatte, zubrachte. Sehr früh entwickelte ſich in ihr ein großes Talent für Landſchaftszeichnung, und eine wunderliche Schickung gab ihr einen eigenſinnigen, alten Lehrer, der dieſen Zweig der Kunſt mit Verachtung jedes andern betrieb. Durch ſolche zuſammentreffende Umſtände war es möglich, Alwina in gänzlicher Unwiſſenheit über ihre nachtheilige Geſichtsbildung zu erhalten. Ihre täglichen Umgebungen waren durch Gewohnheit unempfindlicher dagegen geworden, oder durch ihr liebes Weſen gewonnen, fremdere Bekannte waren höflich und hofften auch, die Jugendblüte ſollte ihre Häßlichkeit mindern; ihre Jugend entblühte, aber nur um ſie zu vermehren. Sie mochte funfzehn Jahre alt ſein, als ein reicher Müller der Gegend ein anſehnliches Legat zur Verſchönerung der Kirche ſeines Dorfes hinterließ. Man berief einen Maler aus Frankfurt, ein paar Heiligenbilder darin aufzufriſchen, und die Nachbarſchaft wallfahrtete, die neue Herrlichkeit entſtehen zu ſehen. Der Künſtler gehörte zu der damals ſchon verlautenden Schule der neuen Altdeutſchen, hatte Sternbald geleſen und verſchwieg ſeine Bekanntſchaft mit dem wahrheitsdürſtenden Kloſterbruder, um ſeine Gedanken und Redensarten um ſo unbemerkter zu benutzen. Da man ihm Alwinens Mutter als eine reiche Gutsbeſitzerin ankündigte, bemühte er ſich, ihr mit vie-

lem Wortschwall seine Verbesserungen bemerklich zu machen, und wie Alwina einige Fragen an ihn that, die von Kunstliebe und Gefühl zeugten, beseitigte er den Eindruck, den ihre Häßlichkeit machte, und erklärte ihr, „das liebliche Oval" und „die reine jungfräuliche Stirn, die Wellenlinie des Mundes und die Harmonie des Ganzen," durch welches Alles er in dem jungen Mädchen plötzlich einen bestimmten Begriff von den Erfodernissen zur Schönheit und den Mängeln ihrer eignen Gestalt erweckte. Nachdenkend ging sie nach Hause; ihre erste Bewegung führte sie zum Spiegel, allein eine geheime Macht hielt sie zurück, ihr eignes Bild mit den Regeln, welche ihr der Künstler aufgestellt hatte, zu vergleichen. Sie schloß sich in ihr Zimmer und erinnerte sich aller Gesichter, welche des Künstlers Madonnen irgend gleichen konnten, und vermißte ziemlich jeden Zug, der einem der ihren glich, ja sie ward sich immer mehrer Momente bewußt, wo Andere das bemerkt, gefühlt, geäußert hatten, ohne daß sie es bisher verstand. Diese Entdeckung machte sie unendlich betrübt; aber wunderlich knüpfte sich der Schmerz immer an das Bild der Madonna, von der er ausging, und die Gewohnheit, mit diesem Bild Gebet zu verknüpfen, gab diesem Schmerz eine religiöse Ergebung. Nur nennen konnte sie ihn nie. Weil nun Mutter und Freunde die Traurige noch liebevoller behandelten, ward sie nicht bitter, sondern sanfter und gewinnender durch ihn.

Seit der schmerzvollen Entdeckung ihrer Häßlichkeit hatte Alwina eine leidenschaftliche Liebe zum Zeichnen der menschlichen Gestalt bekommen. Sie bewog ihre

Mutter, ihr bei ihrem nächsten Aufenthalte in Coblenz Unterricht darin geben zu lassen, und studirte den Begriff von Schönheit in jedem Gesicht, in jedem Gegenstand. Schönheit war für sie Predigt und Lehre, der sie mit wehmüthiger Freudigkeit horchte, mochte sie sich ihr in einem Blumenstrauß oder in einem Menschenantlitz offenbaren. Doch diese Empfindung verbarg sie in ihrem Innern; ihre Außenseite nahm gerade einen widersprechenden Ausdruck an. Bei der Beraubung aller Mittel, ihre Empfindung schön auszudrücken, nahm sie eine Kälte, einen Ernst, eine Strenge an, die stets mit der Wärme dieser Empfindung zunahm. Aus Furcht, irgend etwas zu thun, wie ein hübsches Mädchen es thut, war eine stete Spannung in ihrem Wesen sichtbar, und ihr unbewußt gewann ihr Geist den grübelnden, sondernden, oft schneidenden Charakter, der mit der Jugend im offenen Widerspruch steht. Der Vorschlag ihrer Mutter, durch die Heirath mit ihrem Stiefneffen ihres Vaters unbilliges Testament wiedergutzumachen, erregte nicht den Kampf in ihr, den wir uns etwa vorstellen möchten: Alwina lebte ganz in ihrer Ideenwelt, ihre Häßlichkeit war gleichsam ihr Geheimniß, geliebt zu werden ihre Gewohnheit und einziges Bedürfniß. Die Mutter stellte ihr den Vetter als arm vor, bevortheilt, in seiner Laufbahn beschränkt; sie sah sich im Besitz der Mittel, ihn reich zu machen, ihm Unrecht zu vergüten, sie liebte im Voraus das Wesen, dessen Glück sie machen sollte, und es entging ihr ganz, daß eine ungeheuere Kluft zwischen Dank und Liebe ist; es entging ihr ganz, daß selbst die Liebe, welche Dankbar-

keit zur Zugabe hat, von Seiten des Mannes ein zweifelhaftes Eheglück gewährt. Sie beantwortete den auf Befehl der Ältern geschriebenen Brief des Vetter Bräutigam mit so viel Geist, Innigkeit und Anstand, daß Alphons wol etwas Befremdliches darin wahrnahm, dieses aber dem Zartgefühl zuschrieb, zum ersten Male mit dem enterbten Verwandten unter den vorliegenden Verhältnissen zu verkehren.

Bald darauf starb ihre Mutter; Alphonsens Ältern nahmen sie auf, und das Ende der wohlthätigen Täuschung eilte herbei. In Manheim nahm Niemand Theil an ihr; dort war sie nicht Gutsfräulein, die Verwandte eines gleichgültigen bürgerlichen Hauses nöthigte Niemand zur Schmeichelei, nicht einmal zum Entgegenkommen. Sie sah sich schonungslos angegafft, sie hörte Winke, welche der Unbarmherzigkeit gleichgültiger Menschen entschlüpften. Alphonsens Mutter, die durch mühselige Beschränktheit den Werth des Reichthums hatte überschätzen lernen, hätte um des Reichthums willen eine noch häßlichere Schwiegertochter gewählt; allein dieser wußte sie dessen keinen Dank, sie sah ihn nur als einen rechtlichen Ersatz, nicht als eine Gabe an. Alwina sah sich nun zum ersten Male an Liebe und Glück verkümmert. Nun war sie unglücklich. Der Mutter Testament ließ ihr kein Mittel, Alphons an ihrem Vermögen Theil nehmen zu lassen, als diese Heirath; sonst hätte sie gern ihre Freiheit mit der Hälfte ihres Vermögens erkauft. Sie nahm bald wahr, daß ihre künftigen Schwiegerältern ihren Verlobten absichtlich hinderten, sie persönlich kennen zu lernen, und nun erschien ihr der Zeitpunkt, wo dieses nicht mehr zu ver-

melden sein würde, wie der Augenblick ihres Verderbens. Aber auch diese lange, schmerzvolle Zeit verging nicht als baares Unglück. Ihre Vortrefflichkeit besiegte ihrer künftigen Schwiegerältern Vorurtheil, gewann ihre Liebe, erweckte Gutes in ihnen, das im langen, beschränkten Hausstande eingedorrt war; und wenn Alphonsens Mutter ihren Sohn bei den ersten Ferien aus bloßer Politik entfernt hielt, so geschah es fortan immer mehr aus herzlicher Sorge, er möchte aus Augenlust einen Schatz von sich weisen, dessen Werth sie mehr fühlte als begriff, der ihr aber nun fast so herrlich vorkam als das Geld. Alwinens Herzenssieg brachte viel Linderung in ihren Kummer, und er nahm zu, als langes Körperleiden die Mutter ergriff. Hier erschien Alwina ganz als wohlthätiger Engel; die Mutter vergaß die Vergangenheit und sehnte sich nach dem Augenblicke, der ihre gleich lieben Kinder verbinden sollte. So trat endlich jener Zeitpunkt ein, da die Mutter ihren Sohn an ihr Sterbelager beschied. Alwina hatte sich indessen einen Plan entworfen, vermöge dessen sie ihrer Mutter Testament zu umgehen gedachte. Sie wollte ihrem Verlobten gleich nach seiner Ankunft erklären, daß sie die Kirchenceremonie zu vollziehen geneigt sei, allein sobald diese ihm die Theilnahme an ihrem Vermögen gesichert, seine Freiheit wie die ihre, so weit Ehre und Gewissen es zuließ, unbeschränkt bleiben sollte. Sie hoffte auf ihrem Gute im Rheingau leben zu können. Die Kranke vernichtete diesen Plan. Sobald sie der Ankunft ihres Sohnes entgegensehen konnte, bat sie Alwina mit unendlicher Eindringlichkeit,

sie Alles so einrichten zu lassen, daß ihr Sohn einige Stunden Zeit gewönne, sie kennen zu lernen, ehe ihn ihr Anblick überrasche; dann müsse er sie schon zu herzlich lieben, als daß ihr Gesicht ihn befremden könne. Dieser Anschlag mußte die Frucht langen Nachsinnens während ihrer Leidensnächte sein; denn sie hatte sich Alles ausgedacht, Alles aus Wahrheit und Trug wunderlich gesponnen. Alwina wachte jede Nacht bei ihr; der Sohn sollte sie nur bei Lampenschein, nur mit verhülltem Gesichte sehen. Alwina konnte einer sterbenden Mutter nicht widersprechen, sie konnte auch in dem Augenblicke ihre tiefgekränkte Eigenliebe nicht von ihrem Wahrheitstrotze unterscheiden, sie glaubte die Sache dennoch in ihrer Hand zu behalten und gab den dringenden Bitten Gehör. Nun kam Alphons an. Der Mutter Plan gelang nur unvollkommen, aber der Alwinens scheiterte ganz. — Ach! sie hatte nicht bedacht, ob sie denn immer freien Herzens über die Umstände walten könnte. Alphons erregte Leidenschaft in ihrem Busen, und nun waren ihrer Vernunft die Zügel ihres Schicksals entrissen. —

Der letzte Athem war nun entflohen; Alwina legte sanft das Haupt der Todten auf das Kissen; eine lange Stille erfolgte; dann umfaßte Alphons seinen Vater und führte ihn aus dem Zimmer. Man öffnete die Fenster dem Tageslichte, das mit hellem Wintermorgenstral hereinbrach; man räumte die Unordnung hinweg, welche die Hülfsleistung einer Kranken hervorbringt; Marie schuf Ordnung und Reinlichkeit um die Tiefschlafende her. Eben war sie beschäftigt, sie sorgfältiger

mit warmen Decken zu umhüllen, als Alphons hereintrat, nach der Todten zu sehen. Nun war das Dunkel gehoben. Hätte nicht jene Lichterscheinung bei dem krampfhaften Händedrucke der Sterbenden ihm Mariens armes Gesicht gezeigt, so würde er vielleicht jetzt nicht so davon überwältigt worden sein; er hatte aber jenes Hellsehen für eine Wirkung seiner überspannten Nerven gehalten: wie er nun aber zu ihr trat und unter der umhüllenden Haube, bei der hellen Wintersonne, die auf sie stralte, wirklich jene gräßlichen Todtenkopfszüge erblickte, welche ihn schon als Kind von seinem Großvater zurückscheuchten, entriß ihm die Überraschung einen Ausruf, den die Unglückliche nur zu deutlich vernahm. Plötzlich in ihre steife Kälte übergehend, sagte sie mit anscheinender Ruhe: „Diese Stätte, Vetter, ist zu heilig für unsere kindischen Sorgen. Sobald meine Pflicht gegen diese Schlafende es erlaubt, wollen wir von unserm Lebenstraume reden.“ Zugleich machte sie eine Bewegung, die ans Fortgehen mahnte, und der zu gehorchen sich Alphons genöthigt sah.

Das Furchtbarste, was Alwina zugemuthet werden konnte, war, die versprochene Erklärung ihrem Verlobten mündlich zu thun. Aber einem starken, doch zerrissenen Herzen wird das Gewaltsamste am leichtesten. Nach einigen Stunden suchte sie ihren Vetter auf und eröffnete ihm, ohne eine Ursache anzugeben, ihren Plan. Sie nannte der Ältern Verabredung einen unerlaubten Handel, der Mutter Testament einen Beweis unserer fehlerhaften Gesetze und foderte die Einwilligung in ihren Vorschlag als ein Recht ihrer persönlichen

Freiheit. Nun war Alphons irregemacht. Hätte Alwinens Bildung nur nichts Schreckliches gehabt, so würde er sie haben lieben müssen; ja, es schwebte ihm eine Möglichkeit vor, sie dennoch lieben zu können, denn er hatte sie ja erwartet, gekannt und sie doch zu Momenten vergessen. Daß sie ihm entsagen wollte, kränkte seine Eitelkeit, kränkte sein Herz; bewilligte er ihren Vorschlag, so beleidigte er ein Mädchen, deren moralischer Werth ihn mit Achtung erfüllt hatte; beharrte er auf ihrer Verbindung, so erschien er geldsüchtig und legte sich Fesseln an, gegen deren Druck er seiner dauernden Kraft sich nicht klar bewußt war. Bei dem Ende ihres Vortrags war er um so weniger fähig, diese zu schätzen, da Edelmuth und Gefühl Alwina aus ihrer künstlichen Steifheit fortgerissen und dadurch einen Zauber über sie verbreitet hatten, dem der junge Mann nicht unzugänglich geblieben war. Willig überließ er sich ihm, er steigerte dessen Wirkung durch den Widerspruch selbst, den seine Vernunft dagegen erhob, und wies Alwinens Vorschläge mit Beharrlichkeit von sich. „Entsagen müsse er, wenn sie es geböte, aber einen Vergleich einzugehen, wär' sie ihm zu werth, und wär' er zu stolz." Alwinens Herz ward von diesem Gaukelspiele der Liebe ergriffen; doch noch einmal siegte die Vernunft, sie brach eine Unterhandlung ab, deren Erfolge sie mistraute.

Ein vertrauter Freund des Hauses nöthigte Alphonsens Vater, den Begräbnißtag bei ihm zuzubringen, um allzu schmerzlichen Eindrücken zu entgehen. Bei Alphons und Alwina, welche dem Grabgepräng', als

Kinder der Verstorbenen vorstanden, ging jedes disharmonische Gefühl bei der Feierlichkeit der Handlung unter. Als Alwina, in einen langen Schleier gehüllt, am Grabe stand und bei den Worten des frommen Gesanges: „Und nicht mehr weinen, dort wo der Kummer schweigt," in überwältigender Wehmuth schwankte, faßte sie Alphons in seine Arme auf und empfand mit beglückender Innigkeit, daß er seine künftige Gattin unterstütze. Nach der Rückkehr vom Begräbnisse begaben sie sich ebenfalls zu dem Hausfreunde; die wohlmeinenden Glückwünsche einiger dort versammelten Bekannten an das Brautpaar, der abgelegte Schleier überfiel Alphonsens Empfindung, und er setzte sich in peinlicher Zerstreuung zu den Männern. Alwina nahm es wahr, errieth ihn, und mistönend stürmte es in ihrem Gemüthe. Ein zufälliges Gespräch über die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens, verleitete sie zu paradoxen Äußerungen. Mit ihrer Todtenkälte behauptete sie, daß uns mancher Traum im Leben ein schrecklichteres Erwachen bereite als das Erwachen im Sarge. Alphons schauderte; ihm war's, als sprách' ein Gespenst diese trostlosen Worte, und als solle sein junges Leben, an dieses Gespenst geschmiedet, vergehen müssen. Späterhin, als er sie mit den Frauen beschäftigt glaubte, ging er über das Vorhaus und hörte die Kinder des Hauses im anstoßenden Zimmer ihr Gelächter treiben. Er öffnete die Thür und erblickte, ohne bemerkt zu werden, eine Gruppe von mehren Kindern, unter denen Alwina auf einem kleinen Sessel saß und ihnen Märchen erzählte. Zwei kleine Waisen, Kinder

einer verstorbenen Stieftochter des Hausherrn, die er vor Kurzem erst zu sich genommen, hielt sie in ihren Armen; er nahm wahr, wie diese mit besonderer Innigkeit an ihr hingen, vorzüglich ein Knabe, der ihre eine Hand an seine Brust drückte und mit unbeschreiblichem Vertrauen in ihr Auge blickte. Dieses unmündige Kind schien durch diese entstellte Hülle hindurch die schöne Seele zu erkennen, die vergeblich nach Freiheit flatterte in ihrem grausamen Kerker. Alwina erzählte mit lieblicher Stimme und im kindlichsten Sinne ein kleines Märchen, in welchem sie durch die heitersten Bilder zu der rührendsten Moral überging, sodaß die Kleinen nach oft widerholtem, fröhlichem Gelächter endlich am Schluß mehr oder weniger gerührt die Erzählerin umdrängten und liebkosend ihr dankten. Sehr bewegt verließ Alphons, ohne sich zu zeigen, seinen Platz und bot Alwinen, als die Gesellschaft nach wenig Minuten aufbrach, mit aufs Neue gestärkter Empfindung seinen Arm. Eine Ahnung des Zusammenhanges zwischen den doppelten Wesen, die er in seiner Verlobten streiten sah, war in ihm aufgestiegen, er hatte die Wahrscheinlichkeit erblickt, daß die Überzeugung, geliebt zu sein, eine Harmonie über sie verbreiten könnte, die ihn bald mit ihrer Bildung versöhnen würde. Der Winterabend war besonders milde und heiter. Die Jüngern aus der Gesellschaft schlugen einen Umweg durch den Schloßgarten vor, um die Sterne sich im Rheine spiegeln zu sehen, und Alwina willigte in Alphonsens Bitte, sie zu begleiten. Sie war jetzt ruhig und zwanglos; die Kinder hatten sie geliebt, sie hatte

sie so glücklich gemacht; jetzt, im Dunkel der Nacht, in ihren Schleier gehüllt, fühlte sie sich freier, und Alphons kam ihr mit besonderer Herzlichkeit entgegen; er bat sie jetzt wieder von dem Vorschlage sprechen zu dürfen, den sie ihm am Sterbemorgen seiner Mutter gemacht hatte. — Beide betrogen einander und sich selbst, denn als sie das Haus erreichten, hatte Alwina versprochen, die Wünsche der Verstorbenen unbedingt zu erfüllen. Dieses war der einzig glückliche Abend in Alwinens Leben; ja, er war der glücklichste für ihren Freund. Als sich die Familie beim Nachhausekommen trennte, glaubten sich Kinder und Vater auf dem Wege des häuslichen Glücks.

Wenn irgend ein treuer, überlegener Mensch Alwinen begreiflich gemacht hätte, es sei nicht ihre Häßlichkeit, sondern ihre Unnatürlichkeit, welche Alphons immer von Neuem zurückstieß, so hätte die beglückende Innigkeit dieses Abends das Vorbild ihrer Zukunft sein können. An Häßlichkeit gewöhnt sich das Auge, denn sie ist stets dieselbe; aber Unnatürlichkeit, welche sich stets wandelbar äußert, verletzt immer von Neuem. Aber dieser überlegene Mensch, der es wagt, durch eine bittere Stunde ein Leben vor Gram zu retten, fehlte Alwinen, und ihre Verkehrtheit steigerte sich durch die Wirkung, die sie hervorbrachte.

Alphons mußte nach wenigen Tagen Manheim verlassen. Er sollte in Göttingen die Doctorwürde annehmen und dann im nächsten Sommer, einem vom Landesherrn erhaltenen Versprechen gemäß, seines Vaters Amt übernehmen. Dieser wollte sich auf eines

der Güter zurückziehen, welches Alwina der Familie zurückgab. Der Briefwechsel der beiden Verlobten war nicht wohlthätiger als ihr Beisammensein, und band ihre Herzen doch fester aneinander. Sobald Alphons Alwinens Seelenkrankheit erkannt hatte, wollte er auf „sie wirken, übersah aber, daß die Ermahnungen Dessen, der von unsern Fehlern leidet, stets wie Vorwürfe aussehen. Vorwürfe aber schwächen den Eindruck der Liebe, und anstatt Alwina vom Joch ihres „an sich selbst Verzweifelns" zu befreien, bestärkten sie sie in der Überzeugung, nie Wohlgefallen erregen zu können. So oft Alphonsens Briefe diese Seite nicht berührten, vereinigten sich ihre Herzen immer mehr in gleichen Ansichten, in Mittheilung und Belehrung von Seiten des Freundes, in klarem Abspiegeln des Aufgefaßten und richtiger Anwendung desselben aufs wirkliche Leben von Seiten des Mädchens.

Der Zeitpunkt kam, wo ein unauflösliches Band zwei nie zusammenstimmende Menschen verbinden sollte. Der Vater hatte Alphons in den Rheingau beschieden, die Hochzeit auf dem Gute, wo Alwina erzogen worden war, zu feiern. Diese bezeigte eine ungefällige Gleichgültigkeit bei den Einrichtungen, welche eine alte Verwandte, vom Vater beauftragt, zu dem künftigen Haushalte machen mußte. In ihrem Innern wogten Gefühle, welche dieser Gleichgültigkeit sehr widersprachen. Sie hatte in der Nachbarschaft des Gutes eine Jugendfreundin wiedergefunden, die schon vor ihrer Verpflanzung nach Mannheim in eine Erziehungsanstalt gekommen war. Sie hatten sich als Kinder verlassen, sie

trafen sich als ausgebildete Jungfrauen wieder an. Sara war eine der reizendsten Blondinen; auch sie war Braut und erwartete ihren Geliebten zur gleichen Zeit, wo Alphonsens Ankunft festgesetzt war. Alwina, deren edles Herz keines Neides fähig war, huldigte mit künstlerischem Wohlgefallen Sara's Schönheit; sie zeichnete sie als Hebe, sie schmückte sie mit weißen Rosen als Iphigenia, sie drappirte sie als Madonna, setzte ihr ein Officierscasket auf und rief alle Hausgenossen herbei, um sie als Johanne d'Arc zu bewundern. Endlich kam Alphons an. Konnte es anders sein, als daß die alte Verkehrtheit Alwinen in Sara's Gegenwart verdoppelt überfiel? Ihr stetes Bemühen ging dahin, nichts zu thun, wodurch nur der Gedanke entstehen könnte, daß sie diesem reizenden Mädchen zu gleichen versuchte. Alphons wollte sie durch die Überzeugung, daß sie ihm völlig genüge, ihres Zwanges entheben; aber dadurch verirrte er sich selbst von der Natur; er zwang sich zu einer Beflissenheit, zu einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der in diesen Umständen nicht passend war; Alwina errieth ihn, und er fühlte sich durch die Kälte, die sie ihm entgegensetzte, lächerlich gemacht. Sara, weit entfernt die feindseligen Gefühle, die in ihrer Freunde Busen nagten, begreifen zu können, überließ sich ihrem holdseligen Leichtsinn, um sie zu zerstreuen und die Zeit zu beflügeln. Eines Abends, wo Alwina mit selbstquälender Aufmerksamkeit jeden schönen Zug in Sara's Gestalt betrachtet hatte, wie sie lachte, carikirte, Attituden machte und Alphons in ihren Schwindel mit fortzog, ergriff — nicht Eifersucht — aber Verzweif-

lung an Glück der Armen Gemüth, sodaß sie eilig den Salon verließ und in die entlegenste Gartenlaube floh. Alphons war nicht so bethört gewesen, daß ihm der Kampf entgangen wäre; über ihren bessern Genius trauernd, hoffte er, seine Unbefangenheit sollte ihr siegen helfen. Betroffen und reuig suchte er sie nach kurzer Zeit auf. Er war, während Sara ihre kleinen Künste übte, sich lebhaft bewußt gewesen, wie viel mehr sicheres Lebensglück ihm Alwinens gebildeter Geist als dieser flüchtige Zauber verspräche. Mit diesem Gedanken, zu dem sich Sorge gesellte, beschäftigt, fand er seine Freundin im Dunkel des Abendhimmels und des dichten Laubgewölbes, wie sie, vor einer Rasenbank kniend, schluchzend zu beten schien. Alphons ward von Mitleid hingerissen, ihr Unglück und auch das seine ergriff ihn, er faßte sie heftig in seine Arme, er wollte sie trösten, überzeugen, sie ging von dem Schmerze der Verzweiflung zu dem Glauben, geliebt zu sein, über, Beide glaubten in dem Taumel, der aus diesen Gegensätzen entstehen mußte, ein Pfand ihrer Errettung zu halten, und ihr Bündniß war nun vor ihren eignen Augen unauflöslich geknüpft.

Bebend, aber glücklich kehrten sie Arm in Arm zurück. Kaum im Gartensaale eingetreten, hatten sie Sara gegrüßt, als die Thüre aufging, und ein schöner junger Mann in Uniform hereintrat. Sara flog aufrufend ihrem Eduard entgegen. Nach der ersten stürmischen Bewillkommnung führte sie ihren Geliebten ihrer Freundin zu, und es war nicht möglich, ein schöneres Paar zu erblicken. Sie waren, einander mit einem Arme

umschlingend, ihre Hände ineinandergelegt, das Bild der Jugend und der Freude. Alphons, seinen einen Arm um Alwinens Mieder gelegt, stand ihnen gegenüber. Alwina war liebevoll in dem Anblick jener Beiden versunken, als ihr Blick, durch unsichtbare Macht geleitet, einen ihr zur Seite hängenden großen Spiegel berührte; Alphonsens Auge folgte dem ihren, und dort stand ihre unselige Gestalt neben dem blühenden Paare. Alphons schauderte innerlich zusammen, sie fühlte es an dem Zucken seines Armes — und ihr Entschluß war gefaßt. Gleichgültig wie der Blödsinn ließ sie die nächsten beiden Tage, die letzten vor der Hochzeit, vorübergehen. Alphons getraute sich nicht, sie anzuregen, er fürchtete selbst diese schwüle Stille zu unterbrechen. Die Hausgenossen nahmen wahr, daß der Besuch des Geistlichen, welcher den Abend vor der Hochzeit bei der jungen Gutsherrschaft einsprach, sie ungewöhnlich erschütterte; sie bat Alphons, der einen Trost darin fand, sie aufzusuchen, um sie zu sein, sie diesen Abend der Einsamkeit, die ihr Gemüth bedürfe, zu überlassen; ihre Kammerfrau sah sie schreiben, Papiere versiegeln und bemerkte, daß ihr der alte Verwalter viel baares Geld brachte. Die Trauung ging den folgenden Tag ohne Ceremonie, nur im Beisein weniger Freunde vor sich. Sara war Brautführerin und hatte sich wie eine Rosengöttin geschmückt; Alwina war von Kopf bis zu Füßen verschleiert. Das zarte Gewebe verhüllte sie vor den neugierigen Blicken der Zuschauer in der Dorfkirche, aber es wehrte ihr nicht, Alphonsens Todtenblässe zu sehen und seine Hand zittern zu fühlen, als er das

entſcheidende Ja ſprach. Sie war ungezwungen, ſehr weich und unverhohlen einzig mit ihrem Freunde beſchäftigt. Die Geſellſchaft trennte ſich früh, ohne treuherzigen Scherz, nach der Väter Sitte, ohne geiſtreiche Bemühung um Zeitvertreib, nach neuer Weiſe geübt. Alwina ſagte ihrem Gatten unerwartet gute Nacht, indem ſie, ſich plötzlich in ihre ſchreckliche Todtenkälte verhüllend, verſicherte, daß ihre Geſundheit der Ruhe bedürfe. Den folgenden Morgen erwartete man geraume Zeit ihr Erwachen, eine unheimliche Stille lagerte ſich um die verſammelten Hausgenoſſen, Jeder dachte das Schrecklichſte; Alphons verbot es ſeinem ermatteten Geiſte und ging zu einer ſpäten Stunde, ihr Zimmer zu eröffnen. Dieſes war leer, ſo auch ihr Bett; aber auf deſſen Hauptkiſſen lag folgender Brief, an „ihren Gatten" überſchrieben:

„Nun iſt das Opfer von beiden Seiten großmüthig gebracht. Sie haben mit feſtem Sinne unternommen, mir ihr Leben zu weihen; ich habe den Muth, Ihnen das meine zu widmen. Doch nicht, indem ich, ein Gegenſtand ihres Mitleids, gegen die Verſuchung ankämpfe, mit der Vorſehung zu rechten, die mich mit dieſer drückenden Gabe abſpeiſte, indeß ſie unendlichen Durſt nach freier, edler, huldigender Liebe in meine Seele pflanzte. Der Wille meiner Mutter iſt erfüllt; Sie ſind Herr meines Vermögens, von dem mir ſo viel zu geben, als meine mäßigen Bedürfniſſe erfodern, ich Sie heute bitte und von Zeit zu Zeit bitten werde. Ich gehe nun dahin, wo ich weinen und beten kann, ohne Ihren Frieden zu ſtören. Wie Du mich auch

ſucheſt, Du findeſt mich nicht. Die Zeit, wo die Geſetze Dich von einer böslich entwichenen Gattin trennen mögen, iſt nicht fern; Du wirſt Deine Freiheit früher als die Heilung Deines Herzens erlangen, denn ich weiß, daß dieſes tief verwundet ſein wird — und Du haſt Recht dazu; denn der Schmerz, Dich zu verlaſſen, kann nur der, um Dich zu leben, übertreffen, und das empfindeſt Du auch."

Dieſer Brief war als Frau unterſchrieben.

Alphons ſammelte alle Wahrſcheinlichkeiten, alle Möglichkeiten, um den Weg aufzuſpüren, den ſie genommen hatte; eine entſchiedene Vorliebe für den ſüdlichen Himmel, mehre Äußerungen, die ſie bei dem Leſen einer Reiſebeſchreibung nach Languedoc und Bayonne gemacht, ihre Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache flößten ihm die Überzeugung ein, daß ſie ihren Weg nach Frankreich genommen habe. Er eilte nach Koblenz. Da ſie keine Wechſel gehabt, ſondern ſich mit baarem Geld hatte beladen müſſen, vermuthete er, daß ſie hier bei irgend einem Bankier angeſprochen habe, um dergleichen zu kaufen. Wirklich fand er auch ein anſehnliches jüdiſches Haus, das ihm in ſeinen Büchern zeigte, wie vor 24 Stunden eine junge verſchleierte Dame, die ſich Beſitzerin von Ellerbach bei Ellfeld im Rheingau unterſchrieben, ſehr große Wechſel, für Lyon zahlbar, eingehandelt habe. Alphons lächelte wehmüthig über die Unvorſichtigkeit ſeiner armen Freundin und eilte ihr nach Lyon nach. Obſchon ſie nur 24 Stunden Vorſprung hatte, fand er nirgend von ihr eine Spur; auch der Lyoner Bankier hatte nichts von den bezeichneten

Wechseln gesehen. Alphons suchte sie auf dem ganzen Wege jener Reisebeschreibung, die er zum Leitfaden ihrer Flucht annahm; er schweifte bis Bayonne, aber keine flüchtige Anzeige ließ ihre Gegenwart ahnen. Es war schon später Herbst, als er zurückkehrte. Sein Herz blutete für das unglückliche Mädchen, die er hatte des Friedens beraubt, die er hatte aus der Heimath vertrieben. Sein Gefühl empörte sich über die ruhige Umsicht, mit welcher sein Vater zwar Nachforschungen angestellt hatte, aber am beflissensten war, ihm seine Rechte über ihr Vermögen zu sichern. Der Landesherr mußte in diesem entscheidenden Jahre, wie alle deutsche Fürsten, seine Kinder den Napoleonischen Heeren nach, gen Norden senden. Unmuth und Schmerz erregten in Alphonsens Gemüth die Sehnsucht nach etwas Größerm als sein persönliches Schicksal; er schloß sich an die ausziehenden Krieger an. Er theilte das Schicksal der Tausende, die siegten und unterlagen, er kämpfte in jenen Wogen des menschlichen Elends und ergriff mit einem kleinen Haufen der Seinen ein Bret, auf dem er dem Ufer zuzutreiben strebte. Ein Zufall führte ihn und seine Gefährten nach vielen Tagen der allgemeinen schrecklichen Flucht, von der Richtung der ganzen Masse ab, mehr nordwärts. Sie schweiften in den lithauischen Marschländern umher und näherten sich, von Angst und Gefahr getrieben, ohne ihre Vereinzelung vom großen Haufen zu begreifen, ohne Nachricht einziehen zu können, der kurländischen Grenze. In einer Nacht, wo die Furcht vor russischen Streifcorps sie abhielt, wie sie in diesem öden Lande

oft gewagt hatten, in der Nähe von Menschen Unterkommen zu suchen, war Alphons der eifrigste, Schnee aufzuthürmen, um einen seiner unglücklichen Gefährten, den der Fieberfrost schüttelte, vor dem andringenden Nordostwind zu schützen, der feuchte Nebel herantrieb. Er selbst war erschöpft. Vom Schweiße der Anstrengung bei der Arbeit durchnäßt, legte er sich dicht neben den Fieberkranken nieder, sein Haupt auf dessen bebende Brust, um ihn nothdürftig zu wärmen. Der Kranke entschlief den Qualen des Lebens, denn dieser Frost war sein letztes Weh. Alphons erwachte bei dem Geräusch seiner Gefährten, die der Anbruch des Tages wie gescheuchtes Wild zur Flucht trieb; schmerzvoll hob er sein schweres Haupt von der starren Brust des Todten und ermahnte die Seinen, doch in diesem durchschnittenen Lande den Weg nicht im Dunkel der Nacht zu beginnen. Seine Leidensbrüder deuteten nach Osten, wo eine glühende Morgenröthe durch die bläulichen Nebel drang. — Ach! Alphons sah keine Morgenröthe mehr. Die Kälte der Nacht und des Todten, auf dem er geruht, hatte seine Augen geschlagen, sie sahen kein Licht mehr. Er wollte bleiben und sterben; denn um ein Leben des Elends, wie nun vor ihm lag, zu bangen, schien ihm Flucht ein zu theurer Preis; allein eben der Anblick seines Unglücks belebte die Kraft seiner Gefährten; sie überwältigten den sich zur Wehr setzenden Blinden, sie führten ihn fort, sie pflegten ihn, und er erwarb ihnen Barmherzigkeit, wo sie sich Menschen zu nahen wagten, und so schleppten sie ihr trostloses Dasein bis nach Mitau. Dieser Ort hat zu viel von

der Willkür der Gewalt gelitten, als daß er mit blinder Wuth den Triumph hätte theilen mögen, den die Elemente über das feindliche Heer davongetragen hatten. Von jeher war Gastfreiheit eine der Hausgöttinnen dieser Stadt. Die Einwohner hatten die sparsam bis zu ihnen abirrenden Flüchtlinge mitleidig verpflegt; auch Alphons ward einem wohlhabenden Hause zur Versorgung übergeben. Zwei seiner Gefährten führten ihn dahin. Er fühlte an dem Fußboden des Zimmers, wohin er trat, an der Helle, für die seine Augen noch einige Empfänglichkeit hatten, daß er sich in einem sehr ansehnlichen Hause befand; er hörte Frauenstimmen und sah nach der Seite zu, wo sie flüsterten, farbige Schimmer in dem Dunkel, das ihn umhüllte. Seine beiden Gefährten begannen dem fragenden Hausherrn sein Unglück zu erzählen; denn seit jener Nacht, die seine Augen erblindete, war auch seine Fähigkeit zu sprechen zu undeutlichen Tönen erstarrt. Da hörte er einen Schrei von der Seite der Frauen, und seine Gefährten sagten ihm, die eine der Damen sei ohnmächtig geworden. Alphons begriff, daß der Anblick halbnackter Unglücklicher, daß sein Anblick, der des Ebenbildes Gottes in seinem entstellten Antlitz beraubt war, Schauder erregen mußte. Mit Freuden ließ er sich in das ihm bereitete einfache Zimmer führen. Hier empfing ihn ein Bett, hier sank er, seit vielen Wochen zum ersten Mal, ohne Todesgefahr in die Arme des Schlummers, hier erwachte er zum ersten Mal, ohne dem Verderben entfliehen zu müssen. Die thierische Natur behauptete jetzt auf eine wohlthätige Art die Herrschaft: sie wies auf einige Tage die Vernunft zur Ruhe,

und Erinnerung und Phantasie mußten schweigen. Alphons schlief und aß und freute sich seiner reinen Wäsche, und tappte nach der Hand, die ihn mit einigen Tropfen wohlriechenden Wassers besprengte, ergriff sie, liebkoste sie wie ein unmündiges Kind und lallte ihr Dank und besann sich vergeblich auf den Zusammenhang, wie sie die Person, die er hielt, laut schluchzend zurückzog. Bestürzt fragte er, ob er gefehlt. Furcht vor Unrecht war die einzige Spur moralischen Gefühls, die in diesen Tagen in ihm wach blieb; sie erhielt aber den Stempel des gebildeten Menschen in ihm unversehrt; er that nichts, wovor der bessere Mensch erröthet wäre, er that aber Alles so, daß sein Anblick das Herz zerriß. Die ersten Mittel, welche sein Arzt anwendete, um seine gelähmten Gesichtsmuskeln zu heilen, waren Umschläge, die ihm jeden Versuch zu sprechen verwehrten. Sobald die genossene Ruhe seinen Gedanken mehr Klarheit gab, benutzte er die Zeit eines Verbandes, um seine gütige Wärterin, die man ihm Friedlef zu nennen gesagt, um das Schreiben eines Briefes zu bitten, in welchem er seinem Vater sein Schicksal und auch sein Glück schrieb, unter der Pflege der wohlthätigsten Menschen zu sein. Friedlef übernahm es selbst und las ihm bald darauf einen Brief, in welchem sie einfach und rührend seine Absicht erreicht hatte. Alphons schien einige Minuten mit sich selbst zu kämpfen, dann löste er die Bande seines Gesichts und sprach: Friedlef setzen Sie noch hinzu: Wüßte man irgend etwas von Alwinen, so würde es mein Elend erleichtern, und mein Leben bekäme vielleicht wieder einen

Werth. Friedlef schrieb dies schweigend in den Brief. Alphons fürchtete, die Mühe sei ihr lästig, er suchte ihre schreibende Hand, faltete seine beiden um sie her und wandte sein armes verhülltes Gesicht in der Stellung eines Flehenden zu ihr hin. Plötzlich hörte er sie zu seinen Füßen stürzen, sie drückte seine Hand an ihre Lippen, an ihre Brust, und ihr Weinen trotzte dem Bemühen, es zu verhehlen. Alphons war bestürzt, daß eine Fremde so lebhaft für sein Leiden empfand. Doch meinte er, daß ein so energischer Ausdruck des Gefühls den Kurländern vielleicht von ihren Nachbarn, den Polen, überkommen sei, deren dramatischer Ausdruck den Fremden oft auffällt. Dankbar für ihre Theilnahme, und jedes andern Mittels, sich auszudrücken, beraubt, streichelte er ihre Wange, und ohne sich dessen bewußt zu sein, erweckte sein Tastsinn in ihm die Überzeugung, Friedlef sei auch leidend und krank, denn er hatte seine Hand an eingefallene Wangen gelegt. Wunderbar machte er sich nun von Friedlef ein Bild, das Alwinens Zügen glich, und die Unfähigkeit, durch Worte seine Ideen mitzutheilen und dadurch zu zerstreuen, zugleich mit der Schwäche seines Kopfes, ließ diese dunkle Vorstellung so feste Wurzel schlagen, daß sie sich bei seiner Genesung in ihm vorfand und nicht mehr verlosch. Friedlef hatte alle Eigenschaften, sie zu nähren. Wie ein Schutzgeist umgab sie ihn, ersparte ihm das Gefühl seiner Hülflosigkeit durch das sinnreichste Zuvorkommen seiner Wünsche, hob durch heitre Gespräche, durch seelenerhebende Vorstellungen seinen ermatteten Geist, und sobald er einiger Anstren-

gung fähig war, stärkte sie ihn durch das Vorlesen solcher Schriften, welche den Menschen veredeln, indem sie ihn an seinen Zusammenhang mit dem Weltall erinnern. Er war sehr früh von dem Irrthum, eine gemeine Dienerin vor sich zu haben, zurückgekommen; sobald ihm aber sein Zustand Theilnahme am Gespräch gestattete, erfuhr er von seiner gütigen Wirthin, daß Friedlef eine Freundin sei, die ein frommer Sinn vermöchte, sich der Krankenpflege zu weihen. Wohl, mit Gelübdestreue erfüllte sie an Alphons diesen frommen Beruf, doch nur spärlich ward ihre Mühe belohnt. Seine Augen waren unwiederbringlich erblindet, und über den Ausdruck seiner Gesichtszüge erhielt die Seele keine Gewalt mehr. Auch seine Sprachfertigkeit kehrte zurück, wenngleich auf immer seine Stimme Kraft und Klarheit verlor. Die ihn nie gekannt hatten, blickten wehmüthig in sein entstelltes Gesicht; denen diese wüsten Augensterne einst Wohlwollen, diese starren Wangen Freude lächelten, die hätten wol in Schmerz vergehen mögen bei diesem Anblick.

Auf die Briefe, welche Friedlef an Alphonsens Vater hatte schreiben müssen, kam Antwort, doch von Alwinen brachten sie keine Kunde. Traurig und schweigend hörte der arme Genesende zu, wie Friedlef sie ihm vorlas. Er war noch so schwach, daß er den Eindruck der Fehlschlagung nicht zu besiegen vermochte. Seine starren Wangen fühlten die Thränen nicht, die seinen Augen entquollen, aber brennend fielen sie auf Friedlef's Herz — denn Friedlef war ja die Alwina, um die sie flossen.

Nach allen Seelenstürmen, welche ihren Brautstand

erschüttert hatten, war ihr in jenem unseligen Moment, wo sie ihre Gestalt neben der Gruppe von Sara und ihrem Geliebten im Spiegel erblickte, die Unmöglichkeit, in ihrer Lage zu beharren, unwiderleglich vor Augen getreten. Mit einer Heftigkeit, bei der sie ihre Vernunft nicht mehr zu Rathe ziehen wollte, ergriff sie die Mittel zur Flucht und führte sie mit dem günstigsten Glück aus. Ein armer Handelsjude, dem sie oft Wohlthaten erzeugt hatte, kam, wie sie über ihrem Anschlag nachsann, ihr Waaren zu bieten. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie befahl ihm, sie den Abend nach der Trauung beim Ausgange eines Lusthölzchens zu erwarten. Die Gaffer und Müßiggänger waren um das Wirthshaus versammelt, wo Alwina wohl bedacht allen Dorfbewohnern, zu Ehren ihrer Hochzeit, Speise und Tanzmusik hatte bereiten lassen. Sie gab dem Juden einen Pack mit Kleidungsstücken zu tragen, den sie absichtlich groß gemacht hatte, um das darin verpackte Geld zu verbergen. Sie selbst trug ein kleineres mit ihrem Schmuck. Bis Geißenheim ging sie zu Fuß, dort nahm sie einen Kahn und befahl dem Juden, dem Schiffer zu sagen, er eile mit seiner Schwester, seine sterbende Mutter in Coblenz zu sehen, und werde ihm vieles Geld geben, wenn er ihn früh genug hinüberbrächte, um sie noch zu einem Testament zu bereden. Der Schiffer kannte den Handelsjuden, seine Eile und das Versprechen einer großen Belohnung war natürlich, auch Alwinens Verhüllung befremdete ihn nicht. Er hatte oft gehört, daß die Jüdinnen bei großer Trauer ihr Antlitz bedeckten. Er stach mit sei-

nem leichten Kahn in das Fahrwasser, der Strom ging stark, und auf diese Weise kam Alwina nach Coblenz, ehe man ihre Entfernung von dem Gute nur wahrnahm. Die Absicht, ihre Familie über ihren Weg irre zu führen, gelang; sie ging mit ihren auf Lyon ausgestellten Wechseln über den Rhein und gab sich, ihre deutsche Abkunft verleugnend, für eine französische Officiersfrau aus, die ihrem Manne nachzureisen gedächte. So half sie sich sehr gewandt bis Marburg, wo sie in dem Gasthofe die Frau eines französischen Majors fand. Diese lag gefährlich krank, und die rohen Wirthsleute äußerten ihren Entschluß, eine von allen Hülfsmitteln entblößte Fremde nicht länger zu beherbergen. Alwina faßte gleich den Vortheil, den sie hier finden könnte. Sie ging zu dieser Frau, beschenkte sie reichlich und bot ihr eine ansehnliche Summe an, wenn sie ihr wollte ihre Pässe verkaufen. Die Französin ging den Vorschlag freudig ein. Um in ihre Heimath zurückzukehren, hatte sie kein Hinderniß zu scheuen, und die Reise nach Rußland machte ihre Gesundheit für diesen Herbst unmöglich. So sah sich Alwina im Besitz der gültigsten Papiere, um sich bei allen fremden Behörden bis nach dem äußersten Norden zu legitimiren. Sie hatte in den vergangenen Jahren in Wiesbaden eine Familie aus Mitau kennen lernen, mit deren einer Tochter sie sich freundschaftlich verbunden. Nach neuern Nachrichten war sie auf das glücklichste mit einem wohlhabenden Manne verheirathet und äußerte in jedem Briefe den Wunsch, Alwina zur Zeugin ihres Glückes zu haben. Zu dieser Freundin

ihre Zuflucht zu nehmen, war ihr Plan bei ihrer Entweichung gewesen, und die Erlangung der französischen Pässe erleichterte ihr dessen Ausführung. Sie hatte in Kassel einen verstümmelten französischen Soldaten als Bedienten angenommen, der in den vielfältigen deutschen Feldzügen die Sprache hinlänglich gelernt hatte, um ihr allen Verkehr auf der Reise zu ersparen, und ungeachtet ihm nur ein Arm zum Gebrauche geblieben war, versah er seinen Dienst mit Eifer und Geschick. Oft mußte Alwina, die ihre Rolle als Französin, um jeder Entdeckung zuvorzukommen, beharrlich fortsetzte, wehmüthig lächeln, wenn Florentin den rohen Spott mancher Posthalter oder Wirthe über die „häßliche Französin" mit dem ritterthümlichen Wesen seiner Nation, dem Stolze des alten Kriegers und dem Zorne seines rechtlichen Gemüths zurückwies. Oft that Alwina, als wenn sie die Beziehung seines Streites nicht verstände; als sie aber endlich einmal fragte, warum er sich in Händel einließ, sagte er mit heftigem Unwillen: Gnädige Frau, das sind Barbaren, die weder Sinn für Ehre noch Achtung für Unglück haben. — Aber wenn sie Euch mishandelten, könnte ich ja verlassen zurückbleiben. Bei Gott, gnädige Frau, ich denke, sie würden Ihnen Ehrerbietung erzeigen, wenn sie sähen, daß ich mein Blut für sie vergossen hätte. — Alwina lächelte und setzte mit ihrem verstümmelten Begleiter ihren Weg fort.

In Mitau fand sie ihre Freundin ganz so liebevoll, wie sie sich in frühern Zeiten geäußert, ganz so glücklich, wie sie sich selbst geschildert hatte. Sie fand in ihrem Gattin einen Mann von edelm, festem Sinne;

ihnen vertraute sie sich an, und sie halfen ihr die Rolle einer französischen Officiersfrau so glücklich ausführen, daß ihr Mann in einem der nächsten Gefechte fiel, und sie als Witwe in Mitau zurückblieb. Nur ein kleiner Umstand ward gleich bei ihrer Ankunft geändert: sie ward wieder eine Deutsche, die aber einen französischen Krieger geheirathet hatte, und Florentin, den einzigen Zeugen ihres Franzosenthums, sendete man vor dieser Verwandlung reich beschenkt auf den Weg nach seinem Vaterlande zurück.

Alwina hatte sich in Brand's Hause — so hieß der Gatte ihrer Freundin — bald einen Kreis hülfreicher Thätigkeit geschaffen. Das bald nach ihrer Ankunft erfolgende Kindbett der jungen Gattin gab ihr die günstigste Gelegenheit dazu, und in den vertraulichen Gesprächen, welche in dieser Zeit glücklicher Einsamkeit für junge Gatten mit der Freundin gepflogen wurden, bildete sie den Plan aus, ihrem künftigen Leben durch ein Erziehungsgeschäft Werth und Zweck zu geben. Mit Bangigkeit dachte Alwina, daß sie auch hier das Vorurtheil zu bekämpfen haben würde, das ihre Gesichtsbildung ihr allenthalben erregte, allein sie war jetzt von fremden Ansprüchen geheilt und hoffte zuversichtlich, dieses Vorurtheil allein zu überwinden. Ihr Glaube betrog sie nicht. Sie hatte wenige Monate bei ihrer Freundin gelebt, als der Kreis ihrer Familie und Bekannten ihr zugethan war, und was sie behutsam einzuleiten wünschte, ward ihr dringend vorgeschlagen — manche wackere Mutter bat sie, ihre Talente zum Unterrichte ihrer Tochter zu verwenden. Alwina wäre nun mit ihrem Schick-

sale versöhnt gewesen, denn wer zu entsagen weiß, der findet auch zu genießen; nur die gänzliche Ungewißheit, in der sie über Alphons lebte, drückte sie nieder. Mit der Ruhe in ihrem Herzen nahm ihre Liebe für ihn an Innigkeit zu. Sie hatte für Alles, was ihr das Schicksal versagte, für Alles, was sie selbst ihm geopfert hatte, sich nichts vorbehalten als diese Liebe, und mit vollem Rechte gab sie ihr neben ihrem Gott ihren Platz. Der Kriegssturm vereitelte alle Mittel, die sie ausgesonnen hatte, unentdeckt Nachricht von ihm zu erhalten, und sie, die für das Größte Muth gehabt hatte, erlag fast der Unruhe, von Dem, welchen sie auf immer vermeiden wollte, kein Lebenszeichen zu hören.

Das Glück wich in dieser Zeit von Napoleons Heeren; der Strom, welcher sie auf ihrem Rückzuge dahinriß, berührte Mitau nur mit seinen äußersten Wogen, aber schon was diese herbeitrieben, war genug, um ein edles Gemüth von jedem Brüten über eignes Unglück abzuziehen. Brand widmete seinen Einfluß, seine Thätigkeit, seine Mittel der Erleichterung der unglücklichen Flüchtlinge; seine Gattin und Alwina waren wie die frommen Frauen des ersten Christenthums vor den Thoren des Hauses, die elenden Fremdlinge zu empfangen. An einem Tage, wo die erste Kälte die Frauen ins Zimmer gebannt hatte, ward Alphons mit seinen Gefährten ihnen von der Behörde zugeschickt. Auf Brand's Fragen an die Halbverhungerten nach ihrer Heimath antwortete einer von ihnen, daß sie Badener seien, und nannte Alphons als ihren Officier. Bei dem Namen des deutschen Landes, das ihr so werth

war, blickte Alwina dem gräßlichen Fremden ins Gesicht und erkannte trotz der erblindeten Augen und der erstarrten Züge ihren unglücklichen Freund.

Der erste Eindruck dieses herzzerreißenden Anblicks traf nur ihre Sinne — sie fiel in Ohnmacht. Wollte in so einem Augenblicke der Gedanke herrschen, so entstünde Verrücktheit, daher schenkte uns die Natur die Wohlthat der Ohnmacht oder gewaltsamer Klagen. Während der langsamen Rückkehr des Bewußtseins bildete sich schon in Alwinens frommem Geiste eine dunkle Ahnung von Gottes wunderbarer Schickung, und nach schwerem, aber entschiedenem Kampfe mit ihrem armen Herzen, das mehr, als sie es verstand, an Alphonsens seelenvollen Zügen gehangen hatte, dankte sie Gott, der ihn jetzt mit ihr unauflöslich verband. Sie sann nicht darüber nach, ob und wie lange sie von ihm unerkannt bleiben wollte; nur ihn pflegen wollte sie, ihn heilen, und daher keine Überraschung, keine Entdeckung, keine Erschütterung seines leidenvollen Gemüths. Als sie wahrnahm, daß er sie gar nicht erkannte, und dennoch ihr Andenken in ihm lebte, ward es ihr schwer, einen Übergang zur Entdeckung zu finden. Die Sicherheit, von ihm aufgesucht worden zu sein, jetzt von ihm beweint zu werden, war ihr so süß, machte sie aber auch so besorgt, den jetzigen Zustand zu stören, zu verändern. Ihre Freunde, die des Kranken gefährliche Lage übersahen, baten sie, die Wiedererkennung den Umständen zu überlassen, da ihr das Schicksal die Mittel, sich dem geliebten Manne unentbehrlich zu machen, so wunderbar in die Hand gegeben hatte. So verging die Zeit

während Alphonsens Heilung, und jeder Tag machte die Entdeckung schwerer. Alphons vertraute seiner liebevollen Pflegerin im Verfolg ihres langen Beisammenseins die Geschichte seiner unglücklichen Heirath und hielt sich mit der heitern Einsicht, welche ein langes Siechthum einem starken Gemüthe gibt, bei der Betrachtung auf, daß ihm das Schicksal nun aufgetragen habe, Alwinens schmerzliche Gefühle vervielfältigt zu leiden. Denn, sagte er, in den Momenten, wo ihr schönes Gemüth frei waltete über ihre Züge, vergaß man ihre Häßlichkeit, da hingegen mein erstorbenes Antlitz keine Regung meiner Seele mehr ausspricht. Alwinens heftige Wehmuth bei solchen Gesprächen befremdete ihn nicht, er fühlte sein eignes Weh noch zu scharf, um den wahrscheinlichen Grad fremder Theilnahme zu ermessen. Bald entstand auch eine Art Unredlichkeit in seinem Herzen; Friedlef ward ihm Alles, was unter diesen Umständen Alwina ihm hätte sein können; die Furcht, über diese Untreue klar zu sehen, entfernte ihn von jeder scharfen Untersuchung ihrer und seiner Empfindung. Alwina las bald in seinem Herzen; sie lächelte über das Schicksal, welches sie bestimmt hatte, die Liebe ihres Gatten durch seine Untreue zu erlangen, aber der Moment, ihm seinen Irrthum zu benehmen, war nun entflohen; die Entdeckung konnte ihn jetzt nur demüthigen und ihr eine Großmuth überlassen, die sein Zartgefühl verletzen mußte. Doch diese Verwickelung ängstigte sie; denn was ihr die Zukunft auch aufbewahren mochte, ihre Pflicht, den Hülfsbedürftigen nie mehr zu verlassen, war ihr klar; sich ihm

immer wohlthätiger und unentbehrlicher zu machen, war der Stolz und der Zweck ihres Bemühens.

Die Nachricht des Arztes, daß der Genesene nun seine Rückreise anzutreten im Stande sei, war für beide Gatten eine Schreckensbotschaft, so sicher beide Theile ihr entgegengesehen und beide sie gewünscht hatten. Alwina zitterte, daß Alphons sich entschließen würde, Friedlef zu verlassen, und fürchtete eben so sehr, daß eine Erklärung von seiner Seite sie nöthigen würde, sich ihm zu erkennen zu geben. Schweigend und sinnend saßen die beiden wunderlichen Freunde nach des Arztes Fortgehen beisammen, als Brand zu ihnen eintrat und ihnen lebhaft zurief: Der Arzt ist ein wunderlicher Kauz, der begreift nicht, wie Sie die saubere Nachricht von Ihrem Laufpaß nicht mit tausend Freuden aufnehmen. Wahrhaftig, mir machte sie ein Gallenfieber, wenn ich an Das dächte, was wir dabei verlieren. Ich habe aber lange nur an Sie, lieben Freunde, gedacht und die Sache berichtigt. Sie, liebe Friedlef, dürfen unser kaltes Klima nicht noch einen Winter bewohnen; Ihre Verwandte erwarten Sie; nun vollenden Sie Ihr Liebeswerk an unserm Freund und sorgen für seine sichere Rückkehr in die Heimath. — Alwina glühte vor Freude über den Ausweg, den Brand gefunden, ihre Reise mit Alphons herbeizuführen, ohne eine vorhergehende Erklärung nöthig zu machen. Dieser suchte seiner Freundin Hände, und sie an seine Brust drückend bat er schüchtern, daß sie sich den Himmel ganz möchte verdienen, daß sie ihn dahin möchte leiten, wo er nie ihre Gesellschaft, ihre Pflege würde ersetzt

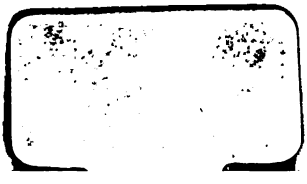
finden; „aber," setzt' er schmerzvoll hinzu, „doch Menschen, die mit Dank und Ehrfurcht zuhören werden, wenn ich von Ihnen erzähle."

So war nun dieser Punkt auch gewonnen. Alwina blieb des Armen schützender Engel bis an die Ufer des Rheins. Hatte nun die Stille des Krankenzimmers und der kleine Kreis von Brand's Hausfreunden diesen beiden Menschen Gelegenheit gegeben, sich innig zu verbinden, so war die lange Reise noch geschickter dazu. Alle Dienste, die treuste Liebe leisten konnte, wurden durch die schüchterne Zartheit, mit welcher sie Friedlef dem Freunde erwies, nur noch anziehender für Den, der sie empfing, wie für Die, welche sie leistete. Alwina sah nun schon dem Ende ihrer Reise entgegen, und da ihre schüchterne Zärtlichkeit so wenig zwischen der Ostsee und dem Main als in Brand's gastfreiem Hause Mittel gefunden hatte, Alphonsens Verblendung über ihre Rechte und Pflichten zu vernichten, so nahm sie, wie es der Schüchternheit so oft geschieht, den muthigen Entschluß, in dem letzten Nachtlager vor Manheim ihre peinliche Lage durch eine offene Erklärung zu beenden. Ängstlich vor dem Ausgang dieser Entdeckung legte sie den Weg gegen Würzburg zurück. Alphons war als lebensfroher Jüngling in dieser reichen Gegend gewesen, er fühlte sich deshalb gedrückter als gewöhnlich von seinem jetzigen Zustande und saß, sein Haupt stützend, in dem Hintergrunde eines Zimmers, dessen Fenster auf den lebendig strömenden Main gingen. Alwina sah aus ihnen die sinkende Sonne die Rebhügel vergolden, den raschen Strom mit zitternden

Flammen überfächen. Ein froher Ausruf verrieth, wie dieser Anblick ihre Sorgen verdrängt hatte. Alphons ward dadurch aus seinem Tiefsinn geweckt, er stand auf und Alwina eilte, ihn zu leiten. Er fragte nach dem Gegenstand ihrer Freude und hörte wehmüthig und theilnehmend der einfachen, innigen Schilderung zu, die sie ihm von der Abendlandschaft entwarf. Wie sie nun, in unbedachter Freude, dem Geburtslande wieder nahe zu sein, hinzusetzte: O wie ist dieses Ufer so schön, und wie viel schöner wird noch der Rhein sein! — legte Alphons seine Hand auf die ihre, die ihn führte, und sagte: „Und nicht hier und nicht dort werden sie meine Augen mehr sehen! — und Friedlef, was mir den Anblick des Lichts und der Erde ersetzte, soll ich verlieren —" Alwina fuhr erschrocken zusammen; wenn er jetzt seiner Gattin entsagte, so war ihr Verhältniß auf immer getrübt, und sie trug die Schuld erst ihrer Empfindlichkeit und jetzt ihrer zögernden Schwäche. Zitternd schwieg sie, indem er zögernd fortfuhr: Friedlef, mein Kopf war lange so krank, daß ich ein träumendes Leben geführt. Verzeihen Sie mir darum eine Schwäche, die nicht in meinem Charakter lag, bevor dieses Elend mich traf. In diesem Traumzustande glaubte ich oft in Ihnen meine Alwina zu sehen, und selbst wo ich meiner bewußt war, beglückte mich die Ähnlichkeit, welche Ihr Geist und Ihre Güte mit ihr hatten. Ich hätte gewünscht, ihr, deren grausames Schicksal mich noch schwerer drückt als die Nacht meiner Augen, ihr alle die tausendfachen Wohlthaten zu danken, die ich von Ihnen empfing, und

indem ich Ihnen dankte, liebte ich Alwina, und indem ich Alwina liebte — o Friedlef! verzeihen Sie, liebte ich auch Sie! Meine Hoffnung, mein armes Weib wiederzufinden, ist nun dahin — Hier entzog Alwina ihren Arm der Hand ihres Freundes, und nöthigte ihn dadurch, sich auf das nahe Fenster zu stützen. Sie fürchtete jetzt das Entscheidende zu hören und stand mit gefalteten Händen, als bete sie um Schonung. — Alphons fuhr fort: Aber nie kann meine Hand einer Andern gehören, auch wenn ich kein hülfloser Krüppel wäre — die Liebe, deren jetzt mein Herz noch fähig ist, kann keiner Gattin genügen; doch Ihre Freundschaft, Friedlef, Ihr Umgang schenkten mir die Stärkung, welche mich vor den Schrecknissen des geistigen Absterbens behüten kann, also das einzige noch mögliche Wohl, was mir das Schicksal vergönnte. Sie scheinen einsam, Friedlef; ich bin verlassen. Hier vergaß Alwina Vorsicht und Schonung, sie schloß Alphons mit beiden Armen an ihre Brust und rief in Thränen erstickt: Alphons, das warst Du nie — nie! Alwina war bei Dir! — Sie hatte ihres armen Freundes Zustand vergessen; solch eine Überraschung ertrugen seine Kräfte nicht; ohne ihre Umarmung zu erwidern, lag er leblos an ihrer Brust. Der herbeigerufene Arzt schien bestürzt, er fragte dringend nach den Umständen, welche diesen Zufall veranlaßten, er bat mit ernster Theilnahme, ihm anzuvertrauen, ob dem Kranken bei seinem Erwachen Kummer bevorstehe. — Ach! Alwina war zu schüchtern, zu zartfühlend, um dieses mit Bestimmtheit zu verneinen. Sie saß in der fürchterlichsten Angst neben dem, fortwährend in Er-

ſtarrung liegenden Geliebten, denn der Aezt hatte ihr die furchtbaren Folgen, welche dieſe Gemüthsbewegung auf ſeinen durch die Vorgänge des Feldzugs ſo grauſam gereizten Kopf haben konnte, geſtanden. Nach vielen furchtbar langen Stunden rief Alphons den Namen Alwina. Seine Freundin, überzeugt, aus ſeinem Munde nun über ihres Lebens Wohl und Weh abſprechen zu hören, beugte ſich über ihn und bat in der Angſt ihres Herzens: Verzeihe ihr den Betrug! — Die freudige Innigkeit, mit welcher er ſie in ſeine Arme ſchloß, das Dankgebet, welches ſeinen Lippen entſtrömte, waren das Pfand ihres Glücks. Die Natur hatte im heiligen Geheimniß des todtähnlichen Zuſtandes, in welchen Alphons verfallen war, ſeine Kräfte geſtärkt und ſeinem Geiſt Freiheit erhalten, die Vorgänge zu überſehen. Freudig umfing er jetzt die Gattin, mit welcher der Ältern Eigennutz ihn verbunden und von der ſelbſtſüchtige Reizbarkeit ihn getrennt hatte. Die Art ihres Wiederfindens blieb das Geheimniß ihres Herzens. Sie kamen nach wenigen Tagen im Rheingau an und erzählten dem Vater Alphonſens nur, wo, aber nicht wie ſie das Schickſal zuſammengeführt. Die Freuden der Jugendliebe waren dieſem Ehepaar auf immer verſagt, aber die ewigen Blüten der Geiſterliebe wurden ihr Antheil. Alwinens klarer Verſtand erſetzte Alphonſen das Licht ſeiner Augen, und ſie fand in der Fähigkeit, ſein Schickſal zu erleichtern, Erſatz für alles Weh, was ihre Jugend erlitt. Ein blühendes Kind leitet jetzt den blinden Vater durch

die Obstgänge seines Gartens im fruchtbaren Rheingau, und wenn er es auf seinen Knien schaukelt, lispelt ihm Alwina ins Ohr: Alphons, das sieht dem Manne ähnlich, dem ich so trostlos entfloh.

54655013